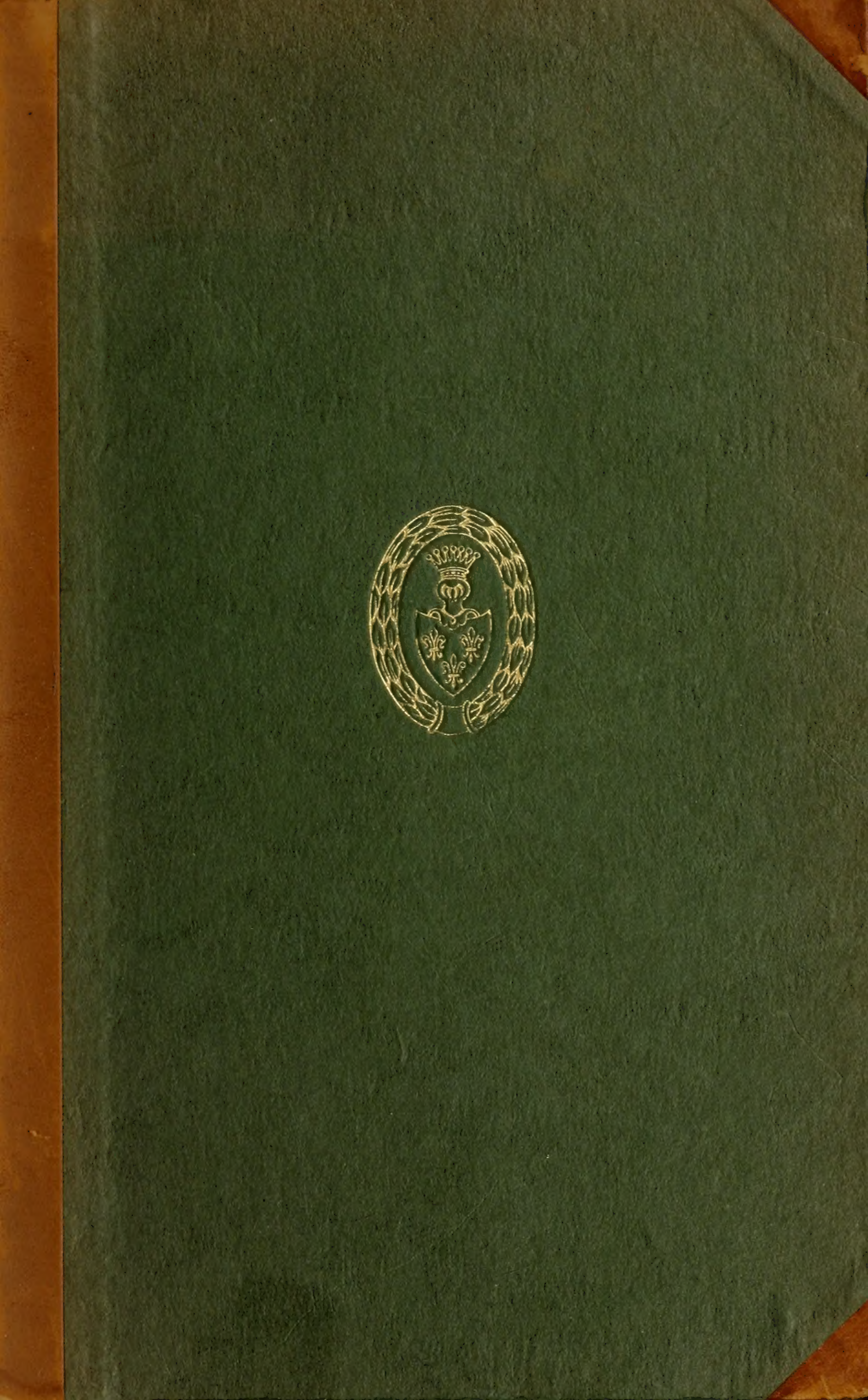


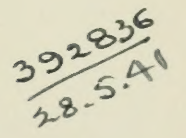

JH

Detlev von Liliencron

Ausgewählte Briefe

Erster Band





Verlegt bei Schuster & Loeffler in Berlin
1.—3. Auflage. 1910

Herausgegeben von Richard Dehmel

Vorwort des Herausgebers

Liliencron hat in seinem Testament bestimmt, daß ich seinen literarischen Nachlaß verwalten möge, insbesondere daß ich „darüber entscheiden soll, was noch gedruckt oder vernichtet werden soll". Es ist mir nun vielfach verübelt worden, daß ich bald nach seinem Tod einen Aufruf erließ, worin ich die fremdhändige Veröffentlichung seiner Briefe ohne meine Erlaubnis rundweg verbot. Aber ich habe damit einfach nach seinem ausgesprochenen Wunsch gehandelt, der mir noch mehr gilt als der geschriebene Wille. Nicht als ob wir uns verschworen hätten, allerlei Dinge zu vertuschen, die das Licht der Öffentlichkeit scheuen müßten. Die Leute, die derlei gemunkelt haben, kennen weder Liliencron noch mich, auch wenn sie mal unsre „Freunde" waren; und die Sammlung ausgewählter Briefe, die ich hier zum allgemeinen Besten gebe, wird grade diesen Wahrheitsfreunden verschiedene derbe Lichter aufstecken. Ich hör ihn im Sarge darüber lachen.

Aus zwei Gründen war eine umfassende Sichtung des brieflichen Nachlasses notwendig. Erster Grund: die Unmasse von Material mit stereotypem Inhalt. Liliencron war ein ungewöhnlich gewissenhafter Korrespondent; aber da er — teils aus innerm Bedürfnis, größerenteils aus äußerer Bedürftigkeit — eine ausgedehnte Bekanntschaft pflegte, mußte er sich sehr oft wiederholen. Unter seinen ungedruckten Papieren fand ich einen Denkspruch (schon aus dem Jahr 1877):

Mach dich frei!

Rasch und überlegt gedacht,
Dann die Sache abgemacht.
Laß die Briefantwort nicht liegen,

Hüte dich vorm Träumewiegen,
Sieh den Menschen in die Augen,
Und du wirst zum Leben taugen.

Ein noch nicht beantworteter Brief drückte ihn beinahe ebenso wie eine noch nicht bezahlte Schuld. Je älter und „berühmter" er wurde, umso mehr Zuschriften erhielt er natürlich, und umso stereotyper fielen die Antworten aus. Es lag also die Aufgabe vor, unter den oft fast gleichlautenden die wesentlichsten zusammenzusuchen. Die hier abgedruckte Sammlung ist aus einem Material von über 21 000 Schriftstücken (Briefen und Postkarten) gesichtet, und ich schätze, daß mir höchstens die Hälfte seiner ganzen Korrespondenz zur Verfügung stand; vieles ist ja im Lauf der Jahre verloren gegangen, manches war mir nicht zugänglich. Mir allein hat er nahezu 3000 geschrieben, wovon ich freilich fast zwei Drittel auf seinen Wunsch vernichtet habe. Übrigens schien es mir geboten, grade aus den an mich gerichteten Briefen möglichst wenig abzudrucken; Liliencrons Neigung zu überschwänglichen Bewunderungsworten ist bekannt, und so sehr ich mit seiner Meinung über mich einverstanden bin, mochte ich sie dennoch in einem von mir selbst herausgegebenen Buch nicht immerfort dem Leser auftischen. An den paar Stellen, wo ich es des Zusammenhangs wegen nicht unterlassen konnte, wolle man gnädigst ein Auge zudrücken.

Zweiter und hauptsächlicher Grund: Liliencrons widerspruchsvoller Charakter. So stereotyp er in einigen Grundlinien war, voltigierte er doch unabhängig zwischen diesen Linien hin und her, wählte die Richtungsdiagonale je nach dem Charakter der Leute, mit denen er grade zu tun hatte. Er war ein geborener Balanceur der Instinkte, daher früh ein erfahrener Menschenkenner; selbst seine Freunde verstand er sich einzuteilen. Er genierte sich unter Umständen

garnicht, seine sogenannten schwachen Triebe geflissentlich hervorzukehren, um unmerklich desto sicherer seine starken durchzusetzen. Nach seinem Tode galt es also, voreilige Veröffentlichungen einzelner Briefschaften zu verhüten, die ein durchaus nur stückhaftes Bild seines Wesens hätten aufzeigen können. Nach der Feststellung seines Totalcharakters, auf die meine Sammlung vor allem abzielt, werden spätere Spezialpublikationen nicht mehr irreführend wirken, vielleicht sogar weitere Aufklärung schaffen; das überlassen die Rechtsnachfolger des Dichters, an erster Stelle seine Witwe, gern dem psychologischen Taktgefühl der literarhistorischen Interessenten. Einstweilen gebührt viel Dank allen denen, die mir das umfangreiche Material, auch das unverwendbare, rasch und rückhaltlos anvertraut haben; dadurch ist mir die umfassende Sichtungsarbeit, wenn auch nicht grade erst ermöglicht, so doch sehr beträchtlich erleichtert worden, eine Arbeit, die ich ohne hilfreiche Hände, besonders ohne die Oberhand meiner lieben Frau Archivrätin, überhaupt nicht in Jahresfrist hätte bewältigen können.

Eile aber tat dringend not; denn Liliencron war noch kaum begraben, da wurden mit der üblichen Wettrennerei, natürlich wie immer in bester Absicht, allerlei Briefe von ihm durch die Presse gejagt, die der landläufigen Meinung über den Dichter einen willkommenen Zehrpfennig boten. Es waren Briefe, mit denen er die Zaungäste seiner Berühmtheit zu traktieren pflegte; an die Gastfreunde seines Ruhms schrieb er anders, und an die Freunde seiner Selbstehre noch viel anders. Aber hauptsächlich durch jene Art Briefe hat er den Ruf über sich aufgebracht, unter dem er oft bis zum Ekel litt: den erst übel- dann wohlgemeinten Ruf des liebenswürdigen Schwerenöters und harmlosen Draufgängers in Kunst wie Leben, dem eines Tages — er wußte nicht wie —

die Muse den Meisterkuß applicierte, mit äußerst leichtgeschürzter Gnade. Was tat's, daß sich sein Werk zu neun Zehnteln um Mordlust und Wahnsinn, Elend und Sünde dreht, daß man als Stirnbild vor jedes Gedichtbuch von ihm Dürers „Ritter, Tod und Teufel" setzen könnte, und vor Poggfred sogar die „Melancolia": er galt (und gilt den meisten noch heute) als der Hurra-Poet par excellence, als der Tschingdada- und Hopsassa-Held, der Liebhaber der kleinen Mädchen und möglichst großen Trinkgelder, der nebenbei auch gern noch Natur kneipte.

So wenigstens bei uns in Deutschland; im Ausland ist er schon besser erkannt. Man lese zum Beispiel, wie Charles Andler, Professor an der Sorbonne, ihn erläutert hat (in der Revue de Paris vom 15. Oktbr. u. 1. Novbr. 1909). Zwar beginnt allmählich aus Liebhaberkreisen auch bei unsern zünftigen Kunstbesprechern eine etwas tiefere Einsicht durchzusickern, die wohl schließlich einmal ins „Volk" dringen wird; aber vorerst kann die deutsche Gründlichkeit nicht eben stolz auf die Weisheit sein, die sie über den Dichter und Menschen Liliencron im ganzen zusammengesimpelt hat. Man meint ihm noch immer eine Ehre ausnehmenden Ranges anzutun, wenn man ihn als den herrlichen Kindskopf preist, der sich über nichts viel Gedanken machte; das soll dann beweisen, daß er „wahrhaft naiv" war. Wenn diese Naivitätsdoktrinäre das Lächeln hätten sehen können, in das sich die Miene des Kammerherrn — so nannte er seine Umgangsmaske — beim Lesen solchen Geschreibsels verzog! die Grimasse von Spott und Widerwillen, mit der er besonders den „lieben Detl" quittierte, dies schändlich sprachfalsche Schmeichelwort! Er hat sich dergleichen leider so lange mit gutmütiger Verachtung gefallen lassen, daß er schließlich nicht mehr dagegen auftrumpfen konnte; das war die sehr

verteufelte Mitgift seiner gottvollen Liebenswürdigkeit. Er hat seine Leutseligkeit oft verwünscht und würde sie gern sich abgewöhnt haben, hätten seine Geldnöte ihm den Luxus der goldenen Rücksichtslosigkeiten etwas reichlicher erlaubt. Schon 1897 schrieb er mir: „Zerstreue doch die gradezu kindischen Äußerungen der Leute, daß i ch (!) ein Kind sei; es ist ja unerhört" — und bald nachher nochmals: „ich bitte Dich, die höchst albernen, ja pharisäischen Bedenken der Menschen über meinen Leichtsinn pp. zu zerstreuen" — und nochmals: „es ist diesen Leuten nur bequem, so zu schwatzen, daß ich ein Kind wäre."

Freilich, natürlich, er war auch naiv; er war auch manches Andere noch, unter anderm recht kritisch gegen sich selbst. Er war meinethalben auch manchmal ein „großes Kind"; es gibt ja hundert Sorten Kinder, noch mehr als es Dichter und Künstler gibt. Er war nicht mehr und nicht weniger Kind, als jeder ganze Künstler es ist, oder sogar jeder ganze Mann. Er war jedenfalls kein dummes Kind, obgleich er selber manchmal recht bitter von seinen dummen Raptussen sprach. Er wußte genau Bescheid über sich, obgleich er sein freiherrliches Gemüt nicht unterdrücken konnte noch wollte. Er wußte auch über den lieben Nächsten Bescheid, der solchen Kavaliershumor mit Kammerdienerblicken betrachtet. Er wußte, daß er für seine Art Kunst eines kunterbunten Lebens bedurfte, das mutwillig über Abgründen gaukelt. Er wußte, daß unter seinem kleinen Hut „mit der unscheinbaren Sperberfeder dran" eine große Einbildungskraft rumorte, deren göttliches Wesen jeder Einfaltspinsel als menschliches Unwesen anschwärzen kann. Und insbesondere wußte er, daß die biographischen Hyänen, wie er sie nannte, schon gütigst darauf lauerten, seine disjecta membra auszuscharren. Auch das war ein Grund, warum

er mir die Verwaltung seines Nachlasses anvertraute, und warum ich den unliebsamen Aufruf erließ, der die wahllose Veröffentlichung seiner unzähligen Briefe einschränken sollte. Er, der sorgfältig Alles vernichtet hat, was Andern später hätte fatal werden können oder keinen geistigen Zukunftswert enthielt, er wünschte auch selber einigermaßen von der naiven Neugier und Klatschsucht der Literaturlakaien verschont zu bleiben.

Natürlich werden die schnurrigen Schleuderbriefe, womit er seine teils schätzenswerten teils unschätzbaren Gönner und Gönnerinnen nach Schema F begnadete, auch fernerhin anspruchslosen Gemütern eine Fundgrube des Ergötzens bleiben. Ich möchte nur das Meine tun, daß sich durch Auskramung solcher Lappalien nicht eine Karikatur seines Wesens bei den minder naiven Kunstfreunden festsetzt, auf deren Urteil das „Volk" doch schließlich hört. Ich möchte durch meine Auswahl der Briefe sein menschliches Gedächtnisbild in Einklang mit seiner dichterischen Vielbeweglichkeit bringen helfen. Ich will ihn also nicht etwa gewissermaßen durch sein „besseres Selbst" widerlegen, sondern nur gehörig vervollständigen. Ich will keinerlei „falsche Legenden zerstören", sondern eher welche bilden helfen; sie geben schließlich das einzig richtige Bild. Ich will überhaupt kein Material zu der tragikomischen Streitfrage liefern, die zwischen einigen seiner Verehrer entbrannt ist, welcher Liliencron nun der „eigentliche" war: der höchst fidele Optimist oder der tief desperate Pessimist, der äußerst simple Realist oder der innerst komplicierte Phantast, der fein graziöse Naturalist oder der derb bizarre Symbolist, der drastische Pathetiker oder der kontemplative Melancholiker, der sentimentale Idylliker oder der joviale Ironiker, der robuste Allerweltskumpan oder der hypersensible Sonderling, der

offenherzige Causeur und Charmeur oder der gründlich verschwiegene Misanthrop, der enthusiastische Gottsucher oder der nüchterne Atheist, der Bewunderer brutaler Heroen oder der zarte Verehrer Jesu, der abenteuerlich forsche Soldat oder der diplomatisch behutsame Herr in Zivil, der militärisch korrekte Patriot oder der extravagante Kamerad der Zigeuner, der rührend unpraktische Schuldenbaron oder der routinierte Brandbriefstilist, der skrupellose Libertin oder der gewissenhafte Familienvater, der souveräne Egoist oder der hingebungsvolle Freund. Denn er tanzte gern auf des Messers Schneide, nach der Melodie: „dar lach ick över!"

Vielleicht lernt man endlich in Deutschland begreifen, daß ein poetisches Naturell umso wundersamer organisiert ist, je mehr Widersprüche es in sich vereint. Vielleicht lernt man überhaupt begreifen, daß jedes Gebilde der kunstvollen Mutter Natur für den gesunden Menschenverstand ein widerspruchsvolles Wunder bleibt. Von diesem wundervollen Gesichtspunkt aus bitte ich die ausgewählten Briefe zu lesen, auch ein bißchen zwischen den Zeilen zu lesen. Man wird dann hoffentlich entdecken, daß er nicht einmal als blutjunger Leutnant blos den unbekümmerten Springinsfeld abgab, daß ihm „das edelste Wort: Selbstzucht" keine gedankenlose Phrase einer momentanen Lyrikerpose war, daß er in seinem „teutschen Tichterberuf" schon als Jüngling nicht ein kindliches Spiel, sondern eine männliche Arbeit sah, daß er die Heiterkeit seiner Kunst erst sehr allmählich als stärksten Trumpf gegen die Trübsal des Lebens ausspielen lernte und sich mit emsiger Umsichtigkeit aus Lenaus und Strachwitzens, Platens und Heines, Storms und Fontanes Fußtapfen zu Kleist und Goethe, Byron und Shakespeare, Dante und Rabelais hintänzelte. Es ist wahrlich Zeit, mit

dem Aberglauben an den „simpeln" Liliencron aufzuräumen. Könnte man weiter nichts an ihm rühmen, dann wäre er ja schlechterdings nur ein etwas kräftigeres Exemplar der braven Lyrikare gewesen, die er als „Pieplipiep und Tut-litut" zu verhöhnen pflegte. Es steht natürlich jedem frei, seine einfachsten Geisteserzeugnisse für seine besten oder schönsten zu halten; aber man sei sich gefälligst klar, daß man damit kein irgend zulängliches Urteil über den Wert seines ganzen Wesens fällt, vor allem nicht über die Anregungs-kraft, die von ihm auf die verschiedensten Kreise unsrer mannichfach verwickelten Sprachkunst doch tatsächlich aus-ging und immer noch ausgeht. Er hat einmal einem Ästhetiker, der ihn nach seinem 60. Geburtstag noch als „Naturburschen" gepriesen hatte, unter der Hand bestellen lassen: für diese Anpreisung möchte er ihm „am liebsten in die Fresse schlagen".

Daß er Schlichtheit liebte, ist gewiß richtig; aber das Barocke reizte ihn ebenso stark. Man mag von ihm aus-sagen, was man will: es ist immer auch das Gegenteil richtig. Er war so durch und durch widerspruchsvoll, daß er eine feste Richtungslinie in seinen steten Gefühlskämpfen weder ziehen konnte noch wollte. Wenn man nach einem ge-meinsamen Grundzug seiner instinktivsten Anlagen sucht, würde ihn höchstens vielleicht das Wort des Comte R. de Mon-tesquiou bezeichnen: „L'excessif seul est supportable". Aber diese Neigung zur Schrankenlosigkeit war doch durch eine sehr empfindliche Scheu vor den vielerlei Grenzen der Menschheit gehemmt. Etwas nicht blos Zwie- sondern Zwanzigspältiges trieb ihn immerfort dicht am Rande der seelischen Selbstzertrümmerung hin; er hat darunter so heftig gelitten, daß ihn in seinem letzten Jahrzehnt ein immer tiefer bohrender Abscheu vor der menschlichen Drangsal befiel, ein

bodenloser Ekel vorm Leben, der ihn mehr als das Altwerden untergrub, den er schließlich fast in jedem Brief den Leuten an den Schädel warf, aber den ihm sehr bezeichnender Weise die meisten nie recht glauben wollten. Denn dieses tragische Element seines Wesens war ihm selber so vollkommen bewußt, daß er eben deshalb es komisch zu nehmen verstand. Daher sein ironischer Humor, der ebenso trotzig mit seinem eignen Dichten und Trachten wie mit Gott und der Welt umsprang. Das machte den Leuten natürlich Spaß, umso mehr, als ihnen nebenbei das „große Kind" doch ein bißchen leid tat. Aber er war kein Humorist von der üblichen Sorte, die mit der „lächelnden Träne" hausieren geht; eher schon mit dem Galgenstrick. Er war ein Moqueur und Blagueur feinster Rasse, mit der Unschuldsmiene des Junkers vom Lande; wenn man nicht wüßte, daß er aus dänischem und amerikanischem Blut gemischt war, würde man ihn für einen Gascogner ansprechen. Trotzdem und deswegen braucht man es nicht übermäßig ernst zu nehmen, daß er auf sein „teutsches Dichtertum" etwas sehr laut zu pfeifen pflegte; im stillen war er recht stolz darauf und pfiff noch viel verächtlicher auf die Leute, die für solchen stillen Stolz keine Fühlfäden haben.

Eben dies sein heimliches Selbstbewußtsein, das nehme man so ernst wie nur möglich! Wenn er sich scheinbar wegwarf als Bettelbaron, dann wußte er doch ganz genau, daß er sich das erlauben durfte, weil sich sein innerster Adel nicht wegwerfen ließ. Und übrigens hielt er's mit Casanova und anderen christlichen Stegreifrittern, deren linke Hand ebenso offen zum Geben wie die rechte zum Nehmen war. Diesen Hang zur nobeln Passion à la Byron, nebst einem Zug von Brutalität à la Blücher, hat er mit planvollstem Witz benutzt, um über seine Melancholie und

seine Misere zu triumphieren. Hätte nicht dadurch sein ebenso praktischer wie phantastischer Humor einen typisch heroischen Einschlag erlangt, könnte man sich versucht fühlen, ihn seiner Lebensführung nach als einen genialen Pierrot zu deuten, wie Mozart einer gewesen ist; er war eben zu beweglichen Geistes, als daß sich irgend ein einzelner Typ starrsinnig in ihm ausbilden konnte. Kurz, er ist nicht unbedeutend genug, um noch länger blos als naiver Poet und deklassierter Baron kommentiert zu werden. Wie sehr er den vielen klugen Herrschaften, die ihn für ein „Kind" glaubten halten zu dürfen, in Wirklichkeit überlegen war, das wird sich in und zwischen den Briefen dem aufmerksamen Leser manchmal höchst ausgewachsenermaßen enthüllen. Er verstand es, im Handumdrehen den liebenswürdigsten Tartüffe noch viel liebenswürdiger zu düpieren. In der Tat: er „sah den Menschen in die Augen", mit seinem „Spökenkiekerblick", der keiner psychologischen Brille bedurfte. Ihm selber, wie er sehr wohl wußte, war nicht so leicht hineinzusehen, in diese seltsam dämmerblauen, nebelgrauen Späheraugen, die — wie er im Breide Hummelsbüttel sie unübertrefflich gekennzeichnet hat — „halb im Traum halb im Leben standen"; er konnte sie undurchdringlich verschleiern. Er verbarg als Dichter oft seine strudelnde Tiefe unter einer leicht gekräuselten Oberfläche; er tat es als Lebenskünstler fast immer. Am deutlichsten hat er sich darüber in einem Spottgedicht ausgesprochen, das er schon anno 1888 „den alten Tanten" zugedacht und später seinem Freund Maximilian Fuhrmann mit der Anweisung übergeben hat, es ein Jahr nach seinem Tod zu veröffentlichen. Ich drucke es hier gleichfalls ab:

Ihr Guten und ihr Lieben,
Ihr hättet gern gewußt,

Was immer ich getrieben;
Das wär euch eine Lust.

Denn schlug ich übern Schwengel,
Gings mal nach meinem Kopf,
Gleich hattet ihr den Bengel
In euerm Kaffeetopf.

Das will ich euch nun sagen,
Daß heimlich ich und viel
Fand mancherlei Behagen,
Trieb manches tolle Spiel.

In meiner Todesstunde,
Ist auch mein Herz gerührt,
Gibt noch ein Lächeln Kunde,
Daß ich euch angeführt.

Die Auswahl der Briefe soll aber nicht nur ein volles Bild seines Charakters geben, sondern zugleich so weit wie möglich ein autobiographisches Entwicklungsbild. Etwas lückenhaft ist es leider für das halbe Jahrzehnt geblieben, während dessen sich sein schriftstellerischer Trieb zum eigentlich dichterischen entfaltete, also von seiner amerikanischen Reise bis in seine Hardesvogt-Stellung (1876 — 81). Das ist jedoch keineswegs dadurch verursacht, daß er grade über diese Zeit, wie gewöhnlich behauptet wird, besonders ungern gesprochen hätte. Er sprach überhaupt nicht gern von Sachen, die erledigt hinter ihm lagen; er war im Handeln wie gesagt ein Mann vom Schlage des Marschalls Vorwärts, und sein drittes Wort hieß „bitte rasch!" Wenn zufällig doch einmal das Gespräch auf abgetane Erlebnisse kam, nahm er durchaus kein Blatt vor den Mund. Daß über jene Zeit wenig Schriftliches vorliegt, erklärt sich vielmehr einfach dadurch, daß die meisten

Briefe abhanden gekommen sind. Nicht jeder Empfänger ahnte ja damals, was in dem „närrischen Liliencron" stak; selbst seine nächsten Verwandten haben mir nichts Wichtiges mehr geben können. Und er selber hat fast Alles vernichtet, dessen er wieder habhaft wurde, z. B. nach dem Tod seines Vaters oder alter Regimentskameraden; auch seine Tagebücher hat er verbrannt, nachdem sie poetisch ausgenutzt waren. Er hat nur ganz genaue Register über sein lyrisches Werk hinterlassen, mit den Texten und Daten der Gedichte, oder mit den Daten einer späteren oder der endgiltigen Umarbeitung, etwa 50 stattliche Schreibhefte, die er von dem Moment an zu führen begann, wo er sich zu künstlerischer Selbstzucht entschloß (im Sommer 1877). Wären nicht die innerst wertvollen Briefe an den Freiherrn v. Seckendorff aufbewahrt geblieben, würden wir über die ganze Vorzeit, in der seine früh erwachte Schriftstellerlust allmählich technische Disziplin errang, ebenso wenig Kunde haben.

Über seine Beamtenlaufbahn hat er das Wichtigste brieflich mitgeteilt, sei es gleichzeitig oder nachträglich; seine allzu rasche Amtsniederlegung bezeichnete er mir einmal als den „einzigen dummen Streich seines Lebens". Über seinen Aufenthalt in Amerika gibt ein Brief an Baron Seckendorff Auskunft; auch hat er mir später gelegentlich allerlei darüber erzählt. Er war knappe anderthalb Jahre drüben (von Ende September 1875 bis Anfang Februar 1877) und hatte daran reichlich genug. Abgesehen von einem kurzen Abstecher nach Philadelphia und Washington und einem Ausflug nach den „großen Seeen", ist er über New-York nicht hinausgekommen. Die dortige Erwerbsstreberei wurde ihm bald ganz unerträglich, obwohl sein Humor, sein Glück bei Frauen und nicht zuletzt sein adliger Name ihm manches Türchen öffneten. Er geriet dabei öfters in die Lage, gründlichst über sich nachzu=

denken, und hat schon dort verschiedene Pläne zu größeren Dichtungen entworfen. Bei seinem steten Geldmangel mußte er sich, bis er endlich die Mittel zur Rückfahrt erlangte, sehr notbehilflich durchschlagen, als Sprachlehrer, Klavierspieler, Stallmeister, eine Weile sogar als Stubenmaler; auch verkehrte er ziemlich viel in dem „Hotel zum Alligator". Über dieses Hotel, das noch jetzt existiert, hat mir ein Redakteur der New-Yorker Staats-Zeitung, Herr R. H. Wildermann, Folgendes geschrieben: „Es wird von einem Deutschen geleitet und hat fast ausschließlich deutsche Kundschaft. Eine Spelunke ist es durchaus nicht. Für 5 Cents (22 Pfg.) gewährt der Wirt Nachtquartier. Das besteht in einem Stuhl, einer überheizten Bude und einem Stück Seil. Das heißt: Das Seil ist zwischen zwei Pfosten quer durch die Stube gezogen. Auf beiden Seiten des Seils sitzen die Gäste, legen die Arme auf das Seil, darauf den Kopf, und schlafen so bis 5 Uhr morgens. Um diese Zeit klopft der Wirt mit einem ehemaligen Stuhlbein auf den Tisch und schreit: »5 Cents für Kaffee!« Wer diese fürstliche Summe nicht erschwingen kann, muß jetzt das Lokal verlassen. Diejenigen, die sie erschwingen, dürfen noch eine Stunde weiter »pennen«. Ein neuer Schlag mit dem Stuhlbein kündet dann das Frühstück an. Wer nicht durch den Schlag erwacht, wird unsanfter geweckt. Das Seil wird losgebunden, und die Menschen, die sich noch darauf stützen, taumeln in den Saal zu Boden."

Von 1885 an, wo Liliencron durch Hermann Friedrichs, den Redakteur des „Magazins", mit der breiteren Öffentlichkeit in entscheidende Fühlung trat, bieten die ausgewählten Briefe einen lückenlosen Bericht seiner Lebensführung. Hinter diesen biographischen Auswahlzweck mußte ich die Korrespondenz über spezifisch literarische, besonders technische An-

gelegenheiten durchgehends zurücktreten lassen; sonst wäre die Sammlung auf einen Umfang geschwollen, daß kein Mensch, der nicht Fachgelehrter ist, sie je zu Ende lesen könnte. Liliencron pflegte seine Verse, manchmal auch seine Prosa-Manuskripte, bei seinen Freunden herumzuschicken, um Besserungsvorschläge zu bekommen, bevor er die letzte Feile anlegte. Er wußte, daß in Einzelheiten zwölf Kenneraugen mehr sehn als zwei; und der ganze Wurf seiner Dichtungen kam so zielkräftig aus eigner Hand, daß fremder Eingriff ihn nicht verdrehen, sondern nur straffer richten konnte. Eine Sammlung dieser technischen Korrespondenzen würde für junge Poeten und alte Ästhetiker sicherlich ungemein lehrreich sein, aber jeden minder zünftigen Leser unausstehlich langweilen. Ich überlasse deshalb die Herstellung eines solchen Sammelwerkes, das überdies mit tausend Fußnoten, Citaten, Varianten u. dergl. verbrämt werden müßte, gern den Herren Literaturprofessoren und habe hier nur hin und wieder eine besonders charakteristische Probe von derlei Briefen eingereiht. Desgleichen von den kritischen Anwandlungen, die auch „der unkritische Liliencron“ keineswegs immer für sich behielt, zumal in seinen jüngeren Jahren. Er gab freilich nicht viel aufs Kritisieren und hat es sich schließlich ganz abgewöhnt; aber mit seinem scharfen Blick für das Wesentlichste jeder Erscheinung durchschaute er die Leutchen sehr gut, die er — teils aus ursprünglicher Liebenswürdigkeit, teils aus wohlüberlegter Verbindlichkeit, teils auch aus Bequemlichkeit — mit eitel Lobsprüchen abfertigte. Seinen wirklichen Freunden gab er zuweilen, d. h. ohne fortwährend zu kritteln, die Wahrheit recht pfeffrig aufs Honigbrot; sein Tadel war ein Achtungsbeweis.

Im Übrigen habe ich aus der Sammlung all den persönlichen Klatsch weggelassen, dem lediglich eine Zufallslaune

oder Augenblicksmeinung zu Grunde lag; ganz und gar ohne Klatsch geht's ja leider in Briefsammlungen niemals ab. Ebenso habe ich Alles gestrichen, was ohne Kommentar nicht verständlich war; ich wollte den galoppierenden Stil dieser temperamentvollen Dokumente nicht durch Erklärungen lahmlegen. Ausgelassene Stellen in den Briefen sind durch Punkte in eckigen Klammern [. . . .] bezeichnet. Wo ich in den Originaltext kurze Notizen einschalten mußte, z. B. konkludierte Daten, Namen, Buchtitel, Überschriften, sind sie gleichfalls in eckige Klammern gesetzt. Flüchtigkeitsfehler und Wortabkürzungen, die nicht ohne weiteres verständlich schienen, habe ich schlankweg abgeändert; ich wollte kein Buch für Pedanten machen, sondern für Liebhaber Liliencrons. Die Orthographie der Originale habe ich unverändert gelassen, da sich Liliencron, wie wohl jeder Dichter, mit den vielfach widersinnigen Regeln der jetzigen behördlichen Schreibweise niemals recht vertragen lernte. Dagegen habe ich seine Interpunktionen, mit denen er früher sehr willkürlich und oft unübersichtlich umsprang, durchweg der satzbaustrengen Methode seiner letzten Jahre angepaßt. Der äußerst eigenwillige Eindruck seiner handschriftlichen Briefe, besonders aus der späteren Zeit, läßt sich sowieso in Druckschrift nicht wiedergeben: diese dutzendfachen Wortunterstreichungen, Ausrufzeichen, Gedankenstriche, Gefühlszwischenräume, Buchstabendehnungen, Zickzacklinien und Bombenpunkte, Bleistift-Pfeile und Buntstift-Einsprengsel, womit er seine Ab- oder Ansichten dem vielbeschäftigten sinnigen Leser möglichst rasch und sinnfällig klarmachen wollte. Ich gebe den beiden Sammelbänden je zwei Briefe aus verschiedener Zeit, die nicht abnorm, sondern typisch sind, in Faksimile-Reproduktionen bei, damit man die Wandlungen seiner Handschrift ungefähr daraus ersehe, und ein wenig auch die Wandlungen

seines handführenden Geistes. Denn je länger je gründlicher begriff er, daß noch viel mehr als die menschliche Bosheit die bodenlos unmenschliche Dummheit unser gegenseitiges Verständnis erschwert, und daß wir dieses mit allen erdenklichen Mitteln einander im Leben erleichtern sollten. Daß er in der Dichtung solche Erleichterungsmittel, insbesondere gesperrten Druck, Gedankenstriche und Ausrufzeichen, zuguterletzt grundsätzlich verpönte, geschah deshalb, weil er erkannt hatte, daß überhaupt kein Mensch ein Gedicht so versteht, wie es der Dichter im Grunde gemeint hat.

Jetzt ist er der eigenen Torheit entrückt, und vielleicht lernt ihn die menschliche Weisheit doch allmählich etwas besser verstehen, als er im Leben verstanden wurde. Ich meine nicht blos mit dem Verstand verstehen, sondern aus einer ähnlichen Empfindung heraus, wie sie mich an seinem Grabe erfüllte. Man möge es demnach nicht mißverstehen, daß ich meine Grabrede hier wiederhole: —

Liebe Freunde und ihr Mitfühlenden alle! Wir müssen nun Abschied nehmen von diesem Toten, dessen Leben uns unsäglich beglückt hat. Es würde nicht in seinem Geist sein, hier viele Worte darüber zu machen, was wir an ihm verloren haben. Es würde erst recht nicht in seinem Geist sein, hier unsern Schmerz in die Welt zu rufen und einander das Herz noch schwerer zu machen. Wenn er jetzt unter uns treten könnte, er würde sagen: „Kopf hoch, Leute!" Er würde es sagen, laut oder leise, mit seinem hellen trotzigen Lachen oder mit stillem gütigen Lächeln. Wir Wenigen, die ihm die Nächsten waren, und die wir es anfangs kaum fassen konnten, als er so jäh uns entrissen wurde, Er, dessen Jugendkraft unverwüstlich schien, plötzlich vernichtet durch einen Hauch, durch nichts als einen tückischen Windhauch — nein, wir können es immer noch nicht fassen. Aber nicht wir

Nächsten allein stehen hier um die Grube versammelt, in die seine sichtbare Gestalt jetzt versenkt wird; wir stehen hier mitten in einer Gemeinde, die weit über diesen Friedhof hinausreicht, grenzenlos weit ins Leben hinaus, vereint durch sein unsichtbares Bild, das uns der Tod nicht entreißen kann. An solchem Grab wollen wir nicht trauern, wir wollen unsre Herzen erheben! Wenn wir weinen müssen, ist es nicht blos aus Schmerz; es ist aus überströmender Dankbarkeit, daß wir so Unendliches mitfühlen können. Des Dichters unvergängliches Werk, des Menschen unvergeßliches Wesen: ich weiß nicht, wodurch er uns mehr erhebt. Er war einer von den herrlich Gefügten, deren Leben und Dichten gleich kühn emporsteigt aus ihrer unverbrüchlichen Seele, so vollkommen gleich in freier Schwebe wie der herrliche doppelte Regenbogen, der sich gestern, nachdem wir in seinem Hause den Sarg über ihm geschlossen hatten, über den ganzen Himmel Hamburgs spannte, eine überirdische Ehrenpforte. Der Freiherr von Poggfred, so steht er vor uns, hoch über allem Standes- und Sittenzwang, aber treu jeder selbstgewählten Pflicht bis tiefst hinab ins Selbstlose, in das wir Alle verkettet sind. Helm und Degen liegen auf seinem Sarg; so hat er's verdient, der alte Soldat, der mit Leib wie Seele für uns gekämpft hat, für uns Deutsche und für uns Menschen. Helm und Degen wird er nun immer tragen, und einen unverwelklichen Blumenkranz, wenn er im Geist vor uns aufersteht, nicht mehr nun der alte Soldat, sondern der immer junge Held, der uns entzückt von Kampfplatz zu Kampfplatz führt wie zu einem hinreißenden Tanz. Denn so ist er in Wahrheit durchs Dasein getanzt, noch bis zu seiner letzten Reise, die er mit Weib und Kind unternahm, um den liebsten Menschen, die er hatte, seine geliebten Schlachtfelder zu zeigen. Dort hat ihn der feindliche Lufthauch getroffen, der die tödliche

Entzündung entfachte; und dann ist er dem Wink des Todes gefolgt, wie er den Winken des Lebens zu folgen pflegte, rasch dahin, ohne langes Gefackel. Ganz geschlossen ist das Spiel seines Lebens, wunderbar ganz in sich geschlossen, trotz aller Kreuz-und-Querzügigkeit; vollkommen vollendet auch noch sein letztes Gedichtbuch, auf das er den Titel „Gute Nacht" gesetzt hat, als ob er den Schlaf schon nahen fühlte, auf den er gefaßt war wie Wenige, ohne Furcht vor der ewigen Nacht, ohne Hoffnung auf einen jüngsten Tag, sondern mit reiner ruhiger Ehrfurcht vor der unerfaßlich unerschöpflichen Macht, die uns leben und sterben läßt. Nein, er war nicht blos der kindhafte Spielmann, nicht der harmlose Junker Übermut, der liebenswürdig leichtsinnige, für den ihn viele gehalten haben, die sich nur an der bunten Oberfläche seiner reichen Einbildungskraft vergnügten, oder die sich ärgerten an der allzeit offenen Hand des armen Schuldenmachers der Wirklichkeit. Er war auch der Mann der schweren Stunden, der einsamen Fragen und Gedanken, der auf Jesus mit den Worten wies: „Nach Innen sah ich seine Schmerzen weinen." Er hat nur deshalb das menschliche Leben in ein launisches Spiel der Natur umgedichtet, weil er den furchtbaren Ernst unsres Lebens aus innerster Erfahrung begriff, weil er sich frei davon machen wollte, frei von der grausigen Notwendigkeit und notwendigen Grausamkeit, vor der sein empfindliches Gewissen immerfort in Entsetzen geriet. Er hat sich ja nicht als Jüngling zum Dichter geschult, sondern als Mann erst, der vom Schicksal geprüft war, der auf Schlachtfeldern und in fremden Ländern die Menschen hatte ringen sehen. Das ist das Wunder an seinem gereiften Geist, daß beides innigst in ihm vereint blieb: der trotzige Jüngling, der unbedenkliche, und der gütige Mann, der nachdenkliche. Daher sein starkes, herzbefreiendes Lachen, das niemals zer-

rissen geklungen hat, und zu dem sein feines huschendes Lächeln wie ein gedämpftes Echo stimmte. Daher das herzgewinnende Plaudern des mitteilsamen Menschenfreundes, aber zugleich auch der lauschend verschleierte Blick des tief verschwiegenen Menschenkenners. Daher der edelmännische Zauber seiner ganzen Haltung und Zurückhaltung, diese seltsame Liebenswürdigkeit, der niemand sich entziehen konnte, diese unwillkürliche Umgänglichkeit, selbst wo er haßte oder verachtete, diese wohlbedachte Leutseligkeit, der nur seine nächsten Freunde anmerkten, wieviel zarte und harte Menschenscheu sich darunter in einsamer Tiefe verbarg. Und daher auch die Zauberkraft des Dichters, der selbst seine trübsten und leidvollsten Einsamkeiten in helle Lust für uns Alle verwandelt hat, dieser große Unverkümmerte, der uns nun mit seiner verklärten Stirn auch über den Abschiedsschmerz noch hinweghilft, auf seinem Regenbogen dahintanzend über dem irdischen Getümmel. Habe Dank, du wundervolle Seele! Ich höre Deine eigenen Worte: „Der Himmel lächelt seinem Sonntagskinde." Ruhe nun aus vom Menschenelend, du tapferes, mildes, adliges Herz.

R. D.



1871
(Photographie R. Hummel, Coethen)



1883

Aufschrift an Hermann Friedrichs 1885

(Photographie J. Vahlendick, Kellinghusen)



1885

(Photographie J. Vahlendick, Kellinghusen)

Erster Abschnitt

1868—1875

Leutnantszeit.[1] Feldzug und Verwundung. Erste Verlobung. Lebenspläne und Glaubensfragen. Erste Schriftstellereien.

An Ernst Freiherrn von Seckendorff.

Kiel, 9. November 68

Mein lieber Baron! [. . . .] Ich bin gesund vor einigen Tagen in Kiel bei meinen Eltern angekommen, u. muß aufrichtig gestehen, daß es ein ganz klein wenig langweilig ist. Meine Eltern leben sehr zurückgezogen, meine paar Jugendbekannten sind fort, so daß ich eigentlich keinen Menschen mehr hier habe. Kiel selbst ist mir unausstehlich mit seinem Parteihaß; — die Garnison ist, glaube ich, auch nicht viel werth — [. . .] Du siehst, lieber Seckendorff, wie ich auf mich selbst angewiesen bin. Ich lese viel u. spiele viel, und gehe dann und wann in ein Concert. Das Theater ist hier, selbst nach Mainzer Begriffen, miserable. [. . . .]

Ich schwatze so viel von mir u. meinem Wohlergehen, u. frage gar nicht nach Dir. Aber ich finde, es ist das ein Zeichen guter Freundschaft, daß, wenn man sich für einander interessirt, man von sich selbst erzählt in der Meinung, der Andere thue dasselbe. Verstehst Du das auch? lieber Seckendorff. [. . . .] Mais, à propos — kennst Du Steins Leben von Baur? Es ist eine vorzügliche Lectüre. Ebenso: Geschichts- und Lebensbilder von Baur! — Bei meinen vielen einsamen Spaziergängen, die ich mache, denke ich jetzt viel nach, namentlich über die Vergangenheit u. dann an die Zukunft! Wie soll es eigentlich mit E i n e m werden: Ohne Arbeit, Fleiß, Anstrengung, Entbehrung kommt man nicht durchs Leben, oder man bleibt ein ganz unscheinbares Männchen sein Leben lang. Sage mal, ist bei Dir schon der Ehrgeiz ausgegangen? Fast ist er es bei m i r! Was ist Ehrgeiz? Eine Sucht nach Ruhm u. Ehre, ich glaube weniger eine Sucht nach wahrhaft Großem. Ich glaube, es giebt

wenige Menschen, die wirklich sich selbst vollständig in so fern vergessen, daß sie nur groß u. gewaltig werden wollen, um ihren Mitmenschen u. Mitwelt zu nützen. Und das soll doch eigentlich nur unser Ziel sein, u. man kann das, so glaube ich, auf jedem Felde — auch im Soldatenstande — aber je mehr ich darüber nachdenke, je düsterer und verwirrter werden meine Gedanken. Das Fürchterlichste ist u. bleibt immer: ein verfehlter Beruf! Dieu soit loué: so weit ist es mit mir nicht, u. auch nicht mit Dir — — aber da sind mir denn dabei andere Scrupel gekommen, die wir Beide, Du als frommer Catholik u. ich als strenger Protestant, haben könnten, u. die ich früher gehabt habe.

Wenn wir ganz strenge sein wollen, so müssen wir stricte nach Gottes Geboten handeln. Und Gott hat gesagt durch Jesus Christus, daß wir stets zuerst nur sein Wohl im Auge haben sollen (verzeihe diesen etwas vulgairen Ausdruck); und wenn das der Fall, so müßten wir mit unsern Soldaten Betstunden halten u. sie stets zum Guten anleiten, statt nur sie zu exerciren u. sie zu behandeln quasi (u. wie oft) als wären sie nicht unsers Gleichen (Du mißverstehst mich natürlich nicht). Aber wenn wir nun Betstunden einrichteten, wie lächerlich würden wir in den Augen der Cameraden erscheinen — u. der Fluch der Lächerlichkeit!!! — Ja, im strengen Sinne müßte man so handeln.

Ich glaube, wir haben schon einmal dieses Thema verhandelt; es kam mir eben in den Sinn, und — pardonnez, mon cher, wenn ich Dich damit gelangweilt habe! — Das Lesen wirklich guter Bücher, namentlich Geschichte u. Biographieen, halte ich für sehr gut; man erhält dadurch einen Sporn zur Nachahmung. Und doch, welch ein langer, ermüdender Schritt von der Bewunderung zur Nachahmung! sagt, je crois, Excellenz Goethe.

Ich möchte eigentlich noch so weiter schreiben, denn Briefe schreiben thue ich sehr gerne — aber ich fürchte, Dir langweilig zu werden.

Sollte ein Brief u. Packet aus Kopenhagen ankommen, so bitte behalte es, bis ich wiederkomme — ich reise in nächster Woche hin, aber nur auf einige Tage, — u. adressire meine Briefe mir hierher, u. antworte mir recht bald u. wie es Dir

2

geht u. dem vieledlen Regiment geht, u. was für Verände-
rungen pp.

In steter Liebe Dein Liliencron.

An denselben.

Neues Palais bei Potsdam. 21. 4. 69.

Mein lieber Baron! Bis zu diesem Augenblicke habe ich hier noch keine frohe Stunde gehabt, indem ich immer bis jetzt sehr viele Schmerzen gehabt habe; gestern Morgen habe ich mich krank melden müssen, so widerwärtig mir es auch war. Aber es wäre Thorheit gewesen, mich noch länger dem Zuge auszusetzen. So sitze ich denn hier in meiner nichts weniger als reizend meublirten Stube, u. habe Zeit u. Lust Dir eine ganze Masse zu erzählen. [. . . . .] Meine Stube besteht aus 5 Waschtischen, groß, klein, für Leute, für Off., überhaupt jegliche Art von Waschtischen. Den größten habe ich mir zum Schreibtisch erkoren u. eingerichtet; sonst 1 Kleiderschrank, 2 sehr gebrechliche Stühle, eine nicht verschließbare, in allen Fugen krachende Commode, u. ein Feldbett (NB! in dem ich trotz Milliarden Wanzen herrlich schlafe). Vor dem Fenster, welches ein oieul de bœuf ist, hängt ein zerrissener halber Caffeesack als Rouleau (sic!!!); er bedeckt nur zur Hälfte das oieul de bœuf. Dann ein elegantes gemietetes Clavier u. ein tauber Spiegel, u. Du hast die pompöse Zimmereinrichtung eines Lieutenants in S. M. Schloß Neues Palais. Ich wohne im 2. Stock und habe als erste Aussicht einen Hof, mit (Vergebung) pissoir der Mannschaften, Kronprinzlichen Lakaienwohnungen (die sich ewig streiten, die Lakaien nämlich) u. der Cantine, aus der ein ewiger Duft von altem Käse u. verdorbener Milch bis zu mir heraufdringt. Aber über diesen Augiasstall sehe ich hinweg in Park, Wald, Feld u. Wiese u. Himmel, und das ist sehr angenehm; ich rücke meinen Stuhl so weit vom Fenster, daß ich nichts vom Hofe sehe, sondern nur Gottes freie Natur. [. . . . .]

Unser Officiercorps scheint ein nettes, charmantes zu sein, aber leider nur aus wohlhabenden Menschen zu be-

stehen, sodaß es mir unendlich schwer sein wird, hier zu bestehen. Alle Regimenter geben ihren commandirten Officieren Zulagen, nur unser Rgt. nicht. Sie haben meistens 15—30 Thlr. Zulage; Du könntest das wohl mal im Off.-Corps zur Sprache bringen. [. . .] Unser Dienst ist nicht ein Drittel so viel wie in der Garnison Mainz, man behandelt hier Off. und Leute bei der Garde (ich stehe ja jetzt bei der Garde, bitte ich zu bedenken!) ganz anders; es scheint doch hier nicht die ewige, leidige Angst hinter den Vorgesetzten zu stecken, u. ich athme in der That hier auf. [. . . . .]

Dein treuer Liliencron.

An denselben.

Neues Palais, d. 30. April 69.

Lieber alter Seckendorff. Ich, ein alter Soldat, schwebe in Todesangst. Denke Dir, was ich gethan habe: Ich schrieb vor 14 Tagen meiner Mutter jene ganze A. G. Affaire, ohne ein Titelchen wegzulassen, mit Erwähnung Deiner edlen Freundesthat, u. überhaupt Alles, was dazu gehört. Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin; ich habe über so etwas nie mit meinen Eltern correspondirt, u. jetzt auf einmal schrieb ich Alles haarklein meiner Mutter. Ich bekam darauf einen Brief, worin ich sah, wie sehr es das Mutterherz getroffen: einem anständigen jungen Mädchen einen solchen Brief geschrieben zu haben.

[. . .] Meine Mutter schrieb mir, daß A. G. keine Adlige sei, was meinem Papa unangenehm ist, — dann noch eine ganze Masse, dann schließlich, daß sie dem Glück ihres Kindes nicht hinderlich in den Weg treten wolle, u. sie hätte deßhalb, zuerst allerdings mit großem Widerstreben, Herrn G. geschrieben, ihn auch einmal um Verzeihung gebeten in meinem Namen, u. dann noch mal angehalten. Diese letzten Nachrichten erhielt ich vor einer Minute.

Ist das nun eine Blamage? habe ich mich unedel benommen? oder gar lächerlich? ich bin in fieberhafter Aufregung. Wenn nun der Herr G. ganz einfach wieder schreibt, zum zweiten Male: meine Tochter verbittet sich jetzt allen Ernstes die Hand Ihres Sohnes?

Und aus dem Allen siehst Du eine ganz unbegrenzte Liebe zu jenem Fräulein G. herausleuchten, die ich nicht mehr zu bezähmen wußte, u. die mich zu allen diesen Streichen verleitet hat.

In Mainz kann ich dann natürlich nicht mehr bleiben und garnicht mehr zurückkommen. —

Ich bin sonst so colossal verschlossen, aber ich sah hier keine anderen Mittel und Wege.

Jetzt schreibe mir gleich, ich hatte schon auf Antwort gehofft. Ich bin wieder sehr krank. [. . .]

Dein treuer Liliencron.

An denselben.

Neues Palais, 3. 5. 69.

Mein lieber Seckendorff! Die Würfel sind gefallen. Der hier einliegende grüne Brief sagt Alles. Ich habe ihn vor einer Stunde mit einem Briefe meiner Mutter erhalten, dann diese ganze Stunde auf einen Tannenwald gesehen oder gestarrt vielmehr, und jetzt sitze ich an meinem improvisirten Schreibtisch und — schreibe eher an Dich als an meine Mutter. Du alleine sollst es wissen, daß eigentlich mein Herz stille stand fast, als ich eben diesen Brief bekam. Ich hatte, ich habe sie namenlos lieb, und es ist ja keine Idee von Hoffnung mehr, und somit die Sache vorbei. Wie lange die Wunde offen bleiben wird, weiß ich nicht. Ich habe sie schon seit 66 geliebt, zuerst unbewußt, bis später; und jetzt — w i e stark!

Lieber Seckendorff, wenn ich nur einen Menschen hätte, bei dem ich mich austoben könnte! Aber ich kann das nur allein. Du hast den ganzen Hergang der Sache gewußt, Du kannst auch jetzt einen Blick in mein Herz thun. Ich bin in diesen Tagen blaß geworden und heruntergekommen, mich hat eben die ganze Sache furchtbar erregt. Nun melde ich mich morgen auf alle Fälle gesund, damit ich unter Menschen komme, und hinaus in die frische Luft. Ich weiß nicht, ob Du Dir dachtest, daß es eine wahre Liebe von mir sei — oder daß ich blos deßwegen die letzten Anstrengungen gemacht

hätte, um mich durch meine Mutter noch mal bei den Eltern zu entschuldigen. —

So, dies sei das Letzte von der Sache; ich werde von nun das Alles alleine tragen, bis die Wunde allmählich vernarbt — das wird sie aber erst thun im Grabe. —

Nur Eins, mein Lieber, eine Bitte noch: Wenn Du einmal sie sehen solltest, oder von ihr hören, was es auch sei, so schreibe mir — ich bitte Dich.

Auch sonst habe ich unangenehme Nachrichten. Mein Vater hat einen seit Jahrzehnten wegen eines Gutes geführten Proceß verloren, und wenn er nun die Kosten alle bezahlt hat, so hat er keinen Pfennig mehr; er ist jetzt 68 Jahre alt, aber schreibt mir mit großem Muth, der alte Herr, daß er jetzt noch irgend eine Agentur für Hagel-Versicherung oder sonst irgend etwas anfangen werde, um zu verdienen. — Es ist das für einen Sohn nicht gerade angenehm zu hören, von seinem alten, grauen Vater. — Die Schule des Lebens! — Lebe wohl, meine Ruhe geht zu Ende, ich kann nicht mehr schreiben.

Dein treuer Liliencron.

An denselben.

Neues Palais, 18. 7. 69.

Lieber Baron! Sehr viel gäbe ich darum, wenn ich jetzt mit Dir in meiner oder Deiner Stube alleine sein könnte, um einen Fall zu besprechen, der hier sehr viel Redens von sich macht: ich bin nämlich von meiner 1sten zur IIIten Compagnie versetzt, der erste Fall, der seit Bestehen des Lehr-Bat. vorgekommen ist. Wäre ich bei der Compagnie geblieben, so würde es zum Eclat gekommen sein, d. h. zum Exceß vor der Compagnie (was ich verabscheue), oder zum Duell (was ich hoffte). — Ich bin etwas soupçonneux, das weißt Du, lieber Seckendorff; aber in diesem Falle hörte wirklich alle Gemüthlichkeit auf. Seit dem ersten Tage meines Hierseins stand ich mit meinem Capitain auf sehr schlechtem Fuße — es war entschieden Antipathie der Seelen — er that, was er konnte, um mich vor den andern Off., Unt. u. Leuten herunterzumachen, in einer Art und Weise,

die empörend war (im Dienst natürlich nur) u. stets so, daß ich nicht verklagen konnte (Letzteres ist mir nur ein paar Mal geglückt) — er reizte mich in einer Weise, daß nur ein so guter „Gehorsams- u. Subordinations-Soldat" wie ich sich nicht schon längst vergriff. Das Blut stieg mir in die Augen, aber ich biß die Zähne zusammen u. exercirte weiter; ich schickte privatim meinen charmanten (in Wirklichkeit) Premier-L. zu ihm, es half Alles nichts. Ich konnte das nicht mehr ertragen und trat ihm nun durch passiven Widerstand entgegen; dies schien er nicht bemerken zu wollen. Wäre i ch der Capitain gewesen, ich hätte anders gegen mich verfahren; aber er schien sich das gefallen zu lassen. Ich m u ß t e diesen passiven Widerstand quasi leisten, um mich vor den U. und Leuten nicht als ganz schlapper Mensch zu zeigen. Mir ist der sogenannte passive Widerstand ein Gräuel, aber es war unvermeidlich. — Aber es half nicht —: welchen Zug ich auch immer commandirte, stets raisonnirte er (nicht auf mich direct, Gottbewahre) sondern auf den betr. Zug, mich aber stets damit meinend. Persönlich konnte ich mich leider nie nähern, ich hätte ihn denn vor sämtlichen Officieren einen Schurken nennen müssen, u. wäre dann wohl einfach für verrückt erklärt worden. Ich beschloß, mich vor ein Ehrengericht zu stellen, um hierdurch von der Compagnie fortzukommen. Ich ging also zum Adjutanten, u. schon gestern kam meine Versetzung. [. . .] Es hat hier einen ungeheuren Sturm hervorgerufen, und man ist gegen und für mich; ich finde, da ich persönlich ihn, als meinen directen Vorgesetzten, nicht fordern konnte, so am besten gehandelt zu haben. Freilich, glaube ich, wird das in meiner Conduite vermerkt werden, aber ich bin in diesem Falle mit mir zufrieden. —

Ich hatte diese Nacht einen sehr schönen Traum, trotz meiner jetzigen stürmischen Zeit. Ich träumte, ich wohnte an einem schönen See mit schönen Buchen u. uralten Eichen, u. säße in meiner, natürlich bis aufs Äußerste comfortable eingerichteten Stube, wäre kein Soldat mehr, nein freier Mann, u. triebe Sprachen, Musik u. Geschichte; hielt mir Zeitungen, um auch au fait zu sein mit der Politik u. Welt überhaupt, und es war himmlisch mit einem Wort — und bums, da wachte ich auf. —

Ich muß gestehen, daß, wenn ich so viel Geld hätte, ich mit Freuden dieses thun würde, nämlich mich zurückziehen. Aber das läßt sich bei mir nicht machen, u. so bleibe ich, was ich bin, bis sie mich fortjagen. Ich bin heute nur etwas aufgeregt natürlich noch, u. ich höre hiermit auf. Es sind noch einige Wochen, und dann komme ich. Wie freue ich mich darauf! Nun aber bitte ich Dich, mir mal wieder zu schreiben, und zwar recht ausführlich von Allem, was in Mainz passirt ist. [. . .]

Dein Liliencron.

An denselben.

Potsdam, Neues Palais, 22. 7. 69.

Lieber Baron! Indeed, mylord: Du wirst nicht über eine schläfrige Correspondenz meinerseits klagen können. Diesmal beantworte ich aber hauptsächlich deßwegen so schnell Deine Zeilen — weil ich Dich tüchtig ausschelten möchte wegen Deiner Melancholie, die ja ganz abscheulich bei Dir um sich zu greifen droht. [. . . . .] „Spes et fortuna, valete!“ C'est ridicule, mon cher! en vérité — ein 22jähriger junger Mensch sagt so etwas! — Der Mensch ist ein Todtengräber Zeit seines Lebens. Im 20, 21sten Jahre begräbt er seine erste Jugendliebe. Im 30sten seinen Leichtsinn, u. im 40, 50sten seine spes et fortuna. Da hört ja Alles bei Dir auf, und es ist Zeit, daß ich Dich aufrüttele; ich hoffe, wir werden schon zusammen noch etwas erleben, wenigstens das, daß Du Freude am Leben hast. —

Lieber Seckendorff, Dir fehlt Eins, u. es ist das, was in Mainz ich Dir sagte: Die Liebe! — d i e Liebe, die Faust zu Gretchen hatte; u. es könnte fast ein dringender Wunsch von mir sein, daß sich Dir ein Gretchen in Gestalt eines jungen, hübschen Bürgermädchens zeigte, mit der Du lebtest, dem Du Dein ganzes unbefriedigtes „Ich“ ausschütten könntest. Schon deßwegen allein möchte ich es, damit Du nicht ewig an Dich selbst denkst, sondern auch einmal für Andere lebst (Letzteres bezieht sich natürlich nur auf eine event. „Liebe“, c'est à dire: petite liaison).

Verzeih meine etwas vulgaire Sprache, my dear; aber Du weißt, Seckendorff, wie sehr ich selbst Deinen strengen,

edlen Ansichten huldige, ohne leider, wie Du, danach zu handeln — aber ich halte es entschieden für fast geboten (hier ist Katholik u. Protestant einerlei) in unsern Jahren, wo Kraft und Mark u. Frische ist, zu heirathen, wie es die Natur erfordert, oder sich sonst auszugleichen, wie die Natur es von uns fordert, nicht in jener wüsten, widerlichen Weise, wie es die Meisten wohl thun — aber u. s. w. u. s. w. bei einer gemüthlichen Chocolade oder Thee. [. . . .] In Gedanken lege ich meine Hand in eine Deiner schönen aristokratischen u. sage Dir à dieu.

Dein Liliencron.

An denselben.

Neues Palais, 25. 7. 69.

Mein lieber Seckendorff, Dein Brief liegt noch in meiner Schreibmappe, und so will ich die Gelegenheit benutzen, noch einige Zeilen hinzuzufügen. Draußen oder vielmehr überall herrscht eine Tropenhitze, aber ich bin ganz zufrieden mit der Hitze. — Kennst Du eigentlich Potsdam und seine Umgebung? Es ist über alle Maaßen bezaubernd hier, mit den vielen Seeen u. Wäldern u. Hügeln; mir fehlen eigentlich aber die g r o ß e n Bäume. Trotzdem es hier so hübsch ist, möchte ich um eine Welt nicht hier wohnen. Ich weiß nicht, ob es Dir auch passirt, daß Du gegen einige Orte, Städte p. p. eine Art Antipathie hast. Ich habe dieses Gefühl entschieden, sogar gegen einige Straßen u. Plätze in einigen Städten. So geht es mir mit Potsdam. Ich bin hier sehr viel alleine auf meiner Stube, u. habe etwas sehr schätzen gelernt: die Einsamkeit. — Außerdem spiele ich viel, lese ich viel und schreibe viel. [. . . . .] Ich habe die allergrößten Schritte gethan, um schon jetzt aus Mainz wegzukommen, u. bin selbst zu Moltke gegangen. Die einzige Schwester Moltkes ist eine der intimsten Freundinnen meiner Mutter, u. so läßt es sich vielleicht erreichen. Einzig u. allein schade wäre es, vom Rgt., von Dir fort zu kommen. An Mainz liegt mir eigentlich nichts, u. doch, indem ich dies schreibe, u. auch sehr oft sonst, kommt mir ein tiefwehmütiges Gefühl, daß ich aus Mainz scheiden soll; ich habe doch gerade dort

viel durchgemacht. Den Grund weißt Du ja, weßhalb ich von Mainz fortmuß. Ich würde es nicht ertragen, dort zu wohnen, mit ihr. [. . . .] Der liebe Gott (ich sage nicht: das Schicksal) hat mich hart bestraft. — Wenn ich nur erst bei Dir, in unseren gemüthlichen Stuben wäre! —

In treuer Liebe

Dein Liliencron.

An denselben.

Neues Palais, 17. 8. 69.

Mein Lieber! Ich habe Dir so häufig geschrieben, daß es mir fast vorkommt, als würden Dir jetzt meine Briefe zuviel. Aber es ist ein zu schöner Sommerabend. Meine Landschaft und Bäume vor mir werden vom Monde beschienen; draußen ist es still, und mein Fenster steht offen, um der Stille u. Kühle u. dem Mondenschein den Eintritt nicht zu verwehren. Die Zeit meines Hierseins verschwindet mehr u. mehr, und je näher die Zeit unseres Wiedersehens heranrückt, je mehr wächst meine Sehnsucht. Wie unendlich freue ich mich, mich mit Dir einmal aus vollem Herzen aussprechen zu können; unser Verhältniß zu einander ist anders geworden. Nicht etwa äußerlich, denn wir werden ebenso neben einander herleben, wie wir es bisher gethan haben — u. darin liegt es eben: nicht in großen Ergüssen der Freundschaftsliebe, wie ich wohl früher that — aber ich habe in diesem halben Jahre Dich bedeutend kennen gelernt aus Deinen (never mind it) nichts weniger als warmen Briefen. Deine große Aufrichtigkeit hat etwas für mich unendlich Wohlthätiges. Du hast mir ein Vertrauen eingeflößt, wie ich es wohl fast gegen keinen Menschen hege.

Was, lieber Baron, fällt Einem nicht Alles beim Mondschein ein? Wie viele längst vergessene Geschichten treten vor die Seele — welche Wünsche machen sich geltend! — Bei alledem durchströmt mich immer ein unnennbares Weh — es ist das, daß ich so durchaus kein Charakter bin, sondern wie ein Rohr im Winde — u. das macht mich unglücklich; ich kämpfe u. kämpfe, aber bis jetzt immer noch vergebens. Meine beste Hoffnung auf einen neuen Adam in omnibus rebus habe ich auf meine jetzige Rückkehr nach Mainz gesetzt;

ich werde mit den äußersten inneren Kämpfen zu thun haben, wenn ich das durchsetze, was ich mir vorgenommen. [. . . . .]

Was macht unser sehr ehrenwerther Nachbar, Herr Pfarrer Thoms? Auch ihn wiederzusehen, freut mich, denn ich halte viel von ihm, wenn ich ihn auch nicht kenne. Habe ich Dir schon gesagt, daß ich hier die Orgel spiele? Fast jeden Tag, u. es thut meinem Gemüthe wohl. — In dienstlicher Beziehung habe ich natürlich hier sehr große Fortschritte gemacht; ich habe das Zugexerciren hier von Grund aus gelernt, und auch das Zugführen.

Ich schließe; aber ich könnte Dir noch Bogen schreiben von Liebe, Freundschaft, Menschenglück, von Religion und vom lieben Gott — und wie Alles nur von uns selbst, unser ganzes Schicksal, abhängt, wenn wir es nur r e ch t anfangen, d. h. mit und durch Gott, u. mit Gebet. — Lebe wohl, lieber Seckendorff; ich habe eben den Mond beauftragt, Dir von mir einen Gruß durch Dein Fenster zu schicken; ob es der alte Geselle vergißt, weiß ich nicht — jedenfalls sei herzlich gegrüßt von Dem, der es nicht vergißt, von Deinem

Liliencron.

An denselben.

Cant. St. Michel, 5. Sept. 1869.

Gestern, lieber Seckendorff! erhielt ich mein Gehalt. Gr. hatte unten an den Rand des Dienstschreibens gesetzt: „Bedaure aufrichtig die Versetzung." — Ich bin etwas in Aufregung gekommen, weil ich nichts Dienstliches gehört habe noch, ich also nicht weiß, ob ich in ein anderes Regiment, Bataillon oder Compagnie versetzt bin. [. . .] So bitte ich Dich, mir nur mit 2 Worten zu schreiben, wohin ich gekommen bin.

Wenn Du gleich schreibst, so würde mich Deine Antwort etwa am Freitag oder Sonnabend treffen. An letzterem Tage kommen wir wieder nach Potsdam, Du brauchst n i ch t zu schreiben: Abcommandirt zum Manöver.

Nein, carissime, diese Gegenden dieses sandigen Brandenburg — ich werde Dir lange Geschichten von unserm Manöver erzählen. Nur Eins: ich bin, in Bezug auf

Quartier, nie so lebhaft an den Krieg erinnert worden, wie gerade jetzt. Unsere Saarlouis'er Quartiere waren Paläste und Villen hiergegen.

Nun schließlich noch eine Bitte; und ich leite „diese Bitte gleich mit der Bitte ein, daß es meine letzte Bitte ist". Du hast wahrlich Grund, über meine vielen „Bitten" böse zu sein! Willst Du also die Güte haben, dem betreffenden Feldwebel meiner neuen Compagnie zu sagen: Ich wünschte einen Burschen aus den letzten Recruten, der womöglich

k l e i n , h ü b s c h , e h r l i c h u. entschieden r e i n l i c h sein müßte.

Bis auf Wiedersehen Dein Liliencron.

In Betreff des Burschen, so muß der Kerl auch gewandt sein, u. kein Dummerian — u. hübsch muß er sein, denn es ist mir gräulich, immer einen häßlichen Menschen um mich zu haben, was natürlich nicht ausschließt, daß ich Seelenschönheit (wie poetisch!) mehr vorziehe als die körperliche. — Ich hoffe, Du wirst es schon richtig machen.

Ton L.

An denselben.

Mainz, 22. Oct. 69.

Mein lieber Baron! Komme doch einmal herüber zu mir — Du läßt weder etwas sehen noch hören von Dir; das ist sehr unrecht von Dir, da Du weißt, in welchem Zustande ich mich befinde. — Außerdem quält mich eine fürchterliche Sehnsucht zu Dir — die ich mir kaum erklären kann — aber alle anderen Menschen und Cameraden hier sind mir so total gleichgültig. Ich habe Dich wirklich sehr lieb, u. sei deßwegen froh — denn Liebe, Liebe gehört zum Leben, ohne die kann man nicht existiren. Ich lese, wie ich Dir schon schrieb, sehr viel Heine — u. wenn man Heine liest, ist man entweder glücklich oder unglücklich verliebt. — Seckendorff, wie mich das quält und peinigt — was ich Schmerzen habe, und welche seelige Lust. [. . . .] Montag, Dienstag u. Mittwoch haben wir Festungsmanoevre. Brrrrr.

Dein treuer Liliencron.

An denselben.

Kiel, 21. Nov. 69.

Mein lieber, lieber Baron! Das Lächerlichste, oder ich will lieber sagen, das Tragikomischste auf Gottes Erdboden ist eine heruntergekommene adliche Familie — — ich habe dies Bild jetzt vor Augen und zwar aus nächster Nähe. Mein Papa, nicht von jenem Stolz beseelt, daß er lieber mit seiner Familie verhungern würde, als zu arbeiten, hat sammt meiner ätherischen Mama doch einen Stolz, der ihm, ich glaube selbst beim Äußersten, verbietet, ein wohl 1000 Thaler Werth habendes altes Familien-Service an den „Juden" zu verkaufen. — Mein alter, greiser Papa ist Gott weiß was jetzt: Agent für Lebens- u. Hagel- u. sonstige Versicherungen. Und ich großer Lump muß zusehen, wie er mit vor Alter zitternden Händen alles Mögliche noch versucht. Ich hoffe, ich muß hoffen, daß dieses Leben nur noch eine ganz kleine Weile so fortdauert. —

Sonst ist es hier langweilig: Schlechtes Wetter, einsam — ich mache allein meilenweite Spaziergänge, spiele, schriftstellere, und lese in Zeitungen und ästhetische u. religiöse Bücher meiner Mutter. Ich habe unter letzteren eine Masse gefunden, die Dich sehr ansprechen würden.

Heute Abend bin ich zu einer Art Hausball eingeladen; ich habe nicht abgesagt, weil ich eine stets unbezwingliche Lust habe, hübsche junge Mädchen zu sehen. Seckendorff — so oft, wenn ich meine einsamen Wanderungen mache, o so oft dann male ich mir reizende Familienbilder aus; und sehr ehrgeizige Pläne, in Bezug auf Emporbringung meiner Familie hier im Lande, entstehen wieder. —

Da Du nun doch so ziemlich ganz in meine Familie eingeweiht bist, so werde ich Dir auch, wenn ich nach Mainz gekommen sein werde, das Letzte erzählen. Du sollst dann Alles wissen, selbst meine Dir so räthselhaft erschienenen financiellen Verhältnisse. — Alles, alles Unglück ist Schuld — das ist gewiß wahr, u. ich sehe das hier täglich — aber der Bibelspruch „bis in das 3te und 4te Glied" ist auch nur zu wahr. Ich bringe eine Topographie von Schleswig-Holstein mit, wo ich Dir noch alle die Güter zeigen kann, die

meinem Großvater g e h ö r t e n! Teremtete! Doch satis superque! [. . . . .] — Was ich noch sehr viel thue, ist: daß ich viel in meinem Tagebuch schreibe, was mir wirklich viel Spaß macht. Allernächstens mehr.

Wie immer Dein Liliencron.

An denselben.

Kiel, 7. December 1869.

Es drängt mich, lieber Seckendorff, die Feder zu ergreifen, u. im nächsten Augenblick sitze ich auch schon am Schreibtisch. Es ist durchaus nothwendig, daß der Mann eine ernste Beschäftigung hat, daß er wenigstens etwas vornimmt, womit er sich u. Andern nützen kann. Glaubst Du nicht auch? Wenn ich so mein Leben beschaue u. sehe, wie sehr ohne jegliche e r n st e Thätigkeit es dahingeflossen ist, so überfällt mich ein Schauder — u. die festesten Vorsätze und Pläne reifen bei mir.

Ich sitze u. schreibe an dem reizenden Schreibtisch meiner Mutter; der echte Schreibtisch einer Dame, in einer Epheulaube u. in Blumen — aber er ist mir zu klein, ich bin zu sehr an meinen großen Tisch gewöhnt. Links steht die Handbibliothek meiner Mama, eine vortreffliche kleine Auswahl von nur — engl. Büchern, und deutschen, englischen u. französischen Andachtsbüchern beider Confessionen; meine Mama ist außerordentlich fromm. Wie sehr ich mich nach Dir sehne, mein Lieber, kann ich Dir nicht sagen. Ich möchte, wir könnten bei Dir oder bei mir zusammen erst wieder sprechen u. plaudern, u. Gedanken austauschen. Ich werde fast gezwungen sein, Dir mein Herz zu öffnen — so verschlossen ich bin — aber ich müßte wahnsinnig werden, sollte ich länger Sachen mit mir herumtragen, die ich nicht mehr allein tragen kann.

Ich lese sehr viel Zeitungen jetzt, u. es prägt sich mehr u. mehr in politischer Hinsicht mein Charakter aus. Ich neige sehr stark zur alt-liberalen Partei; ich glaube, frei-conservativ ist besser gesagt. Die Kölnische Zeitung werde ich noch während der Recrutenzeit beibehalten, u. ich freue

mich aufrichtig darauf, wenn wir sie Abends, nach des Tages Last u. Mühe, lesen werden u. disputiren. Ich glaube auch, Dein politisches Glaubensbekenntniß zu kennen, nach dem, was wir so unter einander besprochen haben. „Mühler muß fort!" sagst Du auch. [. . . . .]

Ich habe eben sehr lange am Clavier gesessen u. andern Leuten vorgespielt. Ich unterscheide eigentlich zweierlei Spielen: für Andere u. für mich. Wenn ich Letzteres thue, so kommen mir stets viele phantastische Gedanken, und, mon cher, daß ich „sie" nicht loswerde. Oft denke ich so glühend daran, u. dann bei meinen Spaziergängen, oder wenn ich allein auf meiner Stube bin u. in die Nacht hinaussehe. — Über meinem Schreibtisch hier hängt ein schlechtes altes Ölgemälde, das meinem Vater gehört: eine „Mondlandschaft", See, Bäume, altes Schloß, ein kleiner Bach, Alles vom „fahlen" Lichte des Mondes übergossen. Es ist, was Kunstwerth anbelangt, glaube ich, ein jämmerliches Machwerk, aber meine Phantasie hat es von Kindheit auf erregt. Auch jetzt möchte ich mich so gerne in eine herrliche Sommernacht versetzen mit Mondschein und einem dunkeläugigen Mädchen — o Gott, ich schmachte nach der Liebe eines Wesens: Seckendorff, ohne Liebe ist das Leben Nichts — u. gar eine unglückliche Liebe. — Man sagt, daß, wenn man sich Mühe giebt, einen Gegenstand rasch zu vergessen, man es schnell könnte; ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, aber immer und immer wieder tritt das Mädchen mit dem mondbleichen Antlitz wieder vor mein inneres Auge. — Ein paar Mal habe ich mich, gerade in diesen Tagen, hinsetzen wollen, um Dich zu bitten: thue etwas für mich: lasse mich das Mädchen sehen, wie es auch ist: sprich selbst mit ihr! [. . . .] Halte dies Alles von mir für keine Schwachheit; es ist eine heiße, unglückselige Leidenschaft. —

Lieber, alter Baron! ich möchte so oft bei Dir sein; wodurch hat das Geschick mich so an Dich geschmiedet? Ich möchte, Du hättest mich auch etwas lieb; aber Du hast es! — Wie wünschte ich, doch etwas mal für Dich thun zu können. Ich muß jetzt bald aufhören, denn unsere Theestunde rückt heran; ich muß dann immer in Uniform erscheinen, oder total „fertig" (sehr guter Ausdruck) in Civil —

mein alter, grauer, so lieber, herrlicher Papa will es u. mag es gerne — (es ist ein ganz unnützes, etwas lästiges Ceremoniell) u. ich thue es ihm sehr gerne zu Gefallen, obgleich wir nur 4 sind: Mama, Papa, eine alte Gesellschafterin, die trotz unserer großen Armuth noch treu bei uns bleibt, und ich. — Du wirst noch verschiedene Briefe von mir bekommen, denn ich bin in meine alte Schreiblaune wieder gekommen, obgleich mein Herz zum Zerspringen oft ist, u. ich oft melancholisch zum Sterben. Bis auf Weiteres, mein alter Seckendorff —

Dein Liliencron.

An denselben.

Kiel, 11. December 1869.

Mein lieber, lieber Baron! Soeben erhielt ich Deinen werthen Brief u. die Kerzen; für Beides meinen Dank, für letztere auch von meiner Mama. — Dein Brief ist hübsch geschrieben, u. die Idee mit grundlosen Thränen ist sehr poetisch u. schön ausersonnen — aber laß Dich nicht zu sehr gehen, es taugt durchaus nichts. Was hilft das Klagen; absolut nichts. Wir müssen mal die ganze Geschichte ernstlich besprechen, wenn ich ankomme. [. . . . .] Seckendorff, ich komme Anders wieder, mit festen, ernsten Grundsätzen — u. auch mit Etwas wo ich sagen muß: Stehe mir bei mit aller Deiner Kraft. — — — Einen weiten, weiten Spaziergang hatte ich heute Nachmittag gemacht. Von 3 — ½6. Ich ging meinen Lieblingsweg in ein bei Kiel liegendes Gehölz. Hier gehe ich dann auf u. ab, und werde von Keinem belästigt. Oft breitet sich der Weg aus, und es sind dann lichte Hallen mit wundervollen Urbuchen u. Eichen. Oft verengt er sich: rechts u. links Tannen in doppelter Mannesgröße, so: daß man den Horizont noch darüber sieht, u. auch sind sie nicht s o groß, daß man nicht rechts u. links Himmel sehen könnte. Ach, heute war es wundervoll, der erste schöne Tag seit Monaten, mit klarem reinen Sonnenhimmel, Halbmond u. Abendstern — u. darin todtenstill gehe ich mit meinen Gedanken allein spazieren, u. denke dann an tausenderlei, und weßhalb man nicht schon jetzt glücklich u. zufrieden sein kann.

Ich möchte es so haben: ein kleines hübsches Schloß, 1—1½ Stunden von einer mittelgroßen Stadt (mit Gallerieen u. gutem Theater u. Concerten) — aber sonst einsam — etwas erhöht, mit W a l d u. Hügeln (keine Berge) u. Wasser (ein kleiner See u. hübscher Park) — dazu einige Nebengebäude, u. nur 6 Pferde: 4 Wagen-, 2 Reitpferde — 1 Bedienter (Kammerdiener u. Aufwärter), ein Kutscher u. ein Gärtner (könnten verheirathet sein). — Wie viel Mädchen, das überließe ich meiner Frau. — Das kleine Schloß so eingerichtet: Hochparterre: Flur: Rechts meine große Stube, davor Entrée-Stube mit Lavoir, dann noch eine kleine Stube, mein specielles Arbeitscabinet mit einem Flügel von Bechstein. — Links vom Flur (das Wort „Flur" finde ich durchaus nicht parlamentarisch): die Stuben meiner Frau: analog meinen Stuben! Also eine größere Stube, davor eine kleine (wie mein Entreezimmer) als Eßzimmer, u. dann: Was mein Arbeitszimmer sein würde, rechts, wäre links das Boudoir meiner Frau. — Dann, nachdem man s e h r bequeme Treppen gestiegen hat, ins obere Stockwerk: Gesellschaftszimmer, eine Bibliothek (siehe meine jetzige Sammlung der Nationalbibliothek: sie würde sich sehr schön machen), ein Billardzimmer — u. ein großer, schöner Saal, noch wie in alten Schlössern u. Sälen; — darüber (so viele wie möglich) Fremdenzimmer — — Aber eine niedliche hübsche Frau vor allen Dingen gehört dazu. Vorn u. hinten Balcon oder, wenn es zu machen ist, direct in den Garten; — u. eines Tages setze ich mich in meinen Brougham u. fahre an die (muß mehr als e i n e Meile entfernt liegen) Eisenbahnstation, u. dann hole ich Dich u. Deine Frau ab, u. fort geht es in rasendem Galopp auf mein Schloß, u. wir trinken Vin de Bourgogne u. Sect, u. aufgelöste Perlen sollst Du haben, u. überhaupt was Du u. Deine reizende kleine Gemahlin nur haben wollte. — — — Brrrrr: ich sehe eben, daß ich auch etwas Galopp auf dem Papier gemacht habe — — — es bleibt also bei m e i n e n in diesem Briefe Dir kund gethanen Vorschlägen? [. . .] Und ich bitte mir aus, daß ich b i s zum 25sten noch einen Brief mit Deinen definitiven Entscheidungen erhalte.

Dein Liliencron.

An denselben.

Kiel, 12. 12. 69.

Lieber, schätzenswerthester Baron! Du mußt nun einmal all meinen Unsinn anhören, aber wenn es Dir gar zu arg währt und wird, so wirf die Briefe ins Feuer. — Eigentlich wollte ich heute als Motto über diesen Brief schreiben: „O Sonnenschein, o Sonnenschein, wie scheinst Du mir ins Herz hinein" — aber ich thue es doch nicht, weil ich damit eine Unwahrheit sagen würde. In die Stube aber scheint die liebe Sonne wirklich seit langer Zeit wieder einmal hinein; ich wollte, sie thäte es auch bei mir.

Heute ist Sonntag — aber accurat so langweilig wie überall; wie das eigentlich häßlich klingt, abgeschmackt, blasirt. Was ich heute Morgen angefangen habe? Höre: Zuerst (sic) bin ich, ohne daß es meine Mama weiß (die sehr darob erschrecken würde), in der kleinen katholischen Kirche gewesen — hörte hübschen Gesang, machte die Augen zu, ließ den Weihrauch mich umgeben, hörte die Messe, u. stand lange, lange an einen Pfeiler gelehnt (in Civil natürlich) — vor mir knieten 2 hübsche Mädchen, u. ein alter Mann mit schneeweißem Haar — sie beteten inbrünstig — ich kam mir vor, als wenn ich am Rhein sei in irgend einer kleinen Capelle. — Nachher fing eine Art Predigt an, aber der Priester hatte einen so abscheulichen süddeutschen Dialect, daß ich mich wieder herausstahl aus der kleinen Kirche. Sie ist so groß, Alles in Alles, wie unser östreichischer Saal; mit einigen guten Gemälden, meistens Geschenken von zum Catholicismus übergetretnen hiesigen Edelleuten. — Von dort ging ich (in gewisser feierlicher Stimmung) zum Hafen, weiter auf wunderschönen Spaziergängen am Strande. Vor mir lag die unendliche, entzückende See; einige wenige große Schiffe glitten langsam bei mir vorüber. Auf unsern hier stationirten Kriegsschiffen war Alles todtenstill; — ich lehnte mich wie kurz vorher an eine Säule, an einen herrlichen Buchenbaum. Aus der Ferne kamen, in leisen Schwingungen, Töne der Militairmusik (die wahrscheinlich in Kiel auf der Parade spielte) — und dies Alles, die herrliche See in tiefem Blau, mit ganz, ganz leise sich kräuselnden Wellen, die tiefe Stille

um mich her, die Töne der Musik, die um so herrlicher erklangen, je weiter sie herkam — dies Alles, sage ich, brachte mich in jene, von Dir wohl ebenso gekannte, Stimmung hinein: Man träumt von alten Geschichten, von längst verklungenen Kindermärchen, von lieben Gesichtern und lieben Menschen — und wenn man dann aufhört zu träumen, so merkt man, daß das Herz doch nicht ganz verdorben u. gestorben ist.

Seckendorff, ich bin unzähligen Stimmungen unterworfen, u. ich glaube, das macht den Menschen nicht glücklich! Wie es Einem fast immer geht, nämlich, wenn man sich freut, recht alleine sein zu können, so kommt entschieden etwas dazwischen — u. richtig, plötzlich, ich hatte mich um die ganze Welt nicht bekümmert u. nichts bemerkt, steht ein alter Bekannter vor mir. „Ach, Du in Civil, auf Urlaub? wie charmant" etc. etc. Alle diese unausstehlichen Fragen, denen ein Unglücklicher, der auf Urlaub ist, (meistens sind es aber Glückliche) unterworfen ist. — Aber es half zu Nichts, im nächsten Augenblicke befanden wir uns auf dem Heimweg nach der Stadt: Er lud mich ein, in eine Privatgemäldegalerie zu kommen. Ich thats: einige schöne Madonnen, Copieen natürlich, dann einige prächtige Landschaften, meistens (naturellement) aus Steiermark, Schweiz, 2 aus Schleswig-Holstein: o, wie liebe ich doch mein engeres kleines Heimathland: Du glaubst nicht, lieber alter Seckelshagen, welche Reize hier im Ländchen verborgen sind: ich gebe diese Landschaften u. Blicke u. Aussichten für keine der Welt hin. [. . . . .]

Du weißt, mon cher, wie wir entzückt waren von Ivan Turgeniew's Erzählungen. — Ich holte einen Band gestern (n e u e Erzählungen, die Du u. ich auch noch nicht kannten). Meine Mama war sehr gespannt, weil ich ihn so sehr gelobt hatte. Es war ein Band Novellen: ich wählte die erste beste zum Vorlesen: es hieß „ein Briefwechsel". Aber ich hatte schlecht gewählt: Mama fand es frivol, ohne jeglichen höheren Glauben, blos an ein elendes Schicksal sich festhaltend, u. keine männliche Kraft u. Energie darin. So bin ich denn mit unserm Turgenjew total abgefallen; es ist mir auch unbegreiflich, wie ein Mensch so verschieden schreiben

kann. Die „Erzählungen", die wir lasen, waren doch so reizend moralisch und die Naturscenen meisterhaft geschildert. Ich, für mich alleine, las noch eine 2te Novelle: „Assia" betitelt. Sie ist wieder, finde ich, reizend — u. handelt am Rhein: St. Goarhausen u. St. Goar, Caub, u. überhaupt in allen den kleinen reinlichen, zierlichen Städtchen zwischen Bingen u. Coblenz; mir stand auf einmal unsre kleine Rheintour, die wir vor 8 (oder sind es 12) Wochen machten, vor Augen [. . . .] Was macht unsre Wohnung, unser alter Acazienbaum: wie habe ich ihn lieb.

7 Uhr Abends:

Eben beim Spielen von einem Liede von Schumann („Er der Herrlichste von Allen") eingefallen. Höre also, Seckendorff, meinen wunderbaren Traum von heute Nacht:

Eine kleine Capelle, oder eine kleine Dorfkirche, einsam abstehend von den andern Häusern; darin leise Töne der Orgel, aber nur Manualtöne, kein Gesang. Dann der Pastor, der Küster (durch die alten gothischen Scheiben bricht die Frühsonne) — vorm Altar eine süße, reizende Mädchenerscheinung in schwerseidenem Kleide, nur mit einem Diamant-Ring an der zarten Hand u. eine volle schöne Rose im aschblonden Haar. Dann kam ein junger Mensch in Civil, in gewöhnlichem Reisecivil, an dem man bei seinem jungen Gesicht doch noch den Militair erkennt. Hinter dem jungen Mädchen eine junge vornehme Erscheinung, blaß, abgespannt, eine Gräfin zu D., ihre einzige Freundin (übrigens auch in Wahrheit ein junges Mädchen) — hinter mir eine ruhige, edle, durch u. durch vornehme Männergestalt mit röthlichem Schnurrbart, auch in Reisecivil.

Die Orgel schweigt. Das Paar kniet nieder. Der Priester segnet die Ehe ein; in der Kirche selbst, in der Sacristei, erfolgen die Unterschriften der Zeugen. Die Orgel tönt wieder. Neben dem Brillantring der jungen Dame im schwerseidenen Kleide sitzt ein einfacher Goldstreifen; neben dem Siegelring des jungen Herrn sitzt auch jetzt ein einfacher Goldstreifen. Die junge, süße Erscheinung zuckt; über ihr blasses Gesicht perlen die Thränen. Die große, edle Herrengestalt giebt ihr die Hand, sagt ihr einige seiner ruhigen

Worte. Die Orgel tönt — leise wieder, und wieder nur die Manualtöne, nicht das Pedalregister. Die Sonne bricht heller durch die Scheiben. Vor der Thüre stehen 2 einfache Miethwagen. Die Kutscher schlafen. — Hinein in den einen steigt das junge Paar, in den andern die große, edle Herrenerscheinung mit dem röthlichen Schnurrbart u. die junge vornehme Erscheinung, die Gräfin Marie zu D. Nach Norden fährt der eine Wagen, nach Süden der andere. — Aus beiden Wagen noch ein Winken mit dem Taschentuch. Leuchtend und strahlend steigt die Sonne jetzt höher hervor. Der Wagen mit dem jungen Paare hält: — das Meer, das unermeßliche Meer liegt vor ihnen. — Sie besteigen einen Kahn, vom Kahn in ein großes vorbeifahrendes Passagierdampfboot. Die Wellen schlagen ans Ufer, der Kahn kommt zurück. In der kleinen Dorfkirche keine Orgeltöne mehr — u. was war es:

Eine geheime Ehe.

Geschrieben in „6 Minuten".

An denselben.

Kiel, d. 14. December 69.

Regen, Regen, Regen, lieber Baron. Dabei summt eine Dreh-Orgel, die abwechselnd eine Melodie aus dem Troubadour oder il baccio spielt — man könnte vor Melancholie sterben. — Wenn dieser Brief Dich trifft, so hast Du wohl schon die mehr oder minder zarten Gesichter von so und so viel Bauernjungs gesehen, die Du zu Menschen (stets in erster Linie) und Soldaten machen sollst. Wie freue ich mich, daß ich Dich bald wiedersehe, so unbeschreiblich ich meine Eltern auch lieb habe. Also Donnerstag (heute ist Dienstag) in 14 Tagen große und herrliche Empfangsfeierlichkeit. In dieser Woche gehe ich nach Itzehoe u. Preetz auf einige Tage zu den alten Klosterdamen. Ich möchte, Du könntest mich auf diesem Wege begleiten, denn es ist äußerst interessant, die alten Chanoinesses zu beobachten. Namentlich ihr Ahnenstolz ist über alle Maaßen. Die kleinen deutschen Reichsfürsten sind garnichts dagegen. Hier sieht man noch wirkliche alte Kater, Kammerdiener u. Zofen, so alt

wie ihre Fräuleins. Man wird dann immer überfüttert mit süßem Kram. Aber Ein Herz und herzensgut sind sie fast alle. Sie gehören nur unserm inländischen Adel (11 Familien) an — u. jede fremde Adeliche würde mit Protest zurückgewiesen werden. Die Priorinnen in Preetz und Itzehoe sind Prinzessinnen von Schleswig-Holstein.

Dieu de Dieu. Der Leierkastenmann spielt noch immer, u. dabei regnet es, u. ich kann meine melancholische Stimmung nicht loswerden. Ich weiß nicht, ob es Dir auch so geht, aber auf mich macht eine Dreh-Orgel stets einen eigenthümlichen Eindruck, oder besser gesagt, sie versetzt mich in die wehmüthigste, weichste Stimmung. Alte Kindergeschichten u. Ammenmärchen kommen dann u. weichen nicht von mir. Es ist die höchste Zeit, daß ich mich herausreiße aus dem Schlendrian, daß man endlich einmal ein Mann wird in des Wortes wirklicher Bedeutung: also edel, gut, tapfer, ruhig, fleißig und gottesfürchtig: — Was ist unser Zweck? Der übrigen Welt, speciell unserm Vaterland nützlich zu sein, wo und wie wir es nur können — doch darüber einmal mündlich. Ich lese jetzt viel über Ästhetik u. lese: culturhistorische Studien. Beides sehr interessant u. lehrreich. [. . .] Ich habe alle meine Bekannten fallen lassen, bis auf sehr wenige. Gestern kam ein hübscher junger Mensch zu mir, mit dem ich auf dem hiesigen Gymnasium (damals Gelehrte Schule genannt) in Secunda zusammen gesessen hatte. [. . . .] Ich erinnerte mich seiner von früher gleich: es war eine meiner vielen heißen Jugendfreundschaften. Dies datirt sich daher (nämlich meine Jugendfreundschaften): Ich wurde sehr einsam gehalten, bis ich aufs Gymnasium kam. Ich hatte einen Hauslehrer, dessen Princip es gewesen zu sein scheint, mich von der Welt abzuschließen, — was mein Papa, der etwas stolz ist, auch genehmigte. — Nun kam ich als junger Mensch, fast noch Knabe, auf die Schule, und was Wunder, daß ich mich dem ersten besten immer gleich an den Hals warf u. so dann viele jener Freundschaften auf Leben u. Tod schloß, die sofort aufhören, wenn man die Schulstuben nicht mehr sieht. [. . . . .]

Wie werde ich mich zurückziehen von nun an! wie ein Einsiedler. [. . . . .]

Ich dachte gestern darüber nach: was ist Moralisch, d. h. was ist eigentlich: wirkliche Moralität? — Kannst Du mir eine klare Antwort geben? Wenn Du es auch personificiren willst: Joseph war moralisch, er entfloh — aber war Gretchen nicht auch moralisch? Bitte antworte mir darüber, aber nicht mit Jesuitenansichten (die Du zwar nicht hast, denn Du hast ein viel zu edles Gemüth), sondern mit Deinem ruhigen Verstande. Wie kam ich auf die Frage? Ich will Dir sagen: Ich las in den letzten Tagen die neusten Novellen von Iwan Turgeniew, u. im Grunde genommen, es ist weder ein Funke von Moral noch von Moralität darin: — es ist äußerst geistreich geschrieben, interessant, aber ganz u. gar nicht wie seine früheren allerliebsten Erzählungen, die Du auch mit Begeisterung gelesen hast. [. . . . .]

A propos! Ist es Dein alter Sergeantmajor, der Franzmann mit dem (mir) unaussprechlichen Namen, monsieur Ganaroripizurcigarrinipietripi, oder so ähnlich, der seinen Tod in den Wellen des Rheines gefunden hat? Le pauvre diable; der that mir wirklich leid, denn er hat sich ertränkt aus Hunger — Seckendorff, aus Hunger!

An Justus — alias Scharbacker, auch Elephant genannt — sage doch, daß er die betreffende Flasche Vin de Bourgogne schon früh am Tage holen soll, damit sie etwas warm gestellt werden kann! Aber das wirst Du ja schon Alles ausrichten.

Neulich war hier ein großes Jubel- u. Stiftungsfest der Holsatia, eines der ältesten Corps in Deutschland. Dazu waren alle „alten Herren" eingeladen. Mein guter Papa, der ein sehr flotter Corps-Student gewesen sein muß, zog auch hin (sonst geht er nirgends mehr hin) u. zum ersten Male in meinem Leben sah ich ihn angeheitert. [. . . . .]

In Gedanken gebe ich Dir die Hand — aber ordentlich „als deutsche Brüder" (wie das republikanisch klingt) u. nicht blos wie eine Salondame. Diese schöne, weiße, aristokratische Hand! Im Übrigen sei mir gegrüßt, u. schreibe mir in der That recht tüchtig. In gut 14 Tagen also Händedruck, Vin de Bourgogne, u. viele Erzählungen.

Dein treuergebener Liliencron.

An denselben.

Kiel, 15. 12. 69. Abends 9 Uhr.

Motto: Es prasselt der Regen,
Es raset der Sturm,
Es wüthen tausend Gespenster,
Und drinnen im Herzen
Ein nagender Wurm. —

Du siehst, mein lieber Baron, daß auch ich mich etwas der göttlichen Muse Dichtkunst in die Arme geworfen habe. Wenn auch der obenstehende Vers der erste und letzte sein wird, aber es ist immerhin ein Vers und in einer Secunde beim Niederschreiben gemacht. Also hurrah, die poetische Ader ist geöffnet, und ich hoffe, daß sie weiter strömen wird. [. . . .] Weßhalb ich das Motto nahm? Weil es in diesem Jahr nicht mehr schön zu werden scheint. Das Wetter ist mit einem Wort: unter allem Begriff. Ich sitze deßhalb zu Hause, stöbere in Briefen, lese viel für mich und viel meiner Mama vor, — esse Sprotten und Honigkuchen, und werde ordentlich dicker, trotz des „nagenden Wurmes". — Aber was hilft es, — ist der Humor verloren, ist Alles verloren; — und da das „dicke Ende" nachkommt, so bin ich solange so aufgeräumt, wie ich nur sein kann. [. . .]

Was sagst Du zur Politik? Die Suezgeschichte hat mich eigentlich sehr amüsirt, d. h. die wirklich gut geschriebenen Artikel der Cölnischen Zeitung. Ihr Correspondent hat die Sache mit sehr viel Witz (ist hier das beste Wort) beschrieben. Und die Östreicher: Immer geschlagen und immer geschlagen! — Ich glaube, sie haben die Cattaro-Geschichte entschieden falsch aufgefaßt. — Erst Wagner, dann Auersperg, u. jetzt wird Rodich Commandant; und dabei das Lazareth- und Krankenwesen, es soll scheuslich sein. Ich sage mit Bismarck; Krieg bis aufs Messer mit Östreich. Ich hasse Östreich und werde es hassen; denn ich glaube, daraus wird mein Lebtag nichts. — Und dann unsre „innere" Frage: ich freue mich ganz unbeschreiblich, mit Dir die Cölnische Zeitung zu lesen u. über Landtagsverhandlungen, Abgeordnetenhaus, Reichstag u. Zollbund zu sprechen. Bitte schreibe mir ganz genau, was Du über Mühler denkst. Mir

ist er ein Greuel; wenn ich auch nicht glaube, daß er heuchelt, so ist mir doch diese Kreuzzeitungspartei u. was darin bimmelt u. baumelt — — — verabscheuungswürdig. [. . . . .]

Heute habe ich viel an Dich gedacht, denn heute kommen ja unsere Recruten u. wir sollen sie ausbilden. — Ich habe mich bei der Gelegenheit einmal selbst scharf ins Verhör genommen, u. mich gefragt, ob ich mit Lust u. Liebe Soldat bin, oder nicht? Das ist schwer zu beantworten. Wenn ich eine kurze Antwort geben will: „Ja." Ich fühle es, daß ich wohl zu Nichts Anderem fähiger gewesen wäre. Aber unser Soldatenspiel im Frieden unter den infamen Verhältnissen, das ist allerdings nicht wünschenswerth. Aber trotzdem halte ich aus. Denke Dir doch, was sollte ich wohl Anders anfangen: Gutsbesitzer werden, das allerdings wäre noch ein angemessener Tausch, — aber im Kriege ginge ich unter allen Verhältnissen mit, u. wenn ich eine Frau u. 6 Dutzend Kinder hätte. —

Donnerstag, 16ten Morgens 11 Uhr! dasselbe Wetter.

Gestern kam ich nicht weiter, weil ich meiner Mutter, die wieder zu Bett liegt, seit einigen Tagen vorlesen mußte; und wie gern that ich es, obgleich meine Augen mir immer Abends sehr weh thun. — Heute wollte ich meine Tour nach Preetz u. Itzehoe antreten, das Wetter ist aber zu contrair. [. . . .]

Mein lieber, alter Seckelsdorff, ich lese immer so viel in der Mainzer Zeitg. von Concerten und Streichquartetten etc. etc. Ich glaube, es wäre sehr gut, wenn wir die zuweilen besuchten, — wenn es auch nur deßhalb wäre, um hübsche Mädchengesichterchen zu sehen; die m u ß ich sehen. Ich glaube, ich werde ganz wild sein, wenn ich aus meiner solitude hier herauskomme u. jugendliche Wesen sehe. Wir wohnen hier fast außerhalb der Stadt, und ich gehe principiell in die mich anwidernde Stadt Kiel nicht hinein, sondern direct in die Felder und Wälder immer — und so kommt es denn, daß ich bei unserer so außerordentlich einfachen und eingeschränkten Haushaltung Nichts Anderes sehe als alte (wenn es auch liebe sind) Gesichter. [. . . . .] Willst Du bitte die Güte haben und St. von mir Folgendes sagen:

Er möchte sich nur jetzt schon nach einem Tanzlehrer (I, II oder IIIter Güte) umsehen, zu dem ich dann gleich, wenn ich nach Mainz käme, hingehen wolle, um die Stunden zu bestimmen; er solle sich nur einstweilen nach Namen u. Adresse des Betreffenden umsehen. — Es ist nämlich durchaus nothwendig, daß ich mich einigen Tanzstunden unterziehe; ich habe es fast ganz verlernt, tanze wenigstens miserable, und es ist doch am Ende eine Kunst, die jeder kennen muß. Man kommt zu oft in die Verlegenheit. [. . .]

Dein Liliencron.

An denselben.

Kiel, 20sten December 69 Abends.

Von meiner kleinen Reise zurückgekehrt, lieber Baron, setze ich mich gleich hin, um Dir einige Zeilen zu senden. — Von den Klöstern Dir zu erzählen, würde Dich langweilen: denke Dir von den kleinen Städten abgelegene Gebäulichkeiten, ängstlich gegen die Außenwelt durch hohe Mauern abgeschlossen. Drinnen im Kloster fast lauter (sehr gemüthlich eingerichtete) kleine einzelstehende Häuser, dann die Wohnung der Äbtissin (ist fast immer eine Prinzeß von Schl.-Holst.), dann die Wohnung der Priorin, des Probstes, Vorbitters und Pastors (die einzige Person „von Stande", welche nicht von Adel ist). Der „Vorbitter" u. der Probst dürfen auch nur vom Landesadel sein. Dann ist noch da die alte Kirche, uralt, und daneben auf der einen Seite der Convent-Saal, und auf der anderen ist ein Gebäude mit 11 Kammern, den 11 Begräbnißhallen der 11 adlichen, in dem jemaligen Kloster sterbenden Damen. — Dabei herrscht eine Todesstille; selbst die fetten Möpse und Wachtelhunde, die fast alle „Dasch" heißen, bellen nicht. — Aber gut ist Alles dort; ich meine die Herzensgüte! Ich möchte, Du könntest Dich da mal umsehen. Theuerster, von einer alten Tante Comtesse erfuhr ich auch, daß ein Seckendorff-Menckewitz oder Menselwitz, der in Altenberg wohnt, der Vetter eines Vetters-Vetters im 100sten Grade von mir ist — Hurrah, die Vetterschaft! — Doch genug von Moderduft und alten Familiengeschichten und Haussagen etc. etc.

Mir schwindelt ordentlich der Kopf davon, und ich begreife kaum, wie ich es zwei Tage bei den alten Klosterdamen habe aushalten können. — Ich empfinde immer, wenn ich dann wieder aus dem alten Thor heraustrete, so etwas wie: wiedergegebene Freiheit. Fort, fort mit aller dumpfen Kerkerluft, u. hinein in die Welt und die große Natur Gottes! Es ist doch besser: so sehr, wie ich auch für Adel etc. bin, aber unser Zeitalter verlangt was Anderes. Ich weiß es, Du sagst a u c h n i c h t: Leider! — Seckendorff, ich bin etwas liberal geworden, u. ich kann es mir gar nicht vorstellen, daß Du, bei Deinem hellen Verstand, guten Mutterwitz und Deinem ganzen edlen Wesen, nicht ebenso denken solltest wie ich. Jedenfalls wollen wir uns recht viel darüber unterhalten! — Eins möchte ich vor allen Dingen sein oder werden: e i n e d l e r M a n n! und da leuchtet mir Stein immer voran. Ich glaube, wir haben nie über ihn gesprochen; laß es uns thun, wenn ich nach Mainz komme.

Übriegens, ehe ich es vergesse: betrachte doch gerade in der jetzigen Zeit einmal den Abendstern zwischen 5 u. 6 Uhr. Ich habe ihn nie so hell und wundervoll leuchten sehen, und er glitzert mir zuweilen tief ins Herz hinein. Stelle Dich auf den Thurm in Frau v. V.'s Park, wende Dein deutsches Antlitz mit dem Schnurrbärtchen (à propos Du wirst Dich wundern über den meinigen) nach Süd-Westen um die eben angegebene Zeit, u. wenn keine Wolken da sind, so siehst Du ihn — u. dann sehe ich ihn auch — u. wir grüßen uns, denn er nickt in Einem fort.

[. . . .] Ich habe in dieser Zeit Einiges von Th. Storm gelesen, und Verschiedenes davon ganz reizend gefunden. Folgendes m u ß t Du Frau v. V. vorlesen: „A b s e i t s". „A u f d e m S t a a t s h o f". Sie finden sich im 3ten und 5ten Bande seiner Werke. Dann habe ich für uns Beide auch zum Entzücken allerliebste Novellchen gefunden, die Du wohl vorlesen kannst; aber die beiden obengenannten sind doch wohl die besten. Das, was D u lesen sollst (ohne Widerrede! Du mußt!!!) ist Folgendes in folgender Reihenfolge: „A n g e l i c a" — „P o s t h u m a" — „I m S o n n e n s c h e i n" — „E i n g r ü n e s B l a t t" — u. „W e n n d i e Ä p f e l r e i f s i n d" (allerliebst). Sie sind alle

im 3ten und 5ten Band seiner Werke zu finden. — Ich glaube, wir lasen einmal etwas von ihm: „Auf der Universität" — es war auch sehr hübsch, aber ein klein, klein wenig langweilig. Das sind diese nun gar nicht, und ein Hauch der zartesten Poesie weht über diese kleinen Erzählungen.

Mir geht es gut: ich lebe, nach wie vor, häuslich bei meinen Eltern: lese viel vor, ärgere zuweilen unsre alte gute Gesellschafterin, die nämlich eine sehr starke Schleswig-Holsteinerin resp. „Herzogliche" ist, mit meinen preußischen Ansichten und Anschauungen. Den Weihnacht-Abend werden wir bei einer (mir persönlich höchst fatalen) Tante verleben; aber es ist dort ein Baum, ein großer sogar, und ich will den lieben Gott bitten, mir noch einmal recht kindliche Gefühle und Gedanken zu geben am Weihnacht-Abend. Vorher findet dann, wie immer, eine Bescherung von armen Kindern im elterlichen Hause statt; dazu alte Hosen und Jacken und Zeug von uns Dreien oder Vieren. — Am ersten Weihnachtstage bin ich dann (leider) wieder bei jener Tante (sie hat eine etwas röthliche Nase u. soll zum Frühstück immer Madeira trinken; wie Du nun Beides zusammenbringen willst, will ich Dir überlassen) — aber damit ich ihr auch nicht gar zu viel Unrecht thue, so will ich Dir sagen, daß sie sehr viel für die Armen thut, in allen möglichen Vereinen ist, für die Kunst auch manchen Schilling giebt (hier aber blos, um ihren Namen auf den Listen zu sehen; Du weißt, ich bin etwas mißtrauisch) — und sehr reich ist, auch Dîners und gute „thé"s giebt, die ich seit jeher in Erinnerung habe. — Am 2ten Weihnachtstage würdest Du dann „Frl. Henriette", unsere Gesellschafterin, in fliegender Hast sehen: wir selbst geben (ich glaube, das einzige Dîner im Jahre) ein kleines Essen. Dann sehe ich Manche, die sonst das ganze Jahr nicht kommen, und es heißt dann: Du Gute, Du Liebe, u. s. w. Mein armes krankes Mütterlein thut ihr Möglichstes, um ihre Schmerzen zu verbergen — — doch satis superque. [. . . .]

Auch Gedichte habe ich von Th. Storm gelesen, u. noch eine Novelle: Immensee — wirklich ganz reizend! Meine Mama hat alle seine Werke, und ich wundere mich, daß wir

sie nicht früher gelesen haben. Beim Essen eines Honigkuchens und Trinken einer Tasse Thee dachte ich heute Nachmittag:

Dein liebes, blasses Angesicht,
Deine schönen, braunen Augen,
Deine zarten, kleinen Hände —
Ach, daß ich sie nur wiederfände!

Wann endlich, lieber Seckendorff, hört diese Quälerei auf. Ich glaube, niemals! [. . . . .]

Verlebe eine fröhliche Weihnacht; und wenn Du diesen Brief vor Heilig-Abend erhältst, so sieh am Heilig-Abend den Abendstern an u. trage ihm einen eiligen Gruß an mich auf, wie ich es auch thun werde. [. . .]

Dein treueigener Liliencron.

An denselben.

Baden-Baden, 3. 6. 70.

Lieber Baron! Den heutigen Tag hätte ich mit Dir verleben mögen: ich habe mich brillant amüsirt. Gleich heute Morgen fuhren wir in den etwas kalten Pfingstsonntag hinein, zuerst auf das „neue Schloß"; hier wohnt Kgl. Hoheit einige Monate immer. Die innere Einrichtung war etwas mangelhaft, die Möbel sämmtlich von Nußbaum, was ich für vornehme Leute nicht hübsch finde. An Gemälden nur das ganze Badische Herrschergeschlecht. Sehr habe ich lachen müssen über ein Paar in Stein gehauene (wie der Kastellan sagte:) Pagengesichter. Der eine sah aus wie ein Ur-Bischof mit Chignons an beiden Seiten der Ohren. Der andere hatte ein dickes Bierbrauergesicht. Wenn man sich nun diese Jünglinge als 15, 16jährige denkt, wie muß da das Edelfräulein ausgesehen haben, deren Schleppe sie trugen?! Dann hinauf auf das alte Schloß mit einer unvergleichlich schönen Aussicht: Rhein, Vogesen, Straßburg, Rastadt, Carlsruhe — überhaupt sieht man ins Unendliche. — Der Schwarzwald ist überraschend schön an Punkten, Bergen, wilden u. zarten Landschaften. Eine Aussicht gefiel mir sehr: zwischen zwei ganz nahe liegenden Bergen, die einen Sattel

bildeten, sah man in die fernste Ferne: Vogesen, Jura, u. in der Mitte den Straßburger Münster.

Von dort nach Schloß Eberstein, ebenfalls uralt, aber darin einige Zimmer für die Herrschaften: Hier sieht man nichts als Stammbäume und Wappen, auch das Deinige mit „Folia ejus non defluent“. — Ein wirklich zuckersüßes kleines Schwarzwald-Mädchen führte uns, u. wären wir länger dageblieben, hätte ich mich verliebt. Ganz am Schluß, am eisernen schwarzen Thor, gab ich ihr, horribile dictu, einen Kuß; es hat es aber Keiner gesehen. Sie hatte die merkwürdigsten Augen, die ich je gesehen habe: blaue, u. der schwarze Stern darin hatte einen grünen Ring. Dabei eine herrliche Aussicht, rechts tief unten die Murg; sonst grüne Berge. Die entfernteren liegen da, als wenn sie grün-schattirte Sammetjacken anhätten; die ganz fernen in jenem blauen Dunst, den kein Maler wiedergeben kann. In einem kleinen Städtchen Gernsbach nahmen wir um 1 Uhr ein Dejeuner à la fourchette ein; es war außerordentlich voll, meistens natürlich der „Pfingst-Pöbel“ (wie Baron St. sagt) — aber auch nette anständige Leute. — St. ist nicht angenehm auf Partieen; er will vornehm sein, u. schimpft, ist grob, tadelt Alles u. ist bis zur Unausstehlichkeit nervös. Ja, wenn es dem Menschen nicht angeboren ist, da kann gar Nichts helfen.

Dann über Kloster Lichtenthal zurück: Lichtenthaler Allee mit dem Baum, wo unsern König 60 der Schuß am Kragen traf. Der Baum ist von verrückten Engländern fast ganz seiner Rinde beraubt. — Im Hôtel habe ich geschlafen, bis 6 Uhr, nach all der Augenanstrengung. En suite: grand dîner — an welchem ich aber nicht satt wurde: es war (für das erste Hôtel hier) schlecht. [. . . .] An der table d'hôte uns gegenüber Badische Officiere in Civil, die ein scheusliches Deutsch sprachen, fast wie o st preußisch — sonst Franzosen u. „Pfingst-Gesindel“, wie abermals Herr v. St. sich auszudrücken geruhte.

Nun kommt das Beste: Nach dem Diner! — St. mußte, als zu sehr „angegriffen“ und „nervös“, auf seine Stube. Ich ging aber sofort wieder weiter. Zuerst in die Stadt, die bergauf u. bergab liegt: in die Stefanie-Straße, zum

Elisabeth-Stift, um es mir anzusehen. Ich fand das Thor offen, und (lieber Seckendorff, wo es darauf ankommt, bin ich dreist) ging hinein. Auf der Stelle eilte mir mit entsetzter Miene ein altes Frauenzimmer entgegen und wollte mir die Thüre weisen. Ich blieb ruhig stehen u. sagte in gebrochenem Deutsch — (köstlich) —: Ich sehen wünsche ma cousine, la vicomtesse de Morvières de Nancy, qui soll sein hier in Pensionat. Dann Öffnen ihrer u. meiner Hand, u. das nicht zu sehende Durchschlüpfen eines Florins fand statt; sie sah nicht hinein u. glaubte einen Doppel-Louisd'or zu haben, welchen Irrthum ich ihr natürlich ließ. Die Damen wären fast alle auf Ferien; es wären zwar viele Französinnen da, aber sie könne die „verherten oder verplagten oder verklagten" (das Wort blieb mir unverständlich) Namen nicht behalten. Sie zeigte mir dann ein Buch, wo seit Jahren jedes kleine hier erzogene Mädchen drin stand. Hier fand ich zwischen zwei englischen Namen: Anna Maria Helene G. . . . . Wie gerne hätte ich den Namen geküßt; wie gerne wäre ich hier geblieben, und hätte hinstarren können auf lange, lange Zeit, wo ihr kleiner Fuß gegangen. Ich durfte nur einen Blick in den Garten thun; das alte Kloster selbst blieb mir natürlich verschlossen, — und so wanderte ich weiter in trüben, liebedürstenden, liebebedürftigen Gedanken (das letzte Wort paßt nicht zu „Gedanken", aber Du verstehst mich). Der Himmel wurde trübe, ein kalter Wind kam von den Bergen und blies mir in die Ohren: „Du Thor". Dann fing es an zu rieseln vom Himmel, und ich ging im Regen (mit Schirm) weiter. Aber bald hörte er auf, u. ich nahm mir einen fiacre und sagte barsch: „Thiergarten-Straße Nr. 3". — Hier fand ich eine eigenthümlich gebaute Villa in nicht zu nennendem Style. Ganz versteckt in den Bergen, mit Aussicht auf grüne Matten u. auf Bäume, — sonst Nichts. Ich war in der Wohnung von — Iwan Turgeniew! Woher ich den Muth bekam, ihm meine Aufwartung zu machen, weiß ich nicht. Gleich im Hausflur kam mir eine Art Hausknecht in „Hemds-Ärmeln" (sic) entgegen, u. sagte in reinstem schwäbischen Deutsch: „Herr von Torgenjew ischt nicht zschu Hause, er ischt zum Fescht." Er machte Kehrt, ich machte Kehrt — u. dann saß ich in der Droschke. Ich

hatte zum Mindesten einen russischen Leibeignen in knallrother Jacke mit Silberknöpfen erwartet, oder einen feinen Kammerdiener, und da trat mir der ganz gewöhnliche servus domesticus Germanicus entgegen. Eine gute Pille für meine schwärmerischen Gedanken.

Morgen früh um 10 etwa fahren wir (toujours la première classe) nach Straßburg; ja nicht früher, denn St. meint, der Plebs fährt morgen schon um 5, 6 — und da mag er Recht haben.

Jetzt aber ist es nach 1 Uhr, carissime, ich bin todtmüde. — Der Wind heult u. rappelt an meinen Fensterladen. Der Neumond kämpft mit den Wolken, und vom „Eberstein" blitzt ein einzelnes Licht; wenn es mir doch leuchten wollte zu Glück und Frieden! But, never, never — — —

Yours Liliencron.

An denselben.

Baden-Baden, 4. 6. 70.

Mon cher! Trotzdem es 12 Uhr Nachts ist, muß ich meinem Herzen Dir gegenüber Luft machen. Ich bin zu voll von all dem Neuen. Nach einer recht langweiligen Fahrt kamen wir um ½7 hier an, u. stiegen im Hôtel de Bade, ersten Gasthof hier, ab. Große Waschung, Dîner mit Sauternes, den ich erst für weißen Bordeaux hielt, aber dann erfuhr, daß es Burgunder, „vin de Bourgogne" ist. St. u. ich wohnen neben einander; mein Zimmer mit pompöser Aussicht in die Berge, auf den „Eberstein". Dann um 8 Uhr nach dem Kurgarten; nein, unvergleichlich viel schöner u. großartiger als Homburg und Wiesbaden. Das Erste war, daß mir einer jener vielen Portiers in Livrée sagte: „Wollen Sie den berühmten Turgeniew sehen, mein Herr"? Eine große, schöne, ruhige Gestalt mit fast ergrautem gestutzten Vollbart. —

Man sieht, es ist ein Weltbad. Im Kurgarten spielte eine Militairmusik aus Rastadt; wenn auch nicht besser als unsere Militaircapellen, so waren es doch mal andere pièces meistentheils. Drinnen im Saal, der viel magnifiquer eingerichtet ist als Wiesbaden, war ein „besonderes" Concert

von durchreisenden Künstlern — Clavier, Violon, Violoncelle u. „Clairon“. „Seulement en français“. Ein Stück, gesungen von Mlle Duval, „les Djins“, riß mich dermaaßen hin, daß ich in ein rasendes Klatschen ausbrach. [...] Darauf ging ich in die „Hölle“ und verlor auf einen Satz quatre Louis — meine Reserve — höchst fatal— aber jetzt ärgere ich mich auch nicht einen Augenblick mehr. — Im Concertsaal und draußen: welche Fülle „feiner“ Gesichter. Ich sage Dir, reizende Mädchengestalten und entzückende Gesichter. Meistens dunkle feurige Augen, voller Gluth, voller Liebe — Seckendorff, Seckendorff, weßhalb mangelt mir die Liebe vom schönen Geschlecht! Ich bin so liebebedürftig, wie nur ein Mensch sein kann. — Punktum, Punktum. [. . . .]

Jetzt ist meine situation folgende: 1/21 Uhr Nachts. Meine Fenster stehen auf; vom „Eberstein“ ein einsames Licht. Drinnen im Nebenzimmer schläft schon seit einer Stunde „Freund“ St. — und noch vor einem halben Tage behauptete er, er könne vor „Nervosität“ nie einschlafen, nur Morgens erst um 5 Uhr; und jetzt schnarcht er, — was doch die Einbildung thut! — Und ganz stille ist es um mich her: eine einsame Mücke nur umschwirrt mich fortwährend, und aus ihrem Gesumme werde ich nicht klar — aber es tönt fast daraus: „Werde gesund (geistig), werde besser und werde endlich ein Mann“ — und dann: „Wir (Du und ich) wir verstehen uns nicht“ — und dann: Du gehst (Seckendorff) Deinen richtigen Weg — ein aut aut ist es bei Dir, mein Lieber: Bedenke, bedenke, quidquid ages, prudenter agas, et respice finem. [. . .]

Verzeihe meine „Mückenschwärmerei“ — sie war albern. —

Wie immer Dein Liliencron.

An Ludwig v. Kaltenborn-Stachau.

C. Q. Chably chez Metz s. Moselle, le 29. août 1870.

Schon längst, mein geliebter alter Louis, war es mein Wunsch, Dir in einer Reihe von Kriegsbriefen nähere Nachrichten von uns en général und von mir zu geben. Es kommt noch dazu eine große Schreibelust, und eine außer-

ordentliche Hinneigung zu Deiner Person, die um so größer geworden ist, seitdem wir getrennt. — Bon! — Über unsere ersten Märsche wirst Du unterrichtet sein: Durch die Pfalz, Concentration bei Saarlouis, u. Überrücken am 19ten über „la frontière“ mit Hurrahruf und Säbelschwingen. Wenn ich jetzt weiter vom Regiment schreibe, so kann dies natürlich nur in großen Zügen sein, da die Bataillone sofort zu taktischen Einheiten werden und sich die letzteren selbst untereinander wenig sehen; meine Haupterzählungen in militaribus können also nur mein Bataillon und Compagnie speciell betreffen. Seitdem wir in Frankreich sind, habe ich meinen Rock und meine Cravatte nur beim Waschen abgenommen. Du siehst als Soldat daraus klar, wie es um uns steht; daß wir also jeden Augenblick gewärtig sein müssen, auf unserm Allarmplatz zu sein, — und, mon Dieu, so ist es auch gewesen. Gestern Nacht war die erste, wo wir, ohne allarmirt zu werden, ruhig schliefen. Wenn Du auf einer Special-Karte Dir Metz ansiehst, so wirst Du im N. N. O. ein Dorf finden, mit Namen Chably, und gleich S. davon ein Dorf Rupigny; um diese beiden Dörfer dreht sich, man kann es wirklich so sagen, das Rgt. 81, u. zwar in folgender Weise: 1 Bat. 3 Tage hinter Chably (N.) im Bivouac, 1 Bat. 3 Tage in Chably selbst in Allarmhäusern, 1 Bat. in Rupigny resp. um u. davor, auf den äußersten Vorposten, Feldwachen, replis etc. —

Der Dienst ist recht sehr anstrengend, namentlich immer die 3 Tage in und um Rupigny. Wir stehen hier 1000 Fuß vor dem „bois de Grimont“ (siehe Karte) u. vor Metz, genauer vor dem sehr starken Fort St. Julien; dieses letztere hält uns gewaltig in Respect. Am ersten Tage, am 19. d. M., als wir hier ankamen, lagerten wir mit einer grenzenlosen Unvorsichtigkeit gegen Metz: wir wurden dann auch gebührend mit Granaten beworfen, die aber Keinen verwundeten. Wenn wir uns jetzt die Situation ansehn, in der wir waren, so kommt es uns ungeheuerlich und fast romanhaft vor. Es kam aber nicht durch die Schuld des Obersten, der NB. immer mit lächelndem Gesicht jetzt herumgeht, — sondern wir sollten das I. Corps ablösen, und gingen deßhalb so weit vor, bis wir es fänden. Es war aber schon, aus Gott weiß welchen

Gründen, vorher abgerückt; deßwegen also unser Vorgehen. Auf unsern Feldwachen, natürlich auf den äußersten Feldwachen, ist es sehr anstrengend, aber auch zugleich sehr interessant. — Ein rechtes elegantes, zierliches Gewehrfeuer-Gefecht hatten wir vorvorgestern, d. h. nur mein I. Bat. Circa 1½ französische Corps (sic) debauchirten aus dem Fort St. Julien zum Zweck einer größeren Recognoscirung (wahrscheinlich). Aber unsere hier concentrirten Streitkräfte machten nur „klar zum Gefecht" — und nur unser, eben in den äußersten Vorposten liegendes Bat. hatte von 10 Uhr M. bis 5½ U. N. ein sehr heftiges Gewehrfeuer-Gefecht: wir haben 10 Verwundete, keinen Offizier. Das Gefecht wurde, ich sage und schreibe, auf eine Distance von 1200—1600 F. geführt. Unsere Herrn Feinde beschossen uns mit rasendem Feuer. Die 2te und 1te Comp. standen im Dorfe, resp. Schloß. Die 3te Comp. hatte gerade die Feldwachen und behielt die Stellung. Die 4te Comp. nahm als Soutien hinter dem Dorfe Stellung, apporté rechts und links zum Vorbruch. Wir hatten den ganzen Kugelregen auszuhalten. Von uns (4te C.) ging nur 1 Halbzug des Schützenzuges vor, unter Serg. Barral, der wegen guten Verhaltens im Gefecht decorirt werden wird. Außerdem schwärmte mein 8ter Zug hinter einer Hecke, gab aber keinen Schuß ab. Der Kugelregen war fabelhaft! wir gaben natürlich mit classischer Ruhe nur wenige Schuß ab. — Das ist jetzt ausgemacht: das Chassepot-Gewehr übertrifft (namentlich auf weite Distancen) das unserige ganz außerordentlich.

30. août 70.

[. . .] Jetzt ist es ½11 Uhr früh, und ich kann jetzt erst fortfahren. Ich komme soeben von einem Requisitions-Commando zurück; etwas Schreckliches. Wittwen umklammern Kniee; das letzte Heu, die letzte Kuh wird genommen; Kinder heulen; der gemeine Soldat wird zum Thier; zuletzt dumpfe Verzweiflung oder, wie ich es schon erlebt, ein Wuthausbruch mit zerschmeißen und zerreißen von Allem was noch im Hause ist. — Dies, lieber guter Louis, sind die Hauptzüge einer Requirirung. Mais, c'est la guerre! —

Gestern, am 29ten, hatte ich schon die „edle" Kreuzztg. vom

27ten. Du weißt, daß die Kreuzzeitg. nicht mein „genre" ist; aber sie bringt die besten officiellen Nachrichten und am schnellsten. — Dieses enorme Lügengewebe, in dem Palikao Paris umgarnt hält! — Ist es denkbar, daß so etwas noch passieren kann in unserer Zeit! — Lieber, Guter — alle poetischen, ich möchte fast sagen, alle menschlichen Gefühle schweigen, — und doch noch zuweilen in stiller Nacht, d. h. bis jetzt bei Regen und Sturm, wenn wir auf unserm Strohlager liegen, „dann denk ich an mein fernes Lieb" u. s. w. Wenn der Tod einem so recht ernst ins Antlitz schaut, wie das hier der Fall ist, so (ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll) kommen Gedanken: zur Umkehr, wenn Gott uns leben läßt, zum Anfang eines neuen Lebens — und ich finde es eine fast spaßhafte Seite des Schicksals, immer erst dann auf solche Ideen zu kommen, wenn wir vielleicht schon in einigen Tagen todt sind. — Lieber Louis, wenn ich fallen sollte, was bei diesen enormen Verlusten, namentlich an Offizieren, so sehr leicht ist, — Du wirst dann in Betreff des Ringes Dein Versprechen lösen. Ich vertraue eigentlich im Grunde meines Herzens Keinem so aus ganzer Seele wie Dir. [. . . .] Schreib mir viel von Mainz, von Allem was da zugeht, von meinen schönen braunen Augen, die mir doch zu tief pour toute ma vie ins Herz gegangen sind. Leb wohl, alter Kerl: ich habe Dich sehr lieb, habe Du es auch.

Dein Fritz Liliencron.

An Ernst Frhrn. v. Seckendorff.

Mainz, d. 18ten October 1870.

Mein lieber Seckendorff! Ich schreibe vom Bett aus — ½9 Uhr Morgens — habe eben meine Chocolade getrunken, — esse und trinke sehr gut, habe Gott sei Dank wenig Gesellschaft, u. warte nur, bis meine Bagatell-Wunde endlich anfangen wird, zuzuheilen, was absolut nicht geschehen will. Tüllmann hat mir 6—8 Wochen zugesagt bis dahin, u. dann ebensoviele Wochen Reconvalescenz; die ich aber auf keinen Fall durchmachen will, sondern natürlich (man ist doch

eigentlich zu anständig) sofort zum Regiment zurückkehren. [. . .]

Der alte Acazienbaum schaut durchs Fenster. Imhofs sind die Alten; draußen scheint die Sonne, bei mir ist es still, so still und ruhig, daß man recht gut Zeit hätte, melancholisch zu werden, oder — Bibel zu lesen u. endlich zum rechten Weg zu gelangen. Ich denke, Fingerzeige hat Einem der l. Gott jetzt oft gegeben.

Über uns wohnen französ. Officiere. Ich schickte ihnen meine Karte, p. f. v. — Der Eine („Colonne u. Graf", wie mir Fr. Imhof sagte) war gestern bei mir, höflich, steif e r; dick, sonst Franzose. Der Andere war noch nicht hier. Ihr Bursche, brosseur, macht mit meinem Heinrich jetzt gemeinschaftlich die Sachen rein. — Um 9 muß die Gesellschaft zu Hause sein; der dicke „Colonne u. Graf" kam um 10 Min. nach 9 — u. schwitzte mit Gefahr seines Lebens u. großer Anstrengung die „l'escalier qui est très désagréable" (wie er sagt) herauf.

Bitte schreibe gleich wieder, wenn auch nur auf Correspondenz-Karte, aber jede Neuigkeit.

Dein Liliencron.

An denselben.

Mainz, 24. Oct. 70.

Lieber Baron! Deine Karte „beim Dämmerlichte" habe ich empfangen, und sage Dir meinen Dank. Da der Mensch, also Du u. ich auch, immer egoistisch ist, so bin ich es auch, d. h. so spreche ich zuerst von mir. Meine Bagatell-Wunde will trotz alledem nicht heilen, sondern eitert und blutet recht tüchtig noch. Es ist ein Hauptnerv und das Zellengewebe durchschossen, et pour ça. Wie ist der Mensch doch wandelbar; denn jetzt schon verwünsche ich mein Bett, und möchte zu Euch. Aber das wird leider noch nicht angehen; ich kann froh sein, wenn ich in 3 Wochen das Bett verlassen darf. Ist es ein Fingerzeichen Gottes? Ich glaube es. [. . . . .] Neulich wollte ich einen Versuch machen, nach Kiel in die Pflege meiner Eltern zu kommen, aber es war mir unmöglich. Ich konnte das Aufstehn und längere Fahren nicht er-

tragen. Bei meiner Wunde ist auch wenig Pflege nöthig; und mein Bursche und Imhofs machen es ganz gut.

An Übergabe von Metz natürlich gar nicht mehr zu denken. Es ist schauerlich für Euch Armen. Dabei liege ich, sonst wohl wie ein Fisch, im Bette, und Ihr Armen schwimmt, ebenfalls wie die Fische, dort herum: der Gedanke peinigt mich sehr.

Gr. liegt nun schon einige Tage unter der Erde; wann werden wir ihm nachfolgen? Das weiß nur Gott. Neulich, gleich wie ich ankam, war ich in Deiner Stube: Staub, Mäuse, sonst fehltest nur Du. Schreibe bald; ich langweile mich sehr.

Dein Liliencron.

An denselben.

Mainz, 8. Nov. 70.

Lieber Seckendorff! In der That begreife ich es nicht, daß Du mir nicht einmal schreibst. Du mußt wissen, wie sehr ich mich nach Nachrichten sehne, zumal ich absolut nichts vom Regiment höre. Busse hat mir neulich mal geschrieben, daß Ihr vor Thionville steht, aber weiter auch nichts. Also wo, wie, warum, wie lange, wer und was!!! Das Alles bitte ich mir mal in einem recht langen Brief zu beantworten. — Mit mir geht es seit 3 Tagen so gut, daß ich schon Montag in 8 Tagen zum Regiment gehen werde, obgleich mir der Arzt sagt, ich solle bis Januar 71 hierbleiben. Unser guter preußischer „Kamerad" ist wirklich zu anständig, so daß er, wenn er nur irgend krabbeln kann, seinen Dienst im Felde thut. Außerdem wird meine Wunde vielleicht noch Jahre lang offen bleiben. [. . . .]

Ich habe jetzt eine Franzosen-Compagnie mir geben lassen, um doch in etwas dem Vaterlande während meiner Reconvalescenz zu nützen. Alles durcheinander, 250 Mann, Spahis, Mulatten (aus Versehen), Turcos, Gamins, Lyonesen, Marseiller, Gascogner, Pyrenäer usw. Eine nette Gesellschaft.

Ich exercire sie, wie die preußischen Rekruten, zu meinem und ihrem größten Gaudium. Ein Turco vom Atlas ist Flügelmann. — „In Reihen gestanden rechts um" rufe ich:

„En ordre les lignes de droite". Stillgestanden: „Prenez garde". Rührt Euch: „Tout à son goût" (ein etwas langes Commando) usw. usw.

Außerdem habe ich mir einen Neger (vom reinsten Wasser) als Privatdiener genommen; der meinen Burschen vertritt, den ich auf 10 Tage in seine Heimath geschickt habe.

Pfarrer Thoms läßt Dich grüßen. Er gratulirte mir gestern zum Hauptmann sehr naiv.

Ich bitte nun also doch dringend, daß Du mir „ein Langes und ein Breites" schreibst.

Dein Liliencron.

An denselben.

Harbonière bei Amiens, den 12. 1. 71.

Mein lieber Baron! Es ist mir heute, in der That, erst möglich, Dir auf Deine beiden Schreiben aus Reims u. Berlin zu antworten; denn außer einem kl. Aufenthalt vor Péronne sind wir stets unterwegs bis jetzt. Zuerst mein Bedauern über Deinen Zustand, mit dem Wunsche, Dich bald wieder gänzlich genesen zu sehen. Ich glaube, daß ich schwer krank werden werde; ich habe entsetzliches Kopfweh, was ich sonst nie gehabt habe, u. außerdem bin ich so durch u. durch erkältet, daß es ein wahrer Spaß ist. Aber es wird mitmarschirt, so lange es eben geht. Von unsern Kriegsthaten ist wenig zu berichten. Wir haben starke Märsche gehabt, u. sind 6—7 Tage vor Peronne gewesen. Dort war es schauerlich, wir haben bei — 15° R. 48 Stunden fest bivouakiren müssen. Je vous assure, man konnte, über dem Pfeifen der Granaten, die Engel im Himmel flöten hören. Ich war, bei Ablösung einer Wache, in großer Lebensgefahr. Ein liebenswürdiges Shrapnell hatte die Gewogenheit, gerade über meinem Kopf zu crepiren. L., mit dem ich gerade sprach, kniff mich dermaaßen in den Arm (sic), daß ich, in Wahrheit, heute noch einen blauen Fleck habe. Einem Mann von der 2ten Comp., der neben uns stand, wurde von einem Sprengstück das linke Bein abgerissen u. Mehrere sonst leicht angeschossen. Na, ich danke gehorsamst.

Überhaupt war der Aufenthalt vor Peronne nicht gerade

gemüthlich. In der Neujahrsnacht brachte der Oberst, etwas angeregt, einen Toast aus: „auf einen frischen fröhlichen Soldatentod im Neuen Jahr"! — Gehorsamer Diener! aber das geht denn doch über die Hutschnur.

Wir haben die Aussicht, in diesem elenden Nest Wochen zu liegen, nachdem 30 000 Mobil-Garden (sic) bei Bapaume n i ch t vorgewollt haben u. Faidherbe ganz sich nun zurückgezogen hat bis zwischen Arras u. Lille. [. . . . .]

Otto rast natürlich jetzt mit dem Füselier B. herum, numerirt Alles, u. umspinnt Alles mit Draht-Linien. Nachts brennen, zur Erhellung, große Feuer, u. sämmtlichen Offizieren in der Comp. ist von nun an das Schlafen verboten.

Schreibe bald Deinem alten Liliencron.

An denselben.

Flancourt, ½ Meile von Péronne, 15. 1. 71.

Mein Herzens-Baron! Es zwingt mich, Dir zu schreiben. Ich sitze in der Studirstube eines alten ehrwürdigen Pfarrers. Mutterseelenallein. Alles starr, still um mich her. Der Tod schwebt um mich. — Es ist doch etwas Grauenhaftes: wo kein Leben und Lärmen, wo kein Lachen und keine Freude. Rechts neben mir über dem Kamin hängt der Gekreuzigte. Er i s t für uns gestorben; oder ist, war er der edelste, beste Mensch, der je gelebt? — Diese Zweifel noch in d i e s e r Stunde. — Du hast keinen Begriff von der Ruhe und Stille um mich her augenblicklich; aber sie thut mir nicht wohl — gerade das Gegentheil. — — Wenn man zum Fenster hinaussieht, nur einige kahle Bäume; sonst nur Fels, nur Schnee und Eis — — gräßlich, gräßlich — — ich komme mir vor wie im Grabe — wie f e i g e der Mensch doch ist. — —

Bis ich diese zweite Seite anfange, ist fast eine halbe Stunde vergangen. Ich habe unverwandt in die Bäume gesehn. Mein Leben, meine Vergangenheit zog an mir vorbei — — natürlich nur die häßlichsten, schlechtesten Stellen — kein heiteres Bild, kein hübsches Mädchengesicht — — nur das, was man im Leben Verkehrtes gethan.

In solchen Augenblicken, in solchen Stunden wie jetzt, ist der fühlende Mensch verloren, wenn er keine Religion hat. —

Verzeihe, mein alter Baron, diese Gemüthsaufregung — aber ich will Dich nicht mehr quälen — — sondern ins Leben zurückgehen, und Dich vor allen Dingen nach Deiner Gesundheit fragen, die, so Gott will, besser ist, als Du mir vor kurzem schriebst. — Mir geht es, merkwürdiger Weise, besser; tüchtige Erkältung, sonst gut. [. . . . .] Ich schließe — wie immer: Schreibe recht bald!

Dein Liliencron.

An denselben.

Reims, d. 8ten Februar 1871.

Mein lieber Baron! W o Du bist augenblicklich, ich weiß es nicht; w i e es Dir geht, ich weiß es nicht; — wo ich bin, weiß ich — nämlich in Reims im Lazareth Roederer, boulevard du temple — um eine kleine Krankheit zu curiren, an der ich schon als Kind litt — es ist eine Art Ausschlag auf der Brust u. Rücken. Doch durch Glycerin bin ich so weit geheilt, daß ich nächste Woche zum Regiment gehen werde. Friede! glaubst Du daran? Ich nicht. Also weiter, weiter hinein in den Mörderkrieg.

Mir geht es sonst gut; ich lege mich zu Bett um 9 Uhr, stehe um 9 Uhr auf, trinke Caffee, esse um 10 ein Sardellenbrötchen, welches mir „ma sœur" bringt, dejeunire gut um 1 Uhr, dinire noch besser um 7 Uhr, rauche den ganzen Tag, lese Zeitungen, treibe Colonial-Politik mit einem Dr. j. Marr, Geheimsecretair der Kaiserin, die hier krank liegt, gehe eine Stunde spazieren, ärgere mich im Allgemeinen über diese Canaillen von Franzosen — u. so geht es jeden Tag.

Ich dachte noch heute daran: das letzte Mal, wo wir mehr als 3 Worte sprachen, war den 7ten October v. J. Der Abend brachte ja so viel Blut — Du erinnerst Dich, wir gingen hin u. her an den Riesen-Pappeln vorm Schlosse Brieux — Du begleitetest mich bis zum Doppelposten. Was war es für ein schöner Morgen. —

Ich war, da längere Zeit R. krank war, Regimentsadjutant bei H. — Gott wolle mich gnädig behüten, es noch einmal

zu werden. Meine schauerlichste Erinnerung aus dem Feldzuge, St. Quentin, habe ich natürlich glücklich überstanden. Es war ein blutiger Tag, ich habe Schauer-Scenen beobachtet. Gott sei Dank, ich war zu Pferde; zu Fuß hätte ich es in dem fürchterlichen knietiefen Schmutz nicht ertragen können.

Zuweilen habe ich so sehr große Sehnsucht nach Dir; mit wem in aller Welt soll ich mich sonst aussprechen. Ich hoffe, oder hoffe eigentlich nicht, daß Du meinen letzten Brief aus Flancourt erhalten hast; er war in jammervoller Stimmung geschrieben, u. ich ärgerte mich sehr, als ich ihn abgeschickt hatte.

Ende dieser, oder Anfang nächster Woche, gehe ich, wie gesagt, zum Regiment zurück. Ich hoffe, Dich dort bald zu sehen, mal ein paar Stunden alleine — es thut Noth.

Wie immer Dein Liliencron.

An denselben.

Coethen, d. 6ten April 71.

Mein lieber Baron! An wen anders kann ich denn zuerst meine Herzensergüsse richten als an Dich. Gestern bin ich hier mit Sack u. Pack angekommen in der homöopathischen Anstalt, um endlich gründlich mein Leiden zu beseitigen. Ich war einige Tage in Mainz, natürlich in meiner Wohnung. Es ist doch sehr angenehm, daß wir sie beibehalten haben. [. . . .] Was nun hier meinen Aufenthalt anbelangt, so komme ich mir etwa wie ein Knabe in einem Pensionat vor. Ich habe meine Stube, sehr elegant u. s. w.; überhaupt theuer wird es werden. Um zwei Uhr ist table d'hôte — eine köstliche Gesellschaft. Oben praesidirt ein alter Professor aus München, streng katholisch; daneben eine schwindsüchtige kleine russische Princessin, still, dumm und bescheiden. Dann ein Fräulein v. d. B., auffallend häßlich, mit einer Nase wie der General B. vom 10ten Corps. Dann deren Stiefmutter, eine hysterische Gräfin S., Schwester der Hofdame der Prinzessin Carl, blaues Blut also: blaß, mager, schöne Hände, fortwährendes Lispeln, mit einer Vergangenheit, überhaupt „vornehm" u. nur Kreuzzeitung. [. . . . .]

Cöthen ist langweilig. Als ich mich hier beim höchsten Militair meldete, einem pensionirten Weimaraner Major, der die hiesigen Kriegslazarethe unter sich hat, konnte ich mich des Lachens nicht erwehren, so komisch war die Scene. Der gute Mann hatte das im Leben noch nicht gesehen, daß ein Offizier sich bei ihm meldete; er wußte nicht, was er sagen sollte. Außerdem riecht es hier, wie es in ganz Thüringen riecht, von Cassel bis Cöthen, nach Kohlen.

Wie geht es Euch da bei Chaulnes herum? Es ist doch horrible langweilig — jetzt geht der Prinz Friedrich Carl nach Rouen mit Frau u. Kindern, — also ich bitte Dich, wir können ewig da stehen noch. Ich werde jedenfalls beim Ersatzbataillon bleiben, denn ich muß in Mainz eine Nachcur gebrauchen. Du schreibst bald, hoffe ich.

Dein Liliencron.

An denselben.

Cöthen, 19. 4. 71.

Voll bis zum Springen ist mein Herz, alter Baron! — Ach, wärest Du hier. Deine lieben Zeilen haben einen Strom von Thränen aus meinen Augen entlockt. Es liegt ein so unsäglich poetischer, edler Reiz stets in Deinen wenigen Worten. Seckendorff, ich flehe Dich an, mein Freund zu sein, wie Du es warst — und wie ich es wohl nicht verdiene. Du schreibst von Sehnsucht nach Deutschland, Du schreibst von Sehnsucht nach Liebe, nach Liebe und wieder nach Liebe. Ich weiß, wie sehr Du deren bedarfst, und wie sehr Du sie entbehrst, und wie Du vertrocknen mußt bei diesem Leben in Frankreich. Ach, wärest Du doch nur eine Stunde hier.

Mein Herzens-Baron — ich liebe — ich liebe bis zum Wahnsinn — und das erste Mal bin ich wieder geliebt, das erste Mal im Leben weiß ich, daß zwei reizende Kinderaugen sehnsüchtig nach mir ausschauen. Seckelshagen, Seckelshagen — ich kann es Dir nicht beschreiben, wie unsäglich glücklich ich bin. Erfahre Alles! — Zuerst: sie hat kein Geld, ich habe (wie Du weißt) kein Geld — was nun? — Sie ist aus uraltem Adel, aus einer vornehmen Familie. Ich habe sie geliebt von dem ersten Augenblick an, wo ich sie sah, und

sie mich. Aber nun höre den Namen und erstarre, und frage das Schicksal, weßhalb es mich zusammengebracht hat mit diesen Menschen. [. . . . .] Sie, Helene v. B., sie, die ich liebe, ist 16 Jahr alt — so bezaubernd schön, daß die Leute auf der Straße stille stehen — so bezaubernd wie Gretchen in Faust — so kindlich und lustig, und naiv und gut. — Ich weiß es aus unzähligen Blicken und Worten und Thaten, daß sie mich liebt, mit der ganzen Gluth ihres kleinen Herzens. [. . .] Zu Erklärungen ist es natürlich noch nicht gekommen. Ich bin noch keine Minute mit ihr alleine gewesen. Aber ich spiele und singe mit ihr am Flügel (sie singt ganz süß), ich lese vor, wir spielen kindliche Spiele u. s. w. — Überhaupt, es ist hier ein so hübsches Leben, stets mit jungen feinen Damen und älteren Damen zusammen fast als einziger junger Herr. Nur in Bezug auf Diät ist meine Cur unangenehm, sonst darf ich thun und lassen, was ich will. [. . . .]

Daß ich schon seit dem 31. v. M. zum Füs. Bat. versetzt bin, habe ich natürlich noch nicht officiell erfahren; so was kennt man ja in unserm edlen Rgt. nicht. Erst vor einigen Tagen schrieb es mir mein Feldwebel B., sonst habe ich überhaupt noch nichts (Gott sei Dank) vom Rgt. gehört. — Aber ich komme auch nicht nach Frankreich. Ich werde sofort nach Mainz zurück und dort meine Versetzung zum Ersatzbataillon beantragen, weil ich römische Bäder brauchen soll und später noch einnehmen muß. Ich habe absolut auch keine Lust mehr, nach Frankreich zu wandern; ich habe vollständig genug davon.

Mein unglücklicher Seckendorff, Dein Brief, Dein Schlußsatz namentlich, hat mich einen Strom von Thränen gekostet. Wie möchte ich Dir gerne die Hand reichen — wie möchte ich, daß Du brennend heiß liebtest, und brennend heiß wieder geliebt werdest; — es ist Deine einzige Rettung, — und sie wird kommen, diese Liebe, — wolle dann der liebe Gott geben, daß sie ein edles, gutes Mädchen trifft. [. . . . .]

Du wirst jetzt öfters Briefe erhalten von mir, voll Liebeswahnsinn, voll Sehnsuchtsschmerz — — und das Alles muß ich hier allein hinunterwürgen. Wenn der Vater kommt, nehme ich den berühmten Anlauf, lasse zuvor aber eine hier

anwesende Gräfin S., mit der ich auch zusammen bin, vorausgehen, und werde sie als einzige Mitwisserin nehmen. — Und nun addio, alter Baron; schütte Dein Herz aus, so warm und gut, wie in Deinem heutigen Briefe. Liebe sollst Du von mir haben aus meinem ganzen Herzen, denn es liebt Dich wie seinen eigenen Bruder

Dein Liliencron.

An denselben.

Cöthen, am Morgen des 20. [April 71].

Ich habe Deinen Brief von gestern bis heut Morgen liegen lassen — nun schreibe ich weiter. — Seit gestern Abend quält mich ein unerträglicher Seelenschmerz. Es ist ein unangenehmes Wetter — der Sturm rast u. biegt die alten, noch nicht belaubten Buchen u. Föhren des vor mir liegenden Schloßgartens bis zur Erde. — Das Leben ist doch ein ewiger Kampf, nie kann man es mit völliger Ruhe genießen, — u. genießen soll man doch — es ist das auch entschieden Gottes Ansicht; — ich kann es mir nicht denken, daß wir nur hier sind auf Erden, um zu entbehren, um ewig zu entsagen, um ewig zu kämpfen. [. . .] Wie das nun mit mir Alles werden soll, weiß ich nicht, ahne ich nicht. Liebt sie mich wirklich, dann müßte sie mir ja in irgend eine Holzhauerhütte folgen, oder das Meer mit mir übersegeln oder betteln gehn mit mir. Aber das kann man doch in unserer „Jetztzeit“ nicht machen; da heißt es, kannst Du Deine Frau anständig ernähren? oder hast Du so viel Geld, um sorgenfrei mit ihr zu leben und ihr das zukommen zu lassen, was ihr als einem vornehmen Dämchen zusteht! — „Nein“ oder „Ja“, das ist die einfache Alternative. Bei mir heißt es: „Nein“ — u. entsagen, entbehren ist wiederum mein Loos. Es widerstrebt meinem ganzen inneren Wesen, u. es ist das wohl ein einigermaaßen edler Zug meines Herzens, mit einem Mädchen zu spielen, mit ihr zu „liebeln“ (verzeihe das Wort, es ist mir auch unausstehlich) u. dann nachher, wenn es nun unausbleiblich ist, zu sagen: Ich habe kein Geld, wir können uns also nicht heirathen. Deßhalb will ich noch einmal den Riesenkampf aufnehmen, u. versuchen, mich von ihr zu wen-

den, ihr kalt gegenüber zu treten. Bester Seckendorff, das erste Mal, wo ich sehe, wo ich bestimmt weiß, daß ich wiedergeliebt werde, — jetzt entsagen, das kleine reizende Mädchengesicht von mir stoßen — — es ist das gegen alle menschliche Natur, u. doch m u ß es sein, es ist unvermeidlich. — Ich möchte ein einziges Mal ein Rendezvous haben mit ihr, ein einziges Mal mit ihr allein sein, ein einziges Mal sie küssen u. sagen: Ich liebe Dich! — Aber geschieht das, so ist kein Halt mehr; es übersteigt dann alles Irdische, d a n n noch entsagen zu wollen. Und so muß auch d a s unterbleiben, — u. freudlos u. unglücklich gehts weiter durch's Leben. — —

Seit dem Empfange Deines gestrigen Briefes habe ich unendlich viel an Dich denken müssen. Du kommst mir wie ein rettender Anker; ich kann mein Herz erleichtern von seinen unsäglichen Qualen u. Liebesschmerzen. Nimm meine Gedanken hin, wie sie zu Dir kommen; gewähre mir Trost u. zeige mir etwas von Deiner Liebe. — Ich werde Dir jetzt wohl öfters schreiben — meinen ganzen Lebensgang hier. Verlasse mich nicht, Baron, u. schreibe bald wieder! Ich hab's nöthig.

Dein Liliencron.

[. . .] Bewahre meine Briefe dieser Periode auf!

An denselben.

Sonntag Morgen, den 30. 4. 71.

Seit drei Tagen, Baron, will ich Dir stets schreiben, komme aber absolut nicht dazu. Ich bin in jenem Stadium, wo man an nichts mehr recht Gefallen hat, wo man herumgeht den ganzen Tag und doch nichts thut; meine ganze Correspondenz ist vernachlässigt: mit einem Wort, ich quäle mich. — Seit ich Dir die letzten Nachrichten schickte, hat sich Vieles geändert, und auch wieder Nichts, wie Du's nehmen willst.

Am Mittwoch ist aus Frankreich der alte Herr v. B. angekommen, eine ritterliche Erscheinung mit hocharistokratischem Gesicht und Figur. Aber seine Züge sind verwittert, und man sieht, daß Stürme auf seiner Lebensbahn getobt haben, wüthende Stürme, und rasende Leidenschaften. Ein

ungeheurer, langer grauer Schnurr- u. Backenbart giebt ihm etwas „Sagenhaftes". Ich machte ihm mit der Gräfin S. gleich am andern Tag meinen Besuch; höflich, freundlich bat er mich, öfters zu kommen. Ich bin einmal Nachmittags dagewesen; ich war etwas schüchtern. [. . . .] Und das liebe, kleine, zarte Helenchen ist krank, krank an furchtbaren, ewigen Kopfschmerzen, sieht so blaß aus wie der Tod, und leidet sehr. Aber sie ist doch noch gestern mit im Theater gewesen, mit großer Anstrengung. Die Mutter sagte mir: „Ich weiß nicht, was es mit meiner Tochter Helene ist, sie hängt den Kopf, und ist oder wird schwer krank." Sollte das Mutterherz wirklich so kurzsichtig sein? — In welcher peinlichen Lage ich bin, das kannst Du Dir denken, nicht wahr? Aber was jetzt thun. Am liebsten packte ich meine Sachen und reiste 3 Jahre in alle Welt hinein. Ich fühle, daß sich eine Katastrophe nähert. Ich thue alles nur Erdenkbare, um mir nichts merken zu lassen; aber die Leute merken es doch. [. . . . .] Ich fühle, wie leer dieser Brief ist, ohne Gedanken, verwirrt und schlecht geschrieben. So ist es aber auch in meinem Innern. Mit Höllenqualen verbinde ich himmlische Gefühle. Alter Seckendorff, draußen ist ewig eine schwüle Luft, mit dichten Wolkenschleiern, drückend und schwer, und Tag und Nacht singen die Nachtigallen mir in die Stube, und das Alles hilft doch nichts. Verzeihe diesen Brief. Du brauchst keine „Kameraden" zu grüßen; außer den 3—4 im Rgt., von denen ich etwas halte (Du nicht mit eingerechnet, Du stehst besonders) sind mir die Andern gleichgültig, total gleichgültig. Ob ich jetzt wirklich wohl mal Premier werde? Fast möchte ich es bezweifeln. Leb wohl. Dein unsäglich glücklicher unglücklicher

Liliencron.

An denselben.

Cöthen, den 7ten Mai 1871.
Sonntag Nachmittag 4 Uhr.
Windiges, rauhes, graues Wetter.

Alter Baron! Eines jener kurzen Trauerspiele in 1 Act, aus der vornehmen Welt, hat sich heute Morgen im Boudoir

meiner kleinen Doctorin abgespielt. — Du siehst es an meiner Handschrift, wie ruhig meine Hand wieder ist. Ruhe, nach einer bis auf den tiefsten Grund des Herzens erschütternden Scene.

Um 9 Uhr heute Morgen, wie ich Dir schon vergangene Nacht um Mitternacht schrieb, fand ein Rendez-vous statt zwischen Helene und mir im Boudoir der Doctorin. Wir setzten uns ruhig gegenüber; ich erzählte ihr, wie ich keinen Pfennig Vermögen hätte, wie uns ein langes Verlobtsein bevorstände, 6—8 Jahre, wie wir dann, wenn wir es so lange aushielten, in ein Leben kämen voller Qualen und Entbehrungen um unser täglich Brod. Ich erzählte weiter und weiter mit unsäglicher Anstrengung aller meiner Kräfte. Dann sagte ich, mit erstickender Stimme, dies sei die erste und letzte Stunde Alleinseins zwischen uns — — ich konnte nicht weiter, sie stürzte auf mich zu, sie umklammerte mich, und meine Thränen flossen unaufhaltsam auf ihr süßes Gesicht, auf ihre weißen Händchen. Sie hatte ihren Kopf, schluchzend, an meine Brust gelehnt, und ich trug sie, halb ohnmächtig, auf ein Fauteuil. [. . . . .]

Das Nachspiel zu diesem Drama kommt jetzt in diesen Tagen. Morgen, oder sobald es geht in den nächsten Tagen, gehe ich zu ihren Eltern. Ich erhalte natürlich die Erlaubnis, aber es ist auch da kein Geld — — ich entsage — — es folgt, in Gegenwart der Eltern, der Abschied. — — Dann bleibe ich noch, um jegliches Aufsehen zu vermeiden, 14 Tage circa hier, und reise dann nach Mainz. Meine Cur kann ich leider dann nicht beendigen, und muß es beim Ersatzbataillon thun. — Für heute genug — ich will jetzt die paar vertrockneten Blumen, die sie mir gab in dieser Zeit, sammeln und sie in ein Couvert thun. — — —

Gestern hatte ich eine Depesche aus Mainz, daß wir nach Frankfurt und Hanau gekommen sind. Ganz nett.

Ewig Dein Liliencron.

An denselben.

Cöthen, 8. 5. 71.

Baron, Baron — meine Thränen stürzen unaufhaltsam. Jetzt bin ich von Sinnen. Vor einer Stunde war ich beim

Vater mit dem Antrage — — — Er hat kein Geld — der Besuch war kurz. Dann zum Abschied riefen Mutter und Vater sie herein, das holde, süße Mädchen. Ich nahm ihre rechte Hand, küßte diese und sagte nur: Leb' wohl, Helene — — nichts mehr sah ich, nur noch daß sie rückwärts in die Arme ihrer Mutter fiel. — Mir war Alles um mich grau. — Wie ich nach Hause getaumelt bin, ich weiß es nicht. Ich werde sie nicht mehr sehen. Wie hart, wie hart ist die Schule des Lebens. Ich kann, beim allmächtigen Gott, ich kann nicht weiter schreiben.

Dein Liliencron.

An denselben.

Cöthen, den 9. Mai 1871.
An Helenens Geburtstag.

Mein Herzens-Baron! Heute sollst Du nun zum letzten Male geplagt werden mit meinem Liebesleid; lies noch geduldig diesen Brief zu Ende, und dann fangen wir unsere Correspondenz von Neuem an, d. h. ich höre dann auf zu wimmern und zu klagen, ich stürze mich ins Leben wieder hinein, und suche a l l e i n e zu vergessen, was ich wohl nicht vergessen werde. Es war ja das einzigste Mal in meinem Leben, wo ich wahre, heiße Gegenliebe fand; und das bindet so ungeheuer, daß man glaubt, man ertrüge die Trennung, ach, die ewige Trennung nimmermehr.

Wie ich diese Nacht zugebracht habe — theuerster Seckendorff, theils auf dem Sopha, theils an meinem Schreibtisch, und wenn es zu toll wurde, draußen in dunkler Nacht, in Sturm und Regen. Erinnerst Du den Brillantring, den ich am Finger trug? Ich hatte immer die Absicht, ihn d e m Mädchen zu geben, mit der ich mich verloben würde. In jener einzigen Stunde, vorgestern, in der ich a l l e i n mit ihr war, sagte ichs ihr, sie solle ihn haben, wenn wir uns verloben würden; diese Nacht habe ich ihn in den Teich der Fasanerie (ein kleines Wäldchen) geworfen. Weit hinein. Der Diamant blitzte in der Dunkelheit noch einmal, dann verschlangen ihn die Wellen; eine Art Beruhigung kam über mich. Kein Mensch wird ihn mehr sehen.

Als wir die ersten Minuten vorgestern allein waren, und

sie mir hocherröthend gegenüber am Tische saß, schlug sie aus Verlegenheit und ganz mechanisch ein auf dem Tische liegendes Buch auf — es war: „Immortellen", die Gedichte von Kaiser Maximilian. Mein Blick fiel auf das offen liegende Blatt, und es stand darauf: „Ein einsames Grab". [. . . .]

Ich werde natürlich jetzt so rasch wie möglich, ohne aufzufallen, abreisen und mich direct zum Ersatzbataillon versetzen lassen. Ich hoffe abzureisen um den 20. d. M. herum. — In diesem Augenblick fängt meine Cur an, wesentliche Fortschritte zu machen; noch 4 Wochen, und ich wäre gänzlich geheilt. — Ich werde die Cur in Mainz fortsetzen.

Heute Morgen brachte mir der Postbote einen Brief mit dem Stempel: Cöthen — ich öffnete ihn; auf einem kleinen Briefbogen stand mit Blei geschrieben, ganz uneben und fast unleserlich: Komm, komm noch einmal, um Abschied zu nehmen. — In meinen Ohren tönt der gellende Verzweiflungsschrei, den ihr armes Herz beim Niederschreiben dieser Worte gethan hat. — — Ich werde es nicht thun; wozu noch einmal eine Scene herbeiführen; einmal habe ich es ertragen, auch gestern noch beim Abschied in ihrem Hause mit letzter übermenschlicher Kraftanstrengung mich aufrecht erhalten. Zum dritten Male — ertrage ich es nicht!

Dein Liliencron.

An denselben.

Cöthen, den 10ten Mai 1871. Nachts.

Baron! Alter Herzensbaron! Ich bin dem Wahnsinn nahe. Heute Abend passirte mir folgende grauenhafte Scene. Nach dem Thee, als es schon anfing dunkel zu werden, nahm ich meinen Stock, um noch einmal in Sturm und Nacht und Regen hinauszuirren. Vor der Thüre der Anstalt kamen, an der anderen Seite der Straße, Tosca (die älteste, 19jährige Schwester) und Helene von rückwärts an mir vorbei. Sie bogen gleich rechts ein, an der Mauer des Schloßgartens. Ich ging l a n g s a m hinterher. Mit einem Male blieb Helene stehen, und breitete beide Arme nach mir aus. Zum Glück waren keine Menschen da auf dem Wege. Mit der ganzen Kraft, die ich in dem Augenblick hatte, wandte ich

mich und ging zurück. Ich hörte einen gellenden Schrei. — Ich sah mich um, ich wollte zu ihnen, auf sie losstürzen — aber die ältere vernünftige Schwester hatte sie fest unter den Arm genommen, und sie gingen langsam weiter. Sie mußten nun um eine Ecke, und dann an einer Planke vorbei, welche, wie ich wußte, kleine Öffnungen hat, durch die man auf die Straße sehen kann. In einer Secunde war ich über die Mauer geklettert, und lief jetzt, innerhalb der Mauer, also im Park, nach jener Planke, wo sie vorbei mußten. Es waren keine Menschen auf der Straße. Ich sah durch eine Öffnung die beiden Schwestern ankommen. Helene schluchzte, ihre ältere Schwester beruhigte sie. Gerade als sie in der Nähe waren, bei meinem Standpunkt, schrie Helene: „Mir bricht das Herz, mir bricht das Herz!" Das Blut kam mir bis in die Augen fast, ich hielt mich an der Planke. Dann klopfte ich mit meinem Stock an diese. Beide Schwestern blieben stehen, Helene starrte 2 Minuten mit vollständig wahnsinnigen Augen nach der Planke, nach dem Punkte, wo ich geklopft hatte. — Ich sah nichts mehr; wie ich wieder aufwachte, waren beide Schwestern fort. Ich war durchnaß. Stockdunkel; der Sturm heulte durch die Bäume des Parkes. — — —

Ich habe eben eine Stunde mit meinem lieben Doctor und seiner Frau gesprochen; sie haben mir beide, und namentlich er, so zugeredet, so sanft, so überzeugend, daß ich den Tod, den ich heute Abend suchen wollte, nicht gefunden habe. Gott kann allein noch helfen. Er allein muß es wissen, wozu zwei arme Menschenherzen auf immer zerstört werden. Jetzt, in diesem Augenblick, bin ich noch zweifelhaft, was ich thun soll; ich wollte an ihre nette, vernünftige Schwester Tosca schreiben — aber wie den Brief in ihre Hände spielen? — Soviel weiß ich: noch eine solche Scene, und ich bin rettungslos verloren.

O, Liebe, Liebe, Liebe, seufzen die Menschen, u. welchen grenzenlosen Kummer bringt sie mit sich.

Ewig Dein Liliencron.

Gott muß doch helfen. Ich bitte Dich, verwahre diese Briefe auf. [. . .]

An denselben.

Cöthen, 11. Mai 71. 4 Uhr Nachmittags.

Ich habe also gestern Nacht, Seckendorff, noch einmal an ihren Vater, der morgen wieder nach Frankreich reist, geschrieben, und den Brief heute früh an ihn durch einen Dienstmann abgeschickt, und n o c h , n o c h , in diesem Augenblick, habe ich keine Antwort — — — „Mir bricht das Herz, mir bricht das Herz!" Das tönt heute den ganzen Tag, wie in Fieberschauern, durch mein Herz. Ich bin außer mir — ich w e r d e sie jetzt noch einmal sehen, weil ich sie sehen m u ß! — Wenn es nicht anders sein kann, so thue ich es vor der ganzen Welt; es ist mir Alles, Alles einerlei.

Heute Morgen bekam ich aus Frankfurt a. M. folgenden anonymen Brief: Es würde eine schlimme Ehe, wenn sich einer der „bösen" Liliencrons (diesen liebenswürdigen Beinamen hatte mein Geschlecht früher) mit einer B. verheirathen wollte. Hüten Sie sich, hüten Sie sich! — — —

Ich habe keine Ahnung, wer es geschrieben haben könnte, wie überhaupt ein Mensch etwas von der Geschichte wissen kann. —

Machinationen, Verdächtigungen gehen täglich bei mir ein über ihren Charakter. Selbst mein guter, herzensguter Doctor sagte mir heute (er ist ins Geheimniß gezogen): es wäre soviel besser, wenn aus der Sache nichts würde. — Ich vergehe vor Sehnsucht, vor Liebessehnsucht. [. . . . .]

5 U h r.

N o c h k e i n e A n t w o r t! Ich habe seit 4 Nächten kaum geschlafen — eben war ich etwas eingeschlafen auf dem Sopha — aber rasende Liebesträume quälten mich. Ich träumte, sie schleppten sie fort, in einen Wagen — man machte den Wagen zu — noch einmal wandte sich ihr todtenbleiches Gesicht heraus: „Mir bricht das Herz, mir bricht das Herz!" — — u. ich erwachte.

Seckendorff, in diesem Augenblick hat mich die gesunde Vernunft verlassen. Ich lebe nur noch im Liebeswahnsinn. Das Wort ist ein Pleonasmus, sagt Heine, denn Liebe ist an und für sich schon ein Wahnsinn. — I n d i e s e m A u g e n -

blick übrigens am Flügel sitzen, oder „Heine" lesen, gehört zu den Dingen der Unmöglichkeit für mich. — — —

6 Uhr — noch keine Antwort!

Eben begraben sie einen Soldaten, der drüben im Lazareth im Schloß gestorben ist. Der Asmoll-Trauermarsch von Beethoven dringt in immer mehr verschwindenden Tönen zu mir; es ist, als wenn mein Sterbelied gesungen wird. [. . .]

12. Mai, 10 Uhr Morgens!

Endlich heute Morgen Antwort durch die Stadtpost — natürlich höflich verneinender Weise. — Gestern noch wollte ich sie noch einmal sehen und sprechen. Diese Nacht und heute Morgen habe ich es mir noch einmal überlegt: Ich ertrüge es nicht u. Montag reise ich ab, u. bin Dienstag Morgen schon Domstr. 6, wo ich einen Deiner Briefe vorzufinden hoffe. Draußen rast ein entsetzlicher Orkan mit Regen — „zum Abschied nehmen just das beste Wetter".

Dein Liliencron.

An denselben.

Cöthen, 14. Mai 71.

Unter mir, Baron, Baron, spielt irgend einer im Musiksaal: „Webers letzte Gedanken" u. seinen Walzer eines Wahnsinnigen. —

Es ist Sonntag; draußen gehn die geputzten Leute, und die Kinder lärmen und spielen. Der helle Sonnenschein liegt zum ersten Mal, seit ich hier bin, auf Cöthen, auf seinen Bäumen und Sträuchen. Er thut es mir zum Hohn.

Eben waren alle drei B.s noch einmal im Garten, auch Helene. Natürlich Menschen über Menschen um uns. Sie hatte Gelegenheit, ihr Bild mir zu geben, und ein letztes Blümchen — ein Vergißmeinnicht. — Dann gingen sie — wir schieden, ohne Händedruck; um uns waren ja Menschen — nur Menschen, die auf jeden Blick und Tritt aufpaßten, um später klatschen zu können.

O, entsetzlich, entsetzlich. [. . . .]

Zum letzten Mal gesehen, for ever, for ever! Sie

gab mir ihr Bild. — Zum letzten Male gewinkt mit dem Taschentuch. Ich stand zurückgelehnt auf dem Balcon. Zum letzten Mal ihr schwebender, reizender Gang — und verloren — für immer.

Und bis zum letzten Augenblick waren die Menschen um uns; das ist wohl das Grausamste von Allem. Die scheußlichen Menschen. . . .

Zerstört, zerstört für immer
Hat nun die Welt zwei Herzen,
Und was bleibt übrig noch —
Nur eine Welt von Schmerzen!

Ich kann nicht weiter. Morgen reise ich nach Mainz.

Dein Liliencron.

An denselben.

Cöthen, den 15. 5. 71.

Baron! — Baron! — Ich habe mich vor einer Viertelstunde im Geheimen verlobt mit dem:

Reichs-Freifräulein Helene v. B.

Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.

Ich reise morgen ab, über Leipzig und Dresden, und bin Freitag in der Domstraße 6 mit unserm Acazienbaum. Dann schreibe ich Dir sofort das Nähere. Natürlich muß es das tiefste Geheimniß bleiben; im September oder October, wenn alles arrangirt ist, folgt dann die öffentliche Verlobung.

Gott segne es. Ich bin so glücklich, so glücklich nach diesen furchtbaren Tagen.

Dein Liliencron for ever.

Bist Du auch mit mir zufrieden: ich habe die Ketten zersprengt! trotz Hinderniß über Hinderniß, trotz Intriguen und Cabalen.

An denselben.

Berlin, 17. Mai 1871.

Lieber Baron! Immer, unter allen Umständen zuerst Dir einige Worte. Augenblicklich also in Berlin. Heute Morgen

war ich bei meiner Cousine Liliencron, die, solange ihr Mann in Frankreich ist, bei ihrem Vetter, dem Grafen Alvensleben, in Charlottenburg wohnt. Dann fuhr ich Eichhornstraße 9 vor, um Deinen Eltern mes compliments zu machen. [. . . .]

Bei meiner Cousine natürlich sehr nett — sie versprach Alles — Verwendung bei den höchsten Personen, aber immer mit dem vertracten Zusatz (wie es Alle thun): „Mein Gott, ihr seid ja noch so jung, da könnt ihr ja noch warten, und mindestens warten bis zum Hauptmann." Ist es nicht fürchterlich? Meine Cousine meinte, das würde selbst der König sagen. — Grauenhaft, in der That; bis dahin natürlich ist die Jugend verflossen, u. wenn auch nicht die Liebe, so doch jener poetische Rausch und Hauch, der alleine so unsäglich glücklich macht, und von dem man genießt, bis man das Alter Methusalems erreicht. —

Dann bin ich mal durch die Linden, Friedrichstraße und Leipzigerstraße gegangen, habe im Restaurant de l'Europe gegessen, und fahre heute Abend wieder nach Mainz. — Moltke sah ich auf der Straße; Jedermann grüßte ihn wie den König. — Jedesmal, wenn ich in Berlin bin, beschleichen mich 2 Gefühle: erstens: es ekelt mich in Berlin — und zweitens: daß es doch endlich Zeit wird, in die „Politik" einzutreten, überhaupt sich mal damit zu befassen.

Zum ersten Male fühle ich eine große Verantwortlichkeit auf meinen Schultern. Obgleich ich Helenen verschiedentlich gesagt habe, daß sie zurücktreten möchte, um nicht in ein Leben voller Qualen und Sorgen zu gerathen, so thut sie es doch nicht. [. . . .] Und jetzt gehe und stehe ich immer mit meinen Gedanken vor jener lieblichen Mädchenerscheinung, nur hängt stets eine schwere, schwarze Wolke darüber. Gott wolle helfen. — Heute Abend reise ich nach Mainz und bin schon morgen früh dort; ich hoffe einen jener Briefe vorzufinden, die mir stets Frieden ins Herz gegossen haben.

Dein Liliencron.

Vor mir steht eine Pulle Sect, und alleine, ach! ganz alleine trinke ich sie.

An denselben.

Mainz, d. 3ten Juni 1871.

Lieber Baron! Dank, herzl. Dank für Dein freundliches Geburtstagsschreiben, welches ich gerade heute empfing.

Weißt Du, von wo ich in diesem Augenblick, Nachts 12 Uhr, herkomme? Du könntest es nimmer errathen, u. so höre mich an.

Heute Abend um 10 Uhr zog ich mir ein Räuber-Civil an, u. ging ins Gartenfeld. Kreuz- und Querwege; ich stand endlich vor der Thür eines kleinen Hauses in Pancratius-Weg. Mit einem doch etwas klopfenden Herzen klopfte ich an, u. trat in die kleine schlecht meublirte Stube einer — Wahrsagerin. — Lache tüchtig, alter Baron! lache herzlich über mich u. mit mir.

Aber sie hat mir mit wahrhaft entsetzenerregender Weise genau gesagt, was ich vorhabe. Sie sprach, nachdem sie die Karten gelegt hatte, Folgendes: „Sie sind im Geheimen verlobt mit einem blonden Mädchen, mit sehr schönen g r a u e n Augen; sie wohnt weit von hier. Es liegen tausend Hindernisse im Wege. Namentlich auch von den Eltern des Mädchens. Sie werden sie heirathen, aber übers Wasser, u. wahrscheinlich übers große Wasser. In einem halben Jahr, sehr vielleicht schon in den nächsten Tagen, wird der Vater oder die Mutter des jungen Mädchens sterben, u. das ist Ihr Glück. In einem der nächsten Briefe werden Sie betrübte Nachrichten haben, aber auch ‚treu liebliche' von Ihrer Braut." — — —

Ich war, theuerster Baron, in meinem Innersten doch (Du magst sagen, was Du willst) erregt. Denn es stimmt, bis auf meine Zukunft, die nur Gott weiß, Alles, was sie mir sagte. Sie hielt mich für einen „Studentche", worüber ich innerlich sehr lachte. Ich ging hinaus. Der Vollmond schaute klar u. ruhig vom wolkenlosen Himmel. — — —

Ich schrieb Dir schon gestern, daß ich unangenehme Nachrichten hätte aus Cöthen. [. . . . .]

Es könnte doch noch kommen, daß ich Dich als Freund „in der Noth u. im Tod" haben müßte. Es kann diese Sache doch noch ein abenteuerliches Ende nehmen. [. . . .] Ihr

seid heute in Euern neuen Standquartieren eingetroffen, u. ich wünsche Dir ein gutes Quartier. Sieh Dir St. Denis an — es ist doch interessant. — Was sagst Du zu den Gräuel-Scenen in Paris. Es ist ein Strafgericht Gottes. — Baron, wir leben in einer der größten Zeiten, die je dagewesen sind.

Wie immer Dein Liliencron.

An denselben.

Oster-Cöthen bei Cöthen, den 15. Juli 1871.

Lieber Baron! Als einsamer Gefangener auf meinem Zimmer kann ich nichts Besseres thun, da man mir wenigstens Tinte und Feder gelassen hat, als — schreiben. Welch ein Morgen heute. Ich stand um 4 Uhr auf, und ging sofort in den Ziethenbusch an den „Leichenstein". Er liegt ziemlich versteckt im zweiten Schießstand der ehemaligen stolzen Cöthener Armee. Ich stand, da er glatt auf dem Boden lag, auf ihm und entzifferte die Schrift: Hier liegt begraben Anna Maria, Herzogin von Anhalt-Cöthen, geb. Herzogin von Burgund, gest. u. s. w. Die ersten Strahlen der Sonne brachen sich mühsam durch das dichte Laubwerk und fielen — auf das hochgeröthete Gesicht eines ganz jungen, süßen Mädchens. Ich stand einen Augenblick wie eine Säule, dann kam die ganze Zaubergewalt der Liebe über mich. Ich streckte beide Arme aus, sie kam mir entgegen, und ich küßte ihre schönen, kleinen Hände; sie hatte die Handschuhe ausgezogen. Wie wunderbar, daß ein reines, unschuldiges Mädchengesicht uns so erschüttern kann. Ich konnte nur ihre Hände küssen, nur Hand in Hand mit ihr gehen. — Wir gingen auf und ab auf dem Wege, der von den Seiten mit dichtem Gebüsch eingeschlossen wird; von Osten brach die Sonne durch, und ihre Strahlen und die Schatten der kleinen Zweige und Blätter und Blumen lagen auf uns und dem Wege. Der Weg ist 1000 Fuß lang ungefähr, so daß es aussah, als liefe er an den Enden zusammen. Es begegnete uns kein Mensch. Nur ein altes Bauernweib, mit ihrem Kinde auf dem Rücken und barfuß, kam an uns vorbei, und sagte uns: „Guten Morgen, gnädige Herrschaften". Ich gab ihr ein Geldstück,

und wir waren allein wieder; eigentlich so recht mitten in Mutter Natur. Uns begleiteten die Mücken. Spinnen kamen uns in den Weg und machten ihre langen Maschen von Baum zu Baum. Ein Haase kam und sah uns an, dann lief er davon; — sonst still und todt, nur ein Kuckuck in weiter Ferne. — Und immer, immer mußte ich an das kleine französische Gedicht denken: Mes jours sont condamnés, je vais quitter la vie, je puis tout dire à Dieu, sans espoir de retour. — Und weil ich es so viel dachte, so sagte ich es plötzlich. Aber bei der letzten Strophe sah ich, wie Helenen die Thränen über die Wangen liefen, und ich bat sie um Verzeihung. [. . .]

Ich habe eben Essen bekommen von meinem „Wärter". Ich habe hier 2 Stuben, mitten in den Bäumen, aber voll von Wanzen, Mücken, Spinnen, Mäusen, überhaupt Insecten u. dergl. Meine Stube ist angefüllt mit Heiligenbildern, auf meinen Fensterrouleaux sind Scenen aus Robinson Crusoe. Es ist ½2: eine ganz fabelhafte Schwüle — Alles liegt in jener todten, müden Mittagshitze. Mein Gott, wie bin ich unsäglich glücklich und unglücklich zugleich. [. . .]

Dein Liliencron.

An denselben.

Kiel, den 7. Januar 72.

Lieber Seckendorff! Deine Mittheilung in Betreff von Gerüchten kann ich nur verstehen, daß meine Schulden verstanden werden damit. Die wollte ich um die Weihnachtszeit ordnen; ich rechne dies noch zur Weihnachtszeit, und daher weiß ich nicht, was Du meinst. Bis Ende dieses Monats ist Alles in Ordnung. Vielleicht oder wahrscheinlich haben meine Gläubiger in Mainz geklatscht, wie sie es ja immer thun; sonst kann ich es nicht begreifen. Mir geht es gut. Du wirst mir ja wohl nicht schreiben in Betreff der „Gerüchte", so werde ich es also wohl auch nicht erfahren. Solltest Du noch einen Funken alter Anhänglichkeit an mich haben, so schreibst Du mir darüber.

Mir geht es (wenn es auch noch so miserable geht) — vortrefflich.

Dein Liliencron.

An denselben.

Kiel, den 13. Januar 72.

Mein lieber Baron! Obgleich ich ahnen konnte, daß mir irgend ein ähnlicher Unsinn wie Selbstmord fest zugetraut würde, so hat es mich doch frappirt. Ich habe bei meinen Eltern eine Nothlüge gebrauchen müssen. Nur um Eins möchte ich Dich bitten, was Dir vielleicht für Deine ganze Zukunft von Nutzen sein könnte: Schreibe nie wieder einem Menschen von bloßen „Gerüchten", ohne ihm gleich dabei zu sagen, was es ist. Du weißt, daß die Ungewißheit eine Macht ist, die mit unsichtbarem Dolche auf einen eindringt. Weiß man aber die Anklage, so kann man sehen, wohin man tritt; im Dunklen ist das aber unmöglich. —

Heute in 8 Tagen hoffe ich mit Dir wieder in unsere alte regelmäßige Correspondenz zu treten; aber bis dahin habe ich noch Juden, Wucherer, Gläubiger, Schuldner etc. etc. zu befriedigen, zu sprechen, aus der Thür zu schmeißen, Gelder zu heben etc. etc. — Mein alter Papa ist ganz stumpf schon (ach! wäre er nicht so über alle Grenzen groß- und gutmüthig in Geldsachen gewesen!) — und so mache ich Alles alleine ab. In 8 Tagen mehr! Grüße Alle, und sage ihnen, ich lebte noch, und hoffte noch recht lange zu leben.

Dein Liliencron.

An denselben.

Kiel, den 15ten März 72.

Nur einige freundliche Worte, lieber Baron! — Einige Sonnenstrahlen sind bei mir vorübergeglitten, und haben einen Augenblick hell geleuchtet. Ich glaube, daß ich todtkrank war, und jetzt so etwas wie Reconvalescent bin. Mit Dir trete ich erst wieder in Correspondance von dem Tage an, wo ich mich zum Wiedereintritt melde, was hoffentlich in nicht allzu langer Zeit (July, Septembr. October oder so herum) sein dürfte; auch von Dir will ich keine Briefe eher, ich könnte sie nicht ertragen. Wenn Du aber dennoch mir einige Worte schicken willst, so sende ein paar freundliche; ich habe zuviel gelitten in dieser Zeit, zuviel erlebt. Meine

Eltern und ich ziehen morgen nach Kellinghusen, einer kleinen, reizend gelegenen Landstadt in Schleswig-Holstein, nicht weit von Kiel. Meine Mutter, schon seit Jahren an einem Magenübel schwer krank, soll die Landluft genießen. Und Papa und mir ist es schon recht, in die Einsamkeit zu gehen. Mein Papa hat auch furchtbar gelitten, in jeder Beziehung. Himmel und Hölle hatten sich verschworen gegen mich. Sobald ich Näheres über mich weiß, Dir auch ganz genau meinen Wiedereintritt notificiren kann, schreibe ich, und dann wollen wir uns wie früher unterhalten.

Dein Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, 1. Mai 72.

Lieber Baron! Nur ein freundlicher Gruß. Ich kann Dir nicht eher schreiben, als bis ich ganz fertig und auseinandergesetzt bin in meinen finanziellen Verhältnissen. Für Deinen letzten Brief meinen Dank. Wie oft wollte ich Dir schreiben in dieser Zeit; wie oft habe ich die Feder deßhalb in die Hand genommen. —

Noch eine Frage und ein Gedanke. Die Frage ist die: ob Du die Widmung meiner Novellen annehmen willst? Ich lasse keine drucken, die ich Dir vorlas; sie sind zu kinderig und schlecht geschrieben. Ich habe, trotz der für mich so schweren Zeit, 7 neue Novellen geschrieben; eine davon habe ich Busse geschickt, die andern sind keine Kriegsnovellen. Sie sind im Genre von Storm-Turgeniew geschrieben; wenn aber auch nur ein Tausendstel von deren Werth in den meinigen steckt, will ich froh sein. Ein Buchhändler in Braunschweig, dem ich sie schickte, war sehr erfreut, sie zu haben, und hat alles Mögliche versprochen.

Nun der „Gedanke" — es ist der, der mir so oft Tag und Nacht in diesen Monaten gekommen ist: Ich hätte Dir für mein Leben gerne geschrieben, jedoch hielt mich immer wieder etwas ab davon — — ich hatte einen Traum vor einigen Tagen, den ich nicht los werden kann. Ich sah in eine weite öde Landschaft hinein, und es erschienen nach einander in Leichentüchern meine Freunde — meine Freunde, die ich seit

der Zeit meiner ersten Erinnerungen bis zum heutigen Tage hatte und habe. Und alle wandten das Gesicht ab von mir; — und als der Letzte vorbei gezogen war, war nur wieder die weite, öde Landschaft, im Hintergrunde ein kleines dunkles Fichtengehölz, einsam, mit seinen büschelartigen Kronen wie exotische Gewächse aussehend. Und einsam kam ich mir selbst vor. Es war, als wenn sie alle mir sagen wollten: Wir haben Dir solche Liebe entgegengebracht, aber Du hast sie nicht erwiedert, Du hast uns von Dir gestoßen — — ein unbeschreiblich trauriges Gefühl bemächtigt sich meiner. [. . . .]

Bis auf glücklichere Zeiten Dein Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, 4. Juli 1872.

Mein lieber Seckendorff! Ich bin ganz besorgt, daß Du mir nicht schreibst. Bitte, schicke mir die dummen Novellen zurück, oder verbrenne den Quark. Wenn mein Verleger von „großer Phantasie" mir schreibt, so meint er damit eine „ungebundene" — aber es ist doch nur dummes Zeug.

Mir geht es sonst immer besser. Im August und Septbr. gehe ich noch 6 Wochen in ein kleines, billiges Nord-See-Bad und reiche darauf Ende Septbr. oder Anfang Octobr. mein Wiedereintrittsgesuch ein. Wie Alles bei mir auf einmal kam, d. h. all das Unglück, so hatte ich auch unendlich viel mit Religionsscrupeln zu thun. Namentlich die ewige Frage: Ist Jesus Christus Gottes Sohn? oder war er nur der reinste, erhabenste Mensch. Mich hat diese Frage fast zum Wahnsinn gebracht. Aber jetzt bin ich beruhigt; ich g l a u b e an Jesus Christus, als den eingebornen Sohn Gottes, von der heiligen Mutter Gottes geboren, als an den „Gott-Mensch". — Ach! lieber Baron! was ist doch unser Leben nur eine Kette von Widerwärtigkeiten und Unannehmlichkeiten, ewig und immer nur. Auf speculativem Wege darf man das Geheimniß Gottes und Christi nicht ergründen wollen, da laufen wir doch nur gleich fest. Einfach g l a u b e n, das ist der einzige Weg. — Ich habe unendlich viel,

während der ganzen Jesuiten-Debatte im Reichstage, an Dich gedacht. Erörtern wir die Frage nicht weiter; ich kenne Deine Ansicht genau. —

Aber nun schreib einmal wieder. [. . .] Schreib mir jetzt auch wieder vom Rgt. und seinen Geschichten — es fängt wieder an, mich zu interessiren. Es erwartet in den allernächsten Tagen einige Worte von Dir

Dein Liliencron.

An denselben.

Itzehoe, 30. Sept. 72.

Nur einige Worte, lieber, alter Baron! Heute starb nach unsäglichen Leiden meine alte, gute Mama. — Ach, lieber Seckendorff! Wir verlieren doch nur einmal unsere Mutter. Sie starb hier auf dem Kloster bei meiner Tante Frl. v. Warnstedt. Vergessen und Vergeben auf den Lippen. Ich schreibe Dir, wenn ich eingetreten bin.

Dein tr. Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, 16. October 72.

Mein guter, lieber Seckendorff! Dein lieber, mich so tröstender Brief traf mich vorgestern Abend, und hierfür meinen innigsten Dank. Ich wäre untröstlich und der Verzweiflung nahe, wenn nicht der Gedanke und die bestimmte Hoffnung in mir wären, daß wir unsre Lieben dereinst wiedersehen. Es ist eigentlich ein großes Glück, daß Gott meine Mutter von ihrem langen unerträglichen Leiden erlöste. Sie war in der That eine kluge, edle und geistreiche Frau; aber sie war auch in jeder Beziehung eine fromme Frau. Es wird mir durch mein ganzes Leben eine schöne und bleibende Erinnerung sein, daß ich an ihrem Todtenbette war. Sie hatte einen 3tägigen schweren Todeskampf. Aber wenn einen Augenblick lichtere Momente kamen, so lächelte sie und sah verklärt und glückseelig aus. Nur mein Vater und ich waren im Momente ihres Hinscheidens in der Stube. Die Wärterin und ihre Kammerjungfer hatten wir hinaus

geschickt zum schlafen. — Die letzten 10 Minuten waren gänzlich schmerzlos und in Frieden; mit dem Namen meines Vaters und dem meinigen entfloh ihre schöne edle Seele. — Laß es genug sein jetzt; ich bin noch immer wie zerschlagen. O, und gewiß, gewiß soll ihr Segen mich begleiten, und in allen ernsten Zeiten meines Lebens, in ernsten Momenten will ich mich mit ihr berathen. [. . .]

Mit meinen Schuldengeschichten ordnet es sich immer mehr, und ich hoffe, es wird sich bald ganz in Ordnung bringen lassen. Mein Immediat-Gesuch in Betreff meines Wiedereintritts ist jetzt beim Kaiser, und ich warte der Dinge, die da kommen sollen. Es könnte aber wohl noch bis zum November, resp. December dauern, bis die endgültige Lösung dieser Frage stattgefunden hat. [. . .]

Die lange Schule meiner Leiden, die, so Gott will, jetzt einen Abschluß erhalten hat, hat mich doch zu einem anderen Menschen gemacht, — und wenn wir uns wiedersehen, wirst Du nicht mehr jenen tollen, vor Hochmuth und Eitelkeit halb verrückten Menschen in mir erblicken. [. . .]

Dein letzter Brief war ein so herzlicher, wie noch nie, u. Du weißt, Du hast in mir ein dankbares Herz.

Schreib bald

Deinem Fritz Liliencron.

An denselben.

Colberg, d. 11. Januar 1873.

Jetzt endlich auch zu Dir, lieber Seckendorff! — Ich habe mir extra diesen Brief bis zuletzt aufgehoben; Du wirst meine Wiederanstellung im 7. Pommerschen Inf. Rgt. Nr. 54 gelesen haben. Meine Freude ist groß. Du weißt, was ich gelitten habe im vorigen Jahr. Das ist nun vorbei. Vorbei alle die Quälereien und Sorgen. Ich stehe wieder auf festen Füßen. Aber Colberg: Ein kleines scheusliches Nest in Hinterpommern! Das Offizier-Corps ist wie alle. Etwas mehr „Kameradschaft" scheint hier zu sein als im 81. Rgt. Aber, wenn ich bedenke, daß ich hier vertrauern soll 15—20 Jahre, so ist das ein grauenhafter Gedanke. Von Kunst, Theater, Musik keine Spur. Vorläufig wird es mir

ja darauf ankommen müssen, zu sehen auszukommen. Ich habe jetzt eine Zulage von 10—15 Thalern monatlich; damit muß ich haushalten. Colberg ist ein theurer Ort. Im Sommer ist hier ein großes Bad. Im vorigen Jahre waren fünftausend Gäste hier. Aus allen Gegenden sollen sie kommen. Namentlich aus Rußland u. Polen. Fast sämmtliche Offiziere meines Rgts. sind verheirathet. Alle haben ihre Frauen in der Badesaison hier geholt. [. . . . .] Sobald ich hier näher in die Verhältnisse werde eingedrungen sein, erhältst Du einen langen Brief, alter Baron.

Sei herzlich gegrüßt von Deinem

treuen Liliencron.

An denselben.

Strzelno bei Inowraclaw, d. 9. 2. 1873.

Mein lieber, alter Baron! Sehr hast Du mich durch Dein Schreiben vom 31. Januar erfreut, welches ich vor einigen Tagen in Gniewcowo, einem kleinen Grenzstädtchen, erhielt. Ich bin nämlich zum Kreis-Ersatz-Geschäft commandirt nach Thorn, Gnesen und Inowraclaw, schon seit Ende vorigen Monates. Ich kenne mein Regiment kaum 14 Tage. Gestern erhalte ich aus Colberg ein Telegramm, daß ich vom 1. April an zur Schießschule nach Spandau commandirt bin. Ich werde Colberg nur wenige Tage sehen, da mein Geschäft bis Ende März dauert. Du siehst, Bellona gießt nach wie vor ihr Füllhorn über mich aus.

Nun zu Deinem Briefe. Er war gut geschrieben, wie sie fast alle sind. Ruhig, ernst — aber in keinem Briefe bist Du so wahrhaft poetisch wie in diesem. Es ist ein Zug des Schmerzes, des Seelenschmerzes, der mir aus den Zeilen entgegenweht. Es sind die unausgesprochenen Gefühle in Dir: Woher? Wohin? Was sind wir? Wie wird es werden nach dem Tode? — Zweifler sind wir mehr oder minder Alle, und es spräche gegen allen Menschenverstand, gegen alle Vernunft, wenn wir es nicht wären. Aber ich schätze mich dennoch glücklich, daß ich den festen Glauben habe an einen Gott. Ob wir ihn den großen Geist nennen, oder wie die Indianer die große Medicin, oder Jehovah, Gott oder All-

mächtiger — das Alles ist gleichgültig. Aber es giebt ein höheres, ein höchstes Wesen, dem wir unterthan sind. — Und Christus? Ist er wirklich Gottes Sohn? Es spricht ja gegen alle menschliche Vernunft. Aber dennoch, so behaupte ich, ist er Gottes Sohn, und wir sind am glücklichsten durch seine erhabene Lehre. — Aber Theuerster, je älter Du wirst, je mehr Du bei Deinem klaren, hellen Verstande über das Alles nachdenkst, ist Dir die Frage nicht zuweilen im Inneren entstanden: Ob Katholik, ob Protestant, ob Jude oder Heide, wenn man nur s o lebt, wie es das Gewissen vorschreibt! Was soll dieser entsetzliche Religionsstreit. [. . .] Wer sagt uns denn, daß wir paar Christen, im Vergleich zu den Millionen von Heiden und Mohamedanern, die einzig richtige Religion haben? Nach dem Tode werden wir das Alles erfahren, das ist mein bestimmter Glaube. Wir werden unsere Lieben wiedersehen; wir werden erfahren, wie es ist, auf all den ungeheuren Welten, die im Weltenraum schweben. Schon daß unsere kleine Erde, dieses Pünktchen im Weltall, der bevorzugteste Stern sein soll, ach Seckendorff, Seckendorff, Seckendorff, es ist Alles anders. Ich habe Darwin mit Interesse gelesen, aber ich hasse den ekelhaften, flachen Materialismus eines Ludwig Büchner und Consorten. Widerliches Gesindel. [. . . . .]

Ich habe gerade in den letzten Tagen in Kellinghusen das Werk Kaisers Marc Aurels gelesen: „Über sich selbst". Es kommen herrliche Stellen darin vor; z. B. „Sieh hinein in die glänzenden, heiligen Sterne, als wandeltest Du mit ihnen, und Du wirst auf Augenblicke all den Erdenschmutz hinter Dir lassen".

Theuerster! Augenblicklich wohne ich in einer kleinen Kneipe in einer kleinen schmierigen Polnischen Stadt. Der Landrath geht an. Dann noch zwei städtische und zwei ländliche Beisitzer. Die Ersteren zwei Krämer, die Letzteren zwei Bauern. Ich lebe ganz für mich. Auch im Regiment. Ich habe Keinen gefunden, dem ich mich anschließen möchte. Die Meisten sind mir gleichgültig. Einige widern mich an. Einsam und allein verbringe ich meine Zeit. Geld brauche ich jetzt fast keins mehr. Ich lebe, auf mein Ehrenwort, fabelhaft solide. Ich spiele und singe viel am Clavier, studire

eifrig Kunstgeschichte weiter, und lese außerdem gute Bücher. Meine große Correspondenz habe ich bedeutend einschränken müssen, meiner Geldverhältnisse wegen. Auch in Spandau werde ich einsam leben. [. . . . .] Ich hatte mich halb und halb gefreut, in Colberg jetzt meine Kisten auspacken zu können, mir wieder meinen Schreibtisch zu etabliren u. s. w. Wieder auf ein halbes Jahr Nichts. Das Spandauer Commando zur Schießschule soll, wie ich stets gehört habe, ein sehr langweiliges sein. Aber ich gehe von dem Princip aus, alle Commandos anzunehmen. Wie schickt mich doch Gott in der Welt umher!!! Von einem Ort zum andern. Menschen, Verhältnisse, Gegenden sehen und immer wieder neue, das alleine ist ja schon interessant. Grüß Dich Gott! Mit alter Liebe und Anhänglichkeit

Dein Liliencron.

An denselben.

Spandau, 20. Juli 1873.

Mein lieber alter Baron! Aufs Angenehmste überrascht wurde ich dieser Tage durch Deine an mich gesandte Kiste. Ich sehe es als eine ganz besondere Liebenswürdigkeit an, daß Du mir gerade dieses Kissen geschenkt hast. Aber, wie in aller Welt kommst Du gerade jetzt dazu? — Meinen herzlichen Dank nimm für Dein liebes Schreiben, welches einige Tage vorher eintraf. Da ich Deine Adresse nicht genau weiß, so sende ich diesen Brief an Deinen Vater. Ich wähne Dich in Süd-Deutschland, in Bayern etwa. Und wie beneide ich Dich! Wenn ich nur etwas Geld hätte, so würde ich abgehen. Ich habe es satt, dies ewige Schuhriegeln; die Staffage zu bilden, auf welche Andere die Füße stellen, um höher zu steigen. [. . .]

Mein innerster Wunsch ist es, in eine öftere Correspondance mit Dir zu treten. Es weht aus Deinen Briefen ein so reiner tief-moralischer Zug. Ja: „selig sind, die reines Herzens sind".

Wir haben noch nie über die jetzige Spaltung bei Staat und Kirche gesprochen; wir wollen es auch nicht. Im Grunde

sind wir e i n e r Meinung. Aber laß uns davon schweigen. Der Gott, der große Geist, der ü b e r Allem schwebt (Du siehst, ich bin k e i n Pantheist) — er sieht und weiß Alles. Und wenn es lange und mühsam gewesen ist (das Leben) so währet es 80 Jahre; ich wollte, es währte n i c h t so lange. Ich habe es satt; bis zum Ekel ist mir oft dieses Weltgetümmel. [. . . . .]

Daß H. v. B. sich verlobt hat, schriebst Du mir. Ich bin frei; und freue mich, daß sie einen reichen Mann bekommen hat. Möge sie g l ü c k l i c h werden. Ich habe sie mehr als mein Leben geliebt. —

Dein treuer, alter Liliencron.

Zweiter Abschnitt

1876—1883

Abschied vom Militär. Aufenthalt in Amerika. Erste Ehe. Schuldenlast. Katholisches Stadium. Beamtenzeit. Erste Dichtungen.

An Ernst Frhrn. v. Seckendorff.

Hamburg-St. Georg, Neue Straße 3, d. 19. April 1877.

Mein lieber, alter Baron! Guter Seckendorff! Jetzt sind es Jahre, daß ich zum ersten Male wieder die Feder ergreife, um Dir zu schreiben. Dein letzter, inhaltsschwerer Brief an mich war jener Neujahrsglückwunsch: „Jeder ist seines Glückes Schmied" — nichts weiter. Dann noch einmal Deine freundl. Einladung nach Stettin, um mit Dir ein Rendez-vous zu haben auf Rügen; gerade in dem Augenblicke, wo ich im Begriff war, nach Amerika zu gehen [Mitte September 1875]. Und nun laß Dir erzählen! Deine Briefe, ehe ich beginne, liegen, ohne daß einer verloren gegangen, jetzt vor mir. [. . . . .] Fast kommt es mir jetzt vor, als wären wir noch wie Kinder gewesen damals. —

Darf ich hier gleich im Voraus sagen, daß ich meinen Abschied nahm, aus freien Stücken, wegen Schulden (nicht wegen Ehrenschulden), daß man Alles aufbot mich zu halten, mir wenigstens Pension zukommen lassen wollte; aber in fast muthwilliger Weise schlug ich die letztere aus, immer unter dem Vorwande, in fremde Dienste zu treten. Nun sitze ich da. [. . . . .] Ich will mich kurz fassen: Wie gewöhnlich im militairischen Leben ein außergewöhnliches Glück. Ich war nach Posen commandirt, gewissermaaßen als militairischer Beistand bei einer statistischen Commission für die Provinz Posen, darauf Militair-Schießschule, dann Stettin u. Bezirks-Adjutant, dann commandirt zum Generalstab, dicht vorm Avancement zum Hauptmann; das sind die Facta meiner letzten militairischen Carrière. — Da brach ich wegen Wucherschulden (ich war leider, leider den Kerls

in die Hände gefallen) zusammen. Mein früherer Brigade-General v. G., mein Regiments-Commandeur, selbst der commandirende General thaten Alles, um mich zu retten. Schon waren mit den Kerls Arrangements getroffen, als einige von ihnen sich weigerten u. mir u. dem General gerade-zu ins Gesicht sagten: sie wollten die bestimmte Wechsel-summe oder ließen mich fallen, des Beispiels für ihre andern Schuldner halber, — und vorbei war's. Ich kann Dir noch die Correspondenz zeigen, worin man mich beschwor, Pension zu nehmen. Ich war zu leidenschaftlich Soldat, und be-schloß, fremde Dienste zu nehmen. Mit wirklich ausgezeich-neten Dienstzeugnissen von den Generalen, Oberst (11 Stück) p. p. und sehr guten Empfehlungen an unsern Gesandten in den Vereinigten Staaten von Nord-America Baron Schlözer (außerdem ein Studiengenosse u. Duzbruder meines Vaters) kam ich dort an, u. empfing nun eine Täu-schung nach der andern. Überall war es der enorme Kosten-punkt, der mich hinderte, in die Dienste der central- oder süd-americanischen Republiken zu gehen. So bin ich, das Leben in Nord-America verabscheuend, hier wieder im Februar angekommen. New-York p. p. war und ist mir ein Gräuel; es ist das Leben da so schnurstracks gegen alle meine Gewohnheiten, Empfindungen, Lebensbetrachtungen, daß mir jetzt mein dortiger Aufenthalt wie eine Hölle vorkommt. So bin ich denn wieder hier. Nur ein großes Grab ist mir mein ganzes bisheriges Leben. Alle meine zahlreichen Be-kannten, alle jene Lieben, die ich seit 61 in Deutschland kennen lernte — sind für mich nicht mehr. Erst jetzt fange ich an, ein wenig aufzuleben u. alte Verbindungen wieder an-zuknüpfen.

Meine Schulden entstanden, weil ich die Zinsen für frühere Schulden bezahlen mußte. In all dieser Zeit habe ich nicht wüst gelebt, im Gegentheil. Ich habe schon damals mich ganz der Musik, Kunstgeschichte, Aesthetik und namentlich der neueren Litteratur hingegeben; u. ich hätte bei meinem Ab-schied das gleich werden sollen, was ich jetzt bin, oder was vielmehr in bestem Gedeihen ist — Schriftsteller. Nur über eine Stelle komme ich nicht hinüber, d. i. meine Sehnsucht nach früheren militairischen Verhältnissen, u. ich weiß es:

das wird mein Tod. Es frißt geistig und körperlich deßwegen ein Polyp an meinem Herzen. — Noch fällt in die letzte Soldatenperiode eine Verlobung mit einer reichen, jungen, äußerst liebenswürdigen u. hübschen Gutsbesitzertochter, nicht weit von Colberg. Schon war für Übermorgen der Einzug auf dem Gute bestellt, schon waren Ehrenpforten (auf mein Ehrenwort) in Ordnung, als ich es — ehrenwerther, aber dummer Weise — für gut fand, meinem Schwiegervater in spe meine Schuldenaffaire zu berichten. Von dem Augenblick an war Alles vorbei. — Ich mache den Schluß meiner Erlebnisse: daß ich das letzte halbe Jahr (ich glaube, es wird Dich interessiren, u. deßhalb schreibe ich es) nur unter Erz-Catholiken gelebt habe, namentlich mit einem mir von Baiern her schon bekannten Freunde, dem Grafen Hugo Reigersberg, der ebenfalls wegen Schulden in New-York war u. hier als Litterat thätig.

Dieser Brief wäre gar nicht an Dich abgegangen, wenn ich Dich nicht bitten wollte, mir, wenn es Dir möglich, etwas Geld vorzustrecken; wenn Du könntest, 100 Thlr. Ich bin in wahrlich nicht beneidenswerther Situation. [. . .] Hätte ich nicht diese Bitte, so hatte ich vor, erst dann wieder unsre alte Verbindung aufzufrischen, wenn ich ein g a n z e r Mann geworden.

Aus Deinen Briefen ersehe ich, daß ich Dir auch einmal meine Novellen schickte. Fast schäme ich mich dessen; es ist (ich habe sie jetzt wieder gelesen) ein tolles Wischiwaschi. Ich schreibe jetzt anders. Auch Gedichte; und ich hoffe, daß ein Zug Platen-Lenau nicht darin zu verkennen ist. Die mitgesandten Gedichte sind alle in den letzten 4 Tagen entstanden; es fehlt also natürlich die Feile, die ja oft Jahre lang braucht. — Man hat mir Schmeichelhaftes gesagt. „An einen Freund" schrieb ich gestern Nacht, nach Lesung Deiner Briefe. Ich habe mich in etwas frühere Zeit versetzt. Die ersten 4 Soldatenlieder sind nur S o l d a t e n - lieder; jedoch glaube ich, „die Moral" am Ende könnte auf alle Fälle des Lebens passen. Ich bitte um s t r e n g s t e Kritik. [. . . .]

Dein alter Freund Fr. v. Liliencron.

An denselben.

Hamburg, St. Georg, Neue Str. 3, den 15. 6. 77.

Mein verehrter alter Baron! Du hast mir durch Deinen zweiten Brief eine große Freude bereitet. Dein erster, ich muß es gestehen, war in Deiner „kalten Weise", doch sah ich auch aus diesem Dich heraus. Die Metamorphose vom Lieutenant zum Gutsbesitzer hat mich interessirt; im Stillen habe ich Dich seit Jahren im Kloster Mönk (?) an der Donau gedacht. [. . . . .] Meine Gedichte, Novellen, Essais fangen an besser zu werden. Aber es wird Jahre dauern, bis ich „so weit bin", d. h. davon leben kann. [. . . .] Nun noch Etwas von mir. Lieber Seckendorff! erinnerst Du, daß ich Dir von Cöthen aus glühende Briefe schrieb über ein Liebesverhältniß, das ich damals angeknüpft hatte mit dem 15jährigen Freifräulein Helene v. B.? Du wirst Dich entsinnen. Du weißt auch, aus welchen Gründen (Geldrücksichten) dieses reine, unglaublich erhabene Verhältniß aufgelöst werden mußte. 6 Jahre sind verflossen, und — vor 8 Tagen sah ich sie in dem Hause ihrer Mutter in Görlitz wieder. Du wirst es meiner Natur nicht zutrauen, aber es ist so: ich habe nur sie geliebt. Mein ganzes Leben hat nur ihr gegolten. Als sie sich mit einem Andern verlobt hatte, da erst machte ich in einem Jahre 10 000 Thlr. Schulden. Sie war es nur auf wenige Monate, und nur auf Wunsch ihres Vaters. Aber sie ertrug es nicht — und auch sie hat nur mich geliebt. Mich hielt es nicht in Amerika, und kaum hatte ich den Fuß auf europäischen Boden gesetzt, so schrieb ich ihr wieder. Nun sah ich sie im elterlichen Hause wieder, vor 8 Tagen, in Görlitz (zu der Reise wollte ich hauptsächlich Dich um Geld damals bitten). Der Vater ist gestorben, ihre andern Schwestern sind verheirathet.

Jetzt ist sie 21 Jahr. Ach! Baron, sie ist bezaubernd, bezaubernd. Der Cardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg, der sie in Teplitz kennen lernte, wo sie mit ihren Eltern im Bade war, nannte sie: die Madonna von Schlesien. Seit der Zeit hat sie den Namen. [. . .] Du kannst Dir vorstellen, wie glücklich ich in ihrem Hause einige Tage war. Dabei ist sie gescheidt und geistreich; und was das

Beste ist, und worauf es doch schließlich ankommt, sie hat ein so vortreffliches Herz. Die mir (Dir wohl auch meistens noch) bekannten Offiziere des 19. Rgts. in G. sagten mir, daß ein langjähriges Räthsel gelöst sei; Keiner hätte begreifen können, daß sie Niemanden auszeichne. Nun sei das Räthsel gelöst. Man spräche in G. und Schlesien in diesen Tagen nur von mir. Leider ist gar kein Geld vorhanden, und so habe ich, von meiner Seite her, eine Verlobung noch nicht proclamirt. S i e will natürlich mich gleich heirathen und sofort in das erste beste armselige Hüttlein eintreten; aber ich habe die Verantwortung. So habe ich auch der Mama und mir geschworen, unter einem jährlichen Einkommen von 800—1000 Thalern nicht an Heirath zu denken. Aber w i e unglücklich ist das. Nun quäle ich mich und sie seit 6 Jahren. Mein ganzes Leben hat dadurch eine andere Richtung erhalten, und immer kann mein Wunsch noch nicht in Erfüllung gehen. Ich flehe Dich an, bei Nennung unsrer alten Freundschaft: hilf mir, wenn möglich. Interessire, und das kannst Du, sonst Keiner, die Baronin. Erzähle ihr Alles. Ich verlange natürlich kein Geld. Aber die Baronin hat ja Verbindungen, Bekannte pp., die mir eine Stellung verschaffen könnten. Ich bitte Dich bei allen Heiligen, lieber Baron, stehe mir bei. Es ist ein z u hartes Schicksal für mich. Sie und ich reiben uns auf. 6 Jahre (ich hatte immer ab und zu Nachricht von ihr) haben wir uns gequält. Ob ich selber der Baronin schreiben dürfte? Deßhalb bitte ich um Deine Meinung. —

Ich habe natürlich Alles in Bewegung gesetzt, um eine Stellung zu erlangen. Aber es ist so schwer. Meine Connexionen habe ich selbst leichtsinniger Weise meist aufgegeben. Wenn es nur auf die e r st e n Jahre wäre, nach 3—4 Jahren helfe ich mir als Schriftsteller fort. Gerade in diesem Fache ist der Anfang schwer; und Du hast keine Ahnung, was einem für Hindernisse in den Weg gelegt werden. Die meisten Litteraten sind ein infames Gesindel, die für Geld ihre Gesinnungen und Moral verkaufen. Scheuslich. Nie einen Tropfen werde ich davon aufgeben. Ich sandte neulich etwas fort (Skizze), aber es kam zurück, weil es zu „v o r n e h m“ geschrieben sei; das verständen

Einer unter 50. Nein, so müßte man schreiben: So und so viel Seiten, Gesinnung so und so, nieder mit Clerus, Adel, Offizieren und (jetzt auch) Bourgeoisie. Pfui Teufel! Nie werde ich darauf eingehen. Das eben angegebene „Recept" bekam ich wörtlich so. — Schreibe bald. Stehe mir bei. Ich sende Dir Gedichte. Du wirst sie verstehen. Empfiehl mich der Baronin.

Dein Liliencron.

An denselben.

Hamburg, 15. October 1877.
Neue Str. 3, St. Georg. —
Vom 1. November: Grindel-Allee 158.

Lieber Freund! Vor Allem bitte ich um Entschuldigung, daß ich Dir noch einmal lästig falle mit meinen Gedichten; aber theils weil ich einmal A gesagt habe, theils weil ich mich wüthend ärgere, Dir meine ersten knabenartigen Erzeugnisse gesandt zu haben, und endlich weil Du in ihnen (den beifolgenden) meine jetzigen traurigen Tage und Verhältnisse ersehen wirst, — macht es, daß ich noch einmal sie Dir sende.

Dann, lieber Seckendorff, nimm doch meinen vollsten, innigsten Dank für Dein Schreiben. Wenn man wie ich in so drückender und verzweiflungsvoller Lage, so kommt eine solche Freundesbotschaft wie vom Himmel. Und sie kam wirklich für mich aus dem Himmel, so wurde ich davon be- und gerührt. Für Deine Bemühungen bei Frau v. B. und Deinem Herrn Vater, und für Deine sonstigen gütigen Anstrengungen, um mir zu helfen, sei von Herzen bedankt. Du ahnst es nicht, wie wohlthuend es für Denjenigen ist, der verbannt, verlassen, verarmt und „unoffiziell" jetzt in der Welt steht, ein Zeichen von Freundeshand zu bekommen. Du ahnst es nicht.

Über die „Anstellungen", von denen Du schreibst, urtheile ich eben so wie Du. Diese Stellungen werden meistens von ehemaligen Unteroffizieren besetzt. Ich habe, Gott weiß es, Alles gethan, was in meinen Kräften stand. Mehrere Eisenbahngesellschaften, Versicherungen und Agenturen gingen

auf meine Gesuche ein, verlangten aber ausnahmslos 1—1½—2 jährige Volontairzeit, ohne Gehalt, u. womöglich Caution; und dann, nach 2 Jahren, Anfangen mit 400 Th. — Ferner, was Du von „anständig" sprichst. Darin liegt ja auch der Haken. Es ist mir ja, in unserer gesellschaftlichen Sphäre, Vieles geradezu unmöglich zu ergreifen. Die Millionen-Canaille (verzeihe den Ausdruck, er ist nicht so bös gemeint, Du verstehst mich) kann Lampenputzer und Sackträger und Nachtwächter werden; aber — ich brauche den Satz nicht zu vollenden, Du wirst mich vollkommen verstehen. So habe ich denn schon seit Ende Juli diesen Plan aufgegeben (sowohl Rußland wie Türkei scheiterten an den Reisemitteln; schändlich!) und mir etwas vorgenommen, was ich mit aller Energie verfolge und Dir weiter unten auseinandersetzen werde. Findet sich unterdessen dennoch etwas Passendes, so greife ich natürlich mit beiden Händen zu.

Für die milde Beurtheilung der Schmierifarereien von mir, meinen Dank. Du wirst, wenn Du Dir die Mühe geben solltest, sie nun durchzulesen, Deine Winke befolgt sehen. Es ist zu den anliegenden „Poemen" eigentlich kein Commentar nöthig. Das Champagner-Sonett entstand durch Erinnerungen an den Aufenthalt im July 74 in einem liebenswürdigen gräflichen Hause in der Provinz Brandenburg. Es war ein glühend heißer Tag, die beiden jungen Comtessen hatten sich auf ihr Zimmer Sekt kommen lassen und factisch, in aller Unschuld, daran genippt, waren aber gerade dadurch etwas benebelt worden, hatten sich mit Epheu bekränzt, und erschienen zum maaßlosen Erstaunen von uns Herren, die wir unten im Musiksaal saßen, plötzlich so drapirt und fielen sich (un peu wankend) in die Arme. Aber Papa Graf fackelte nicht lange, sondern nahm (er machte kein Federlesens) sie und sperrte sie in ihre Zimmer; aber honny soit qui mal y pense. So etwas kann vorkommen. Die Unglücklichen schämten sich so, daß ich sie nicht wiedergesehen habe. Nun las ich neulich in der Ztg. von der Einen, und machte das Sonett. In „Verbannt" entschuldige das mangelhafte Enjambement zwischen dem 3ten und 4ten Vers. — Sonst thun keine Commentare nöthig. Es ist Alles Selbsterlebtes. [. . . . .]

Mein Verhältniß zu Helene V. ist ein unglückselig-glückseliges. [. . . .] Helene selbst würde selbstverständlich sofort in jede Haide u. Wüste, hut- und strumpflos, gehen mit mir. Aber ich habe es der Mama und mir gelobt, sie nicht zu ehelichen, ehe es mir möglich ist, sie zu ernähren. Was habe ich nun Alles versucht! Du glaubst es nicht! und nichts gelungen, wenigstens so fern nicht, daß ich heirathen könnte. Da rieth mir Ende Juli ein Bekannter: ich sollte mein musikalisches Talent benutzen und Gesanglehrer werden in Hamburg. Du wirst Dich erinnern, daß ich damals in Mainz viel spielte und sang. Nun habe ich namentlich seit 72 mich darin immer mehr geübt, in Beidem; und wenn es mir gelingen sollte, noch ein Jahr wirklichen, d. h. von ersten Lehrern Unterricht zu genießen, so könnte ich eben schon nach Jahresfrist mir „mein Brod selbst verdienen" (der Ausdruck ist nicht schön, aber er schändet nicht). Nun laß Dir das erklären:

Gewiß stimme ich mit Dir und allen gebildeten Menschen überein: der gewöhnliche 10-Silbergroschen-Clavierlehrer ist meistens ein Vieh — aus unteren Ständen, ungebildet, sauft viel Bier, nennt sich Pianist, spielt mit rasender Fertigkeit Alles vom Blatt, und imponirt eben dadurch dem Bauer und ungebildeten Spießbürger. Eine zweite „Sorte" von Musiklehrern stammen aus feinen Familien; sie haben meistens studirt (Juristen, Mediciner p. p.) oder sind Offiziere gewesen, spielen absolut nicht so gut vom Blatt wie die obengenannte Race, aber sie sind (und es kommt beim wahren Gesang- u. Musiklehrer sehr darauf an) feine, sehr gebildete Menschen, die zu den übrigen Honoratioren der Stadt zählen. — Ich muß Dir nun gestehen, als mir der Vorschlag wurde, daß ich im ersten Augenblick entsetzt zurückwich; aber bei längerer Überlegung sah ich keine Schande drin, u. ich beschloß nun erst die Bewilligung aus G. mir zu holen. Ich hätte denn doch das Gesicht der alten Baronin (eine östr. feudale, a bissel sehr feudale Gräfin) sehen mögen, als sie meine Karte las. Eine gelinde Ohnmacht wird sie angewandelt haben. Aber ich schrieb ihr einfach: so u. so ist es. Es kam denn auch (ich glaube unter Thränen) die Erlaubniß. Die gute kleine Baroneß natürlich wollte gleich

selbst mit Unterricht geben pp. Was nun freilich ihre Verwandten sagen werden, wenn ich als „Musikus" (auch ein Posaunenbläser ist ja ein „Musikus") im freiherrlichen Kalender brillire, weiß ich nicht.

Genug, en un mot, es handelt sich um Zweierlei: Nicht zu verhungern, u. ins Land Philisteria mit der Baroneß zu ziehen. Und nun kommt es, wo ich Deine Güte in Anspruch nehme, mit der Bitte, mir indirect zu helfen durch Rath u. Connexionen. Nämlich:

Sobald ich jenen Plan faßte, suchte ich überall, mir das Geld für meine Stunden zu verschaffen. Eine solche Stunde kostet 2—3 (ja bis 5) Thaler. Ich muß Theorie, Praxis, Technik, Vocalisation, Gesangunterricht, Generalbaß p. p. bei 3 verschiedenen Lehrern nehmen; gelingt mir dies, so bin ich in einem Jahr so weit, selbst zu unterrichten u. für die Stunde von Hause aus 2 Thaler zu nehmen. [. . .]

Welche Erfahrungen habe ich nun machen müssen, um die paar Hundert zu bekommen. Es ist mir nicht gelungen. O, welche Stunden — Stunden des Wahnsinns u. der Verzweiflung — habe ich durchgemacht, Leiden ausgestanden, die man eben, so ist es ja unter unseren Ständen geboten, am Wenigsten seinen Freunden u. Verwandten sagen kann. Ich bin factisch nahe dem Selbstmord gewesen. Ich habe mir gesagt: du kannst, du kannst es nicht ertragen länger. Aber es wäre, gerade für dies junge Mädchen, es wäre ja schändlich, wenn ich mich nicht wehren wollte bis zum Äußersten. Du wirst den Ausdruck meiner Gefühle, die schmerzlichen Stunden, die verzweiflungsvollen Tage, in meinen Gedichten wiederfinden.

O lieber Seckendorff, Armuth, d. h. Armuth, wenn man in guten Verhältnissen gelebt hat, ist mehr als die Qualen der Hölle. Die Armuth ist für „unsere Stände" Schande u. ekle Beschimpfung. Die Millionen, die vielen hundert Millionen, die in Armuth u. Elend geboren sind, sie fühlen die Schmach nicht; denn schon an der Wiege wissen sie andres nicht. [. . . .]

Du wirst mir Recht geben. Es kommt ja dazu, daß „wir" den Schein retten müssen. Mein Vater, unermeßlich stolz, ist jetzt elend und krank, hat auch durch seine Schroffheit

eben Vieles verdorben; aber e r, der wirklich reich war (ich bin ja niemals in der Lage gewesen), erträgt es in seinem 77. Jahre mit unglaublicher Fassung und Geduld. Ich balle die Fäuste, u. es schreit mein Herz. [. . . .] Und schamlos mit Bettelbriefen von einem Banquier zum andern zu gehen, es ist mir absolut unmöglich. Wie viele Offiziere sind dadurch gerettet. Ich hätte mich wahrscheinlich auch so retten können (halb durch die Güte eines Berliner Bekannten) — aber ich konnte es nicht übers Herz bringen. Es giebt ganz gewiß eine Grenze, wo der Stolz aufhört u. der Hochmuth anfängt; aber in dem bezeichneten Falle, finde ich, kann nur von Stolz die Rede sein. Dir nun weitläufig auseinanderzusetzen, daß, wie, wo, wann, weßhalb es mir nicht gelungen, die Mittel zu beschaffen, würde Dich und mich langweilen; es ist außerdem die ewig wiederkehrende selbe Geschichte. Also erspare mir das.

Es handelt sich um etwa 450 Th. in vierteljährlichen Raten von 100 — 120 Th. D a n n könnte ich die Stunden nehmen, u. wäre in einem Jahre so weit, s e l b st Stunden zu geben und zu heirathen. Ich könnte die obengenannte Summe, ehe ich sie wieder nach und nach abbezahlt habe, durch eine Lebenspolice decken; ebenso die Zinsen. Mein Vater würde die Sicherheit für die Ratenbezahlung der Police und Zinsen übernehmen. Nun bitte ich, weißt Du irgend Rath, irgendwo diese Summe aufzutreiben? [. . . .] Wenn Du Aussichten für mich hast, so habe die Güte und schreibe es mir: so rasch als möglich. Auch meine Kräfte fangen an zu schwinden. Ich sage Dir, das ewige Schwimmen gegen den Strom, es ermattet. Und zuletzt, zuletzt kommt die letzte Welle; noch einmal ein letztes Kraftrudern, u. hinunter, hinunter. Ich glaube, ich schrieb es Dir schon in meinem letzten Brief: Daß ich mir wegen der Bezahlung meiner Schulden keine Vorwürfe zu machen hätte. Ich habe vielmehr z u anständig gehandelt. — Daß ich natürlich nicht in der „Welt" mehr lebe, Concerte, Theater, Gesellschaften (keine Toilette mehr) vermissen muß, wirst Du Dir denken können. Bei meinen Gewohnheiten von Kindheit an in dieser Beziehung, ist mir das Entbehren dieser Dinge äußerst fatal. Aber man kann ohne das „leben". Wohl aber, lieber

Seckendorff, kommen andere Sachen hinzu in meiner augenblicklichen Lage, die einem (und wenn man noch so alt ist) Thränen ins Auge pressen: Thränen der Wuth, der Reue, Thränen der Verzweiflung und des Wahnsinns. Und wohl der Millionen-Canaille, die diese Thränen vor Andern weinen darf. Ich („wir") muß es „im Kämmerlein" thun. — Antworte doch recht bald, so oder so.

Dein dankbarer Liliencron.

An denselben.

Görlitz, 19. 12. 77.

Anbei, lieber Seckendorff! übersende ich Dir meine Verlobungs-Karte. [. . . .]

Mein heutiger Zweck ist etwas, worüber wir in früheren Jahren schon sprachen: über meinen Übertritt („Zurückkehren" nennst Du es) zur katholischen Kirche nämlich. Schon seit 66 sehne ich mich mit jeder Faser zu jener Religion, der allein ich mich vertrauen möchte. Die ruhig kalte, plumpe, bäuerische protestantische Religion kann mich nicht begeistern. Meine ästhetischen Gefühle, mein Drang nach Liebe u. Vergebung — mein Herz fühlt sich nur hingezogen und erhoben in Deiner Kirche. Jene (ich möchte sagen) Heiterkeit, jener schöne rührende Zug der Vergebung unserer Sünden bei Euch, hat mich von jeher ergriffen. Ich hätte vielleicht niemals an einen event. Übertritt ernstlich gedacht, wenn nicht in diesen Tagen eine äußere Veranlassung hinzugetreten wäre. Meine Schwiegermutter nämlich ist eine sehr eifrige, fromme Katholikin, und da keines ihrer Kinder ihrer Kirche angehört, so ist es ihr sehnlichster Wunsch, wenigstens Helene „zurückkehren" zu sehen. Durch einen Zufall kamen wir vor einigen Tagen auf dieses Thema, und nach (ich gestehe) einigen Kämpfen entschloß ich mich, Catholik zu werden, da es Helene wünscht; sie ist es längst im Herzen. Ich bitte Dich nun, mir darauf bezügliche Rathschläge zu geben. Vor Allem könnte ich nicht durch einen Eurer Dorfpfarrer unterrichtet werden, sondern es müßte einer Eurer vielen, feinen, vornehmen Capläne oder Abbés sein; also einer, der mich versteht, der nicht gleich mit allen möglichen Höllen-

strafen, Fegefeuer und Sonstigem droht. — In Bezug auf meine „Verwandten", so bin ich längst mein eigener Herr. In meinem Schreiben von Hamburg aus werde ich Dir darüber Näheres mittheilen. [. . . .]

Dein Liliencron.

An denselben.

Hamburg, 12. Januar 1878.

Lieber Seckendorff! [. . .] Ich sehne mich aufrichtig nach einer Kirche, nach einer Religionsgemeinschaft, wo ich mich als „Mitglied" fühlen kann. Das kann ich in der kalten protestantischen Kirche nicht. Euer ganzer Cultus wirkt berauschend, beseligend, beruhigend auf mich. Ich fühle mich wohl in Eurer Kirche. Mich mehr zu einem persönlichen Mittler und Gott hingezogen. Unsere lutherische Kirche ist grenzenlos intolerant; die kahlen, weißen Wände, die monotonen Gesänge, die oft mehr als schreckliche Predigt können mich nicht fesseln. Es ist dagegen bei Euch eine gewisse Fröhlichkeit, eine gewisse classische Heiterkeit. Es ist, mit einem Worte, die Religion der Liebe, zu der sich mein liebebedürftiges Herz hingezogen fühlt. — Nach Breslau komme ich aller Wahrscheinlichkeit nicht, also werde auch dann den Domherrn K. nicht sehen. Es müßte schon mein Übertritt hier in Hamburg stattfinden, u. ich bitte Dich nochmals, Erkundigungen einzuziehen.

Ich bin nun wieder hier in Hamburg, u. mitten in meinen Vorbereitungen zur Ausbildung zum Gesanglehrer. Das sieht leichter aus, als es ist. Es ist da eine Menge zu studieren, zu arbeiten. Aber das thue ich freudig, da ich das Endziel im Auge habe. Ob es mir gelingen wird, es zu erreichen mit meinen Geldmitteln, ist eine Frage. Ich stehe allein, ohne Bundesgenossen, ohne Geld eigentlich; da wird es furchtbar schwer, ganz furchtbar. Denke Dir mein namenloses Entsetzen: kaum bin ich zwei Tage wieder hier, so erhalte ich Briefe von meinen alten Gläubigern. Die Meisten habe ich beruhigt; einige wollen klagen. Ich muß dann Concurs machen, und das ist schrecklich. Ach! ich wollte, ich hätte endlich Frieden, Ruhe. Diese Hetzerei und Geldquälerei

noch einmal durchzumachen, ertrage ich nicht mehr. [. . . . .] Ich habe gestern factisch abermals an America gedacht; aber dieses scheusliche, ekelhafte Land — und darin meine zarte, etwas stark feudale (mein Entzücken), ästhetische, vornehme, kleine Frau — unmöglich. Weißt Du garnicht, wo ich zum Anfang und zum Anfangen etwas Geld herbekommen könnte? Du wirst mir nicht die Schändlichkeit zumuthen, daß ich den eben geschriebenen Satz hinwarf, um dadurch indirect Dich oder die Baronin zu bitten. Ich kenne ja durch Dich genugsam Eure Verhältnisse, als daß ich Euch bitten will und möchte. Aber sonst irgend woher? Nur für die ersten Jahre, — daß ich heirathen könnte, daß ich aus der ewigen Unruhe herauskäme. Wie soll ich Kraft und Muth zum „Schaffen" haben, wenn ewig mir jener furchtbare Armuthsdrachen im Nacken sitzt. [. . . .] Kennst Du nicht irgend Stipendienkassen? oder Geld-Institute, die für solche oder ähnliche Fälle Geld vorschießen? Schreibe mir doch gleich. Ich bedarf Deines Trostes. Schreibe mir von Dir, von Deinem Treiben. Wäre ich doch erst zur Ruhe, daß ich Dich nicht ewig mit meinen Angelegenheiten zu quälen brauchte. Empfiehl mich sehr der Baronin. Gegen die Jesuiten habe ich nichts Besonderes. Sind welche in Hamburg? Fast wären sie mir die Liebsten. Antworte recht bald.

Dein treuergebener Liliencron.

An denselben.

Hamburg, den 1. Sept. 1878.

Lieber Seckendorff! Deine Zeilen vom 19. v. M. waren so freundlich und gütig. Nimm meinen herzlichen Dank dafür. Deine Briefe sind so ernst stets, doch Dein letzter übertraf sie alle. Du fragst, ob ich Entsagung gelernt habe? Nun, ich denke, lieber Seckendorff, die letzten Jahre haben mich das gelehrt. Und ob ich noch „leichtlebig" bin? Leider nein. Du wirst verstehen, wie ich es meine, dieses „Nein". Der Humor ist hin. Das Leben hat in den letzten Jahren mich zu stark gerüttelt.

Vor allen Dingen muß ich Dir das Beileid meiner Braut, Verwandten und von mir sagen, daß wir Dich nicht auf

unserer Hochzeit sehen, die am 8ten Oktober in Görlitz stattfindet. Um 10 Uhr Standes-Amt, 11 Uhr kirchliche Trauung. Meine künftige Wohnung, vom 10. Oktober an, ist: Hamburg, St. Georg, Alsterweg 2. Freilich, 3 Treppen und ungemein bescheiden. Aber ich habe mich vorerst einzurichten. — Meine Novelle ist gut recensirt; nur meine Sprache wird getadelt, als zu (und das ist mir fast fataler als Mangel an Talent) trivial, platt und plump. Gerade den Vorwurf hatte ich nicht erwartet. Aber man tröstet mich und sagt mir, daß sich das ändern würde, und hilft mir. Wenn es sich bewerkstelligen läßt, so wird die Novelle noch dieses Jahr gedruckt. [. . . .]

Sowie ich nun etwas in Ruhe bin, werde ich meine Gedanken wieder auf die Convertirung zur katholischen Kirche richten. Meine Schwiegermutter bedauert es sehr, daß ich nicht schon jetzt katholisch bin, um so getraut zu werden. Wenn die Vorsehung mir Kinder schenken sollte, so möchte sie, daß diese von den Jesuiten erzogen würden. Ich hätte eines Theiles nichts dagegen, doch ich würde mir die Sache überlegen. Du kennst meine Ansichten: ich kann nimmermehr Genüge finden in unserer kalten heuchlerischen Protestantischen Kirche, und fühle mich allein wohl in der Katholischen. Ich möchte in der That, daß Du mir hier die Wege bahntest zum Pastor R.: dadurch, daß Du ihm schriebest oder schreiben ließest, wer und was ich sei. Es würde der katholischen Kirche nicht zur Schande gereichen, wenn zwei vornehme Menschen mit gutem alten Adel wieder zu ihr „zurückkehrten", wie ihr es nennt. Es könnte dann gerne mein Name u. der meiner Frau durch die Presse gehen, à la England. Meine Verwandten würden sich dann ein wenig ärgern, aber das schadet ja nichts. Bitte sende mir ein Buch behufs Convertirung, d. h. ein Werk, das mir die katholischen Gebräuche p. p. zeigt.

Dein alter Liliencron.

An denselben.

Hamburg, 31. October 1878.

Mein guter lieber Freund! Ich bin tief gerührt durch Dein liebevolles Schreiben, und sage Dir meinen besten,

herzlichsten Dank. Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Ich freue mich, Dein mir in so reizender Weise gegebenes Anerbieten nicht annehmen zu brauchen, zumal da ich mit Bedauern sehe, daß es Dir selbst in pecuniis nicht ganz gut geht; um so mehr werde ich aber jeder Zeit diese Deine aufopfernde That zu würdigen wissen.

Man hat mir, auf ein Immediat-Gesuch meines Vaters, meine alte Pension wieder gewährt: 34 Th. 10 Silbgr. Das ist ja eine ganz ungeheure Summe für mich. Fast noch mehr hat mich die Theilnahme und Güte und alte Kameradschaft erfreut, die ich von allen Seiten in dieser Zeit erfahren habe. Ich hatte mich nämlich an meine früheren Generale und Commandeure (während meiner Pommerschen Zeit) gewendet, um sie zu bitten, mich beim Kaiser zu unterstützen. Und welche Briefe habe ich erhalten: voller lebhafter Freude und Mitgefühl. Majestät selbst hat befohlen (es wird seine eigene Initiative sein), daß selbst, wenn ich das deutsche Indigenat verloren hätte, meine Pension so lange ruhen sollte, bis ich wieder in Deutschland heimathberechtigt sei. Das ist wirklich ein schöner Zug des Kaisers. — Ich habe, Gott sei Dank, mein hiesiges Indigenat nicht verloren. Die Zahlungsbehörden sind aber bei uns in Preußen, wie Du weißt, äußerst vorsichtig; und ich soll erst eine Bescheinigung beibringen, daß ich noch deutscher Unterthan. In Folge dessen bin ich seit einigen Tagen mit Regirung, Gesandtschaft und selbst Ministerium des Innern in lebhaftem Verkehr. Es ist für mich als inactiven Militair der Vortheil, daß ich, mit Umgehung der Instanzen, direct mit den Spitzen selbst correspondire. So dürfte es sich noch einige Wochen hinziehen; aber die Pension ist sicher. Außer Frau v. B. bitte ich Keinem von meiner Pension zu sagen. Wenn auch die „Juden" vielleicht schon 3mal so viel bekommen haben, als ich ihnen schuldig war, und sie mir auch nichts anhaben könnten, so würden, wenn sie es erführen, mir dennoch Unannehmlichkeiten entstehen. [. . .] Antworte mir, wenn es Deine Zeit erlaubt, und sei noch einmal aufs Herzlichste gegrüßt und bedankt von

Deinem treuen Liliencron.

An denselben.

Hamburg, den 19ten November 1878.

[. . . .] Dein lieber heutiger Brief hat mich — ich kann nicht recht den Grund angeben — ganz besonders erfreut, abzüglich natürlich die traurige Nachricht über Frau v. V. Deine Schreiben sind immer in demselben ruhigen, vornehmen, etwas wie Resignation durchtönenden Stil. Es liegt in ihnen stets ein ungemessene Seelenruhe, ich möchte sagen: etwas in sich Abgeschlossenes, etwas Weltmüdes, Traurigkeitsgefühle Erweckendes. Es thut mir weh, daß Du mir nicht mehr über Dich, Deine Hoffnungen, Deine Wünsche, Deine Ansichten schreibst. Du hast mein ganzes Herz und Interesse; da ist es mir doch von großem Werth, Genaueres über Dein Wohlergehen zu erfahren! Ja, lieber Baron, es sind bei mir: „freudige Augen, die vorwärts ins Leben schauen". Wenn uns nur der Kampf um das tägliche Brot etwas erleichtert würde. Die Sache, meine Existenz nämlich, hat denn doch jetzt ein ganz anderes Ansehen, als wäre ich allein. Jetzt heißt es sorgen für Weib und Familie. Es ist wahrlich nicht leicht für meine holde Frau, mit der ich sehr, sehr glücklich lebe, sich plötzlich in so ganz andere Verhältnisse fügen zu müssen. Von Hause aus verwöhnt durch ein entzückendes Familienleben, durch eine edle, herrliche Mutter und Geschwisterliebe — nun hinein ins feindliche Leben! Natürlich bin ich ihr jetzt Ein und Alles, und wehe mir, wenn ich jetzt nicht Alles thun würde, ihr (der Guten, Reinen!) das Leben so menschendaseinswürdig (entschuldige das monströse Wort) zu machen, as possible. Ich habe furchtbar zu kämpfen. Allmählig kommt denn meine Schriftstellerei in Gang. Aber ich bitte Dich: Wie soll ich schreiben ohne geistige Ruhe. Gequält von Morgen bis in die Nacht mit Sorgen um das wirkliche, mit den Zähnen hineinzubeißende Brod; geplagt von alten Gläubigern und tausend Hindernissen, wie soll ich da Gedanken sammeln und ruhig verarbeiten. In Betreff meiner alten Gläubiger, so hängt die Sache so zusammen: Ich hatte mir zur Hochzeit Armee-Uniform geben lassen. Das stand natürlich im Militär-Wochenblatt. Dies Blatt halten sich die

„Juden". Also sie lesen meinen Namen, und da die Verjährung nicht eingetreten ist (durch jährliches Erinnern bei den respectiven Gerichten), so hatte ich die Gesellschaft wieder auf dem Nacken. Moralisch bin ich gewissermaaßen nicht mehr verpflichtet, sie zu bezahlen, denn die Gesellschaft (Bande) hat schon Alles wieder durch meine ihnen bezahlten Zinsen. Aber — ich habe die Wechsel nicht, und so sind sie im Recht, mich zu verklagen. Du kannst Dir also meinen Schrecken denken, als einige Tage nach meiner Ankunft hier ein offener (sic) Executionsbefehl ankam, der mir die Pfändung (wenn auch nur vorläufig auf 100 Mark) binnen 24 Stunden ansagte. Unglückseliger Weise — obgleich ich ebenso perplex gewesen wäre, da ich solche Dinge nicht kenne — kam meiner Frau die Schrift zu Händen. Und nun kannst Du Dir die Scene denken. Du kennst die Gattung „Weib" im Allgemeinen . . . Und denke Dir: meine Frau! Aus „anständiger" Familie; natürlich keine Ahnung von Pfändung u. s. w. Es war furchtbar. Da ich binnen so kurzer Zeit die 100 Mark (ich sollte sie, bei Vermeidung wirklicher Pfändung, binnen 24 Stunden zahlen) nicht auftreiben konnte, so mußte ich eine silberne (Hochzeits-)Vase in ein Pfandhaus tragen. Denke Dir! — Meine Frau war einzig heldenhaft nun. Da trat jene ganz große Aufopferung hervor, wie ich es wohl wußte bei ihrem großangelegten Naturell; denn es ist wahrhaftig kein Spaß für eine junge, eben erst verheirathete Frau, von ihren Schätzen hergeben zu müssen. So geht es nun Tag um Tag. Wieder mitten im Kampfgewühl. Wenn ich doch nur einmal endlich freie Bahn vor mir sähe, wenn ich aufathmen könnte. So schwimme ich aber noch durch die Armuths-See, ohne Ufer zu sehen, und so sehr ich auch meine Arme bewege, so müssen sie endlich anfangen zu erlahmen: Ultra posse nemo obligatur.

In Betreff Deiner mir gütigst übersandten katholischen Lehrbücher, so hat mir der „Leitfaden für den Katholischen Religions-Unterricht an höheren Lehranstalten" von Dr. Dubelmann sehr gefallen. Was mich vor Allem zuerst interessirte, wenn es auch das Unwesentlichste ist von der Katholischen Religion, das war: „die Feier der heil. Messe in der Kirche". Es war mir vor Allem darum zu thun, erst

einmal das kennen zu lernen, was der plumpe Protestantismus bei Euch „Götzendienst und Bonzenthum" nennt. Also ich erhielt einen klaren Einblick über die Bewegungen der Priester, die Kleider (Cingulum, Manipel, Stola u. s. w.), über die Gebete, Offertorium, Consecration u. s. w. Alles das, in seiner Gliederung und seiner christlich-historischen Bedeutung, steht nun klar vor mir, so daß ich äußerlich schon die Messe verstehen kann. Daß Ihr 7 Sacramente habt, wußte ich nicht. Mit der Ohrenbeichte kann ich mich durchaus nicht befreunden. Mein Gott, wie viele Geheimnisse erhält der Priester, und wie viele wird er seinen Oberen verrathen, und verrathen müssen. Und dann ist es mir ein absolut fataler Gedanke, daß ich dem Priester Alles zu sagen habe. Da beichte ich doch lieber Gott dem Herrn selbst. Wie gesagt, das ist das Haupthinderniß. Eure Messe, zumal ich sie nun in ihren einzelnen Handlungen und Wesenheiten verstehe und die Bedeutung weiß, ist mir unglaublich sympathisch. Auch daß der Priester den Wein trinkt. Es ist mir das ein unwesentlicherer Grund der Abneigung, als das scheusliche Gezänke unserer lutherischen und reformirten Kirche, von denen letztere behauptet: beim Genusse des h. Abendmahles esse ich Mehl und trinke Wein als Bedeutung für Blut und Fleisch Christi, — während die Lutheraner sagen: „Das ist mein Leib p. p." also behaupten: während sie communiciren, essen sie das menschliche Fleisch Christi, resp. sein wirkliches, menschliches Blut. — Wie gesagt: Auch die 7 Sacramente (in Betreff der Ehe bin ich z. B. nicht einverstanden) haben mir imponirt. Nur die Ohrenbeichte wäre das Haupthinderniß. — Ich bin noch nicht beim Pastor R. gewesen, aber gehe zuweilen in die Elisabeth-Kapelle, die nur wenige Häuser von mir entfernt ist. Es ist nach wie vor der sehnlichste Wunsch meiner von mir zärtlich geliebten Schwiegermutter, in den Schooß der „alleinseligmachenden" Kirche „zurückzukehren", wie Ihr sagt. Aber ich muß erst mich durchgebissen haben. Diese ewige Geldnoth und Angst und Folterung tödtet auch nachgerade jedes Verlangen und Wunsch. Wohl möchte ich Euren Pastor R. kennen lernen; allein ohne Geld, im steten, furchtbaren Kampf um das „Dasein", da heißt es warten. Ich würde (beim Herkules und

der Venus von Milo! ich bin nicht boshaft!) mich köstlich amüsiren über meine intoleranten Verwandten und deren Gesichter: wenn sie lesen würden, daß Helene und ich übergetreten seien. Also daran liegt es nicht. Mein Gewissen ist rein. In Betreff des „katholischen Katechismus", so habe ich mich eines Lächelns nicht erwehren können und einer mich recht heiter stimmenden Lectüre eben dadurch (durch besagten Katech.) beflissen. Man tritt so ganz in den Knabenstand von 8 Jahren zurück. Aber ich bitte dieses Lächeln nicht übel aufzunehmen. [. . .]

Ich sende wenige Gedichte, die voll entnommen sind aus meiner oft schrecklichen Lage. Die beiden ersten: „Behaglichkeit" und „Nach der Hochzeit" sind der unmittelbare Ausdruck meines harten Looses; sie sind erst 8 resp. 10 Tage alt. Die anderen sind vor der Hochzeit entstanden. Nimm sie freundlich auf. Ach, wäre ich endlich, endlich einmal frei! Wäre nur eine Basis da! —

In alter, treuer Anhänglichkeit Dein Liliencron.

An denselben.

St. Georg, Alsterweg 2. Hamburg, 21. April 1879.

[. . . .] Was, lieber, guter Seckelshagen, soll ich Dir über mein „Thun und Treiben" und über meine „Erlebnisse" erzählen. Nächstens endlich lasse ich Einzelnes drucken. Aber das Arbeiten und Denken wird mir jetzt ganz außerordentlich schwer durch den unausgesetzten wüthenden Kampf mit dem Schicksal. Nachgrade erlahme ich. Gendarmerie-Offizier hätte ich jetzt durch Moltke werden können, aber wieder das Geld. Bei Bülow (dem Staatsminister und Staatssecretär im Auswärtigen Amte) war ich ebenfalls in Berlin; er war sehr gütig, weil er nahe bekannt mit meiner Familie ist. Ich schickte ihm meine Wünsche schriftlich nachher, doch hat er noch nicht darauf geantwortet. So habe ich unaufhörlich daran gearbeitet, mir eine Stellung, noch so bescheiden, zu suchen. Es glückt niemals. Diesen Sonnabend ist mein Schicksal mit meinen Möbeln besiegelt. Der Betreffende will die 3000 Mark haben oder die Versicherung, daß ich sie

bekomme. Ich würde Dich um Bürgschaft auf drei Monate bitten, und weiß ja aufs Bestimmteste, daß Du es thun würdest, wenn Deine Verhältnisse anders sind, wie Du mir schriebst. Weißt Du keinen Ausweg mehr? Dabei drücken andere, kleinere, infame Schulden. Meine gute Frau ist elend und krank davon. Aber sie erträgt es heldenhaft. Weißt Du noch irgend einen Rath oder Hilfe bis Sonnabend, so schreibe oder telegraphire mir. Ich glaube, daß jetzt der Augenblick gekommen ist, wo ich untertauche in die Fluten. Gewehrt habe ich mich bis zum Schluß. Die Möbel wegtragen zu sehen, kann ich nicht. In aufrichtiger Freundschaft

Dein Liliencron.

An denselben.

Hamburg, d. 15. Mai 1879.

Lieber Seckendorff! Meinen Dank für Deine letzten lieben Zeilen, wenngleich sie ja auch nicht gerade sehr trostreich waren. Zuvörderst aber dann meinen Glückwunsch zu der hohen Staats-Stellung und Beförderung beim Reichs-Gericht in Leipzig, die Dein verehrter Herr Vater errungen hat. [. . . .]

Mir kann es augenblicklich nicht schlechter gehen. Daß ich an Bülow geschrieben, nachdem ich vorher bei ihm gewesen in Berlin, sagte ich Dir. Seine Antwort ist gekommen, und abschlägig, wegen „Mangel an juristischen Kenntnissen", und im Consulardienst: „weil grundsätzlich verehelichte Aspiranten nicht angenommen" würden. Zu den zahlreichen Enttäuschungen eine neue! Es ist in der That, als wenn ein Fluch auf mir lastet. Tausende von Dummköpfen kriegen die brillantesten Stellen, mir gelingt nichts. Wo ich mich auch melde. Wenn Hochmuth dabei im Spiele wäre, so ist es ja erklärbar. Aber dem ist nicht so. Arbeiten schändet nicht, und ich melde mich zu Allem. Daß ich mich aber unter meinen Stand begebe, thue ich unter keinen Umständen. Ich habe jetzt um den Civilversorgungsschein gebeten und nehme dann, wenn ich ihn habe, an, was man mir bietet. —

Was ich in dieser Zeit ertragen, übersteigt fast die Grenze menschlichen Aushalten-Könnens. Und das Furchtbarste

dabei ist doch, seine Frau leiden zu sehen durch all dieses. Meine Möbelgeschichte war überaus gräßlich. Ich will Dir nur eine Scene daraus sagen: [. . .] Als verlangt wurde, daß sie ihre Ringe vom Finger streifen sollte, verweigerte ich es. Man sprach von gerichtlicher Gewalt. So hielt sie denn die Hand hin, und es wurden, ohne daß der Kerl die Hand berührte, die Ringe auf dem Finger taxirt. Meine Frau benahm sich wie eine Königin! Aber als die Menschen weg waren, fiel sie mir schluchzend um den Hals. Und Tag für Tag wird sie elender und blasser, und leidender. O mein Gott, mein Gott! d a s zu ertragen und ansehn zu müssen! Meine Möbel sind nun also noch prolongirt bis zum 1. August (3054 Mark); dazu jene quälenden anderen Schulden. Ich gehe wie ein Schatten herum. Das Leidenmüssen und Ansehenmüssen meiner Frau ist zu unerträglich. Was läßt sich nun dabei machen? Ich bin überzeugt, Du würdest Deinen alten Freund nicht sitzen lassen, wenn Du in der Lage wärest. Aber Du selbst hast noch zu kämpfen ja in jeder Weise. — Aber vielleicht weißt Du Rath, wo man anfragen könnte. Es ist mir unmöglich, nach allen Seiten Bettelbriefe zu schreiben. Nützt auch nichts, und man wird nur schließlich für einen Schwindler angesehen. [. . . .] Ich habe nun heute, um meine Miethe zu bezahlen, noch das Letzte gethan und meine Pension 6 Monate im Voraus „gut gesagt". Ich bin somit Mathäi am Letzten. Du siehst, wenn Hilfe noth thut, so ist es jetzt der Fall. Ja, der ä u ß e r st e Termin. Und ich bitte Dich als Freund, alle Deine Kräfte anzustrengen, um mir zu helfen und zu rathen. Ich stehe unrettbar sonst vor dem Abgrund. Schreibe mir bald wieder, lieber Freund. Und dann auch über Dein Wohl und Wehe. Du hast so Vieles ertragen und aushalten müssen. Es sind doch nur Alles „scharfe Scherben" im Leben. Nichts als Sorge und Elend überall im Leben. [. . .]

Dein Liliencron.

An denselben.

Hamburg, den 5. 9. 79.

Mein guter Seckendorff [. . . .] Jetzt höre das Folgende: Endlich ist es mir gelungen, eine Stellung wenigstens an-

zubahnen. Am 1. October gehe ich behufs „informatorischer Thätigkeit und Vorbereitung für den Verwaltungsdienst" nach Eckernförde (einem Neste in Schleswig) auf das dortige Landrathsamt. Das haben meine Verwandten für mich gethan. Es ist die Landrathscarrière. Ich will dem Höchsten danken, wenn ich erst Kirchspielvogt bin, etwa in Preußen: Amtsvorsteher — doch nun erst hin! — Zahllose Widerstellungen, ich meine zahllose Verhinderungen. Es ist zum Wahnsinnigwerden. Wie oft ist mir nun die Hand geboten, wie oft; immer habe ich aus Geldrücksichten ausschlagen müssen. Es ist zu traurig. Doch nun will ich es durchsetzen, wie es auch immer komme. Ich habe ungemeines Glück: denn selten wird einem inactiven Offizier gestattet, sich neu vorbereiten zu dürfen. Daß ich den Civilversorgungsschein habe, weißt Du.

Nun aber heißt es erst: hin. Hast Du keine Ahnung, wo man etwas Geld herbekommen kann. Verzeihung, daß ich Dich immer wieder damit quäle. Aber mein Lebenskampf ist auch zu gräßlich. Die zahlreichen guten Stellen, die mir angeboten worden sind, habe ich ja alle zurückweisen müssen. Ich bin jetzt ganz in Verzweiflung. Wie lange ich in Eckernförde sein werde, weiß ich nicht. Hoffentlich nicht länger als ein halbes Jahr. Ich lasse meine Möbel in Hamburg und ziehe wieder nach Beendigung meiner Vorbereitung hierher, bis ich definitiv angestellt werde. Meine Adresse vom 1. October ist: Königliches Landraths-Amt Eckernförde, Prov. Schlesw.-Holstein. Schreib vorher und nur von Dir

Deinem treuen Liliencron.

Gedichtbeilagen: Mein Haus. Nachklänge. Siegesfest. Schrei. Sicilianen. Alt geworden.

An Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Borby, den 4. 11. 1879.

Durchlauchtigster Prinz! Ich beginne heute mit einem Gedichte, das mir soeben Herr von Prittwitz sandte. Ich finde es überaus schön — („Herbst") . . . Wie finden es

Euer Durchlaucht? Es hat mich sehr ergriffen. Die letzte Strophe ist s e h r schön. — Haben Sie „Enkenhof" im October-Heft der Rundschau gelesen? Es ist von Th. Storm. Wie Alles von ihm wundervoll. Es ist ein Zauber in der Sprache. — Da Ihre Lieder in die Öffentlichkeit (und Gott sei Dank!) gedrungen sind, so erlaubte ich mir, sie einigen mir näher befreundeten Bekannten zu zeigen. Durchlaucht können sich die Freude nicht denken, die ich habe dann, wenn ich deren Urtheil höre. Aus „Rom" und „Neapel" schrieb ich einige jener ganz göttlichen Strophen und Verse ab. Ein intimer Freund von mir, [. . .] der Musiker ist, aber, weil er wohlhabend ist, nur seinen Studien in Musik, Philosophie (Kant und Schopenhauer) und Litterargeschichte lebt, der ein hartes Urtheil hat, und Gourmand namentlich in lyrischen Gedichten, ist entzückt. Er tadelt gleich mir (Verzeihung, Durchlaucht) die oft etwas trivialen Wendungen, und namentlich in der Sprache. Ich möchte, daß Sie ihn kennen lernten. Aber „voll und ganz" ist er mit mir über jegliches kleinliche Genörgele erhaben! Euer Durchlaucht haben ja hundertmal schwerer zu kämpfen, um durchzudringen, als andere Menschen. Das sagt richtig — wenn auch in tactloser Weise — unser M. B. Aber jetzt kann nicht von Durchdringen mehr die Rede sein; es i s t geschehen. — Wenn ich es nur noch im Leben erreiche, daß ich in Ihrer Gegenwart Ihre Gedichte lesen kann und darf, um dann unerbittlich meine Meinung zu äußern — wenn Euer Durchlaucht es gestatten. Es sind ja eben nur Meinungen, die ich dann auszusprechen wage. Ich habe nur ein einziges Talent, und das ist, daß ich instinctiv sofort herausfinde, was „schön" ist. Hunderte von Dichtern werfe ich in die Ecke, und nur äußerst wenige kann ich vertragen. Darf ich für den Fall, daß mir die Ehre wird, Ihnen zu begegnen, Bleinotizen in „Angelina" machen? Wie gerne ich nach Palsgaard gekommen wäre, ich brauche es Euer Durchlaucht nicht erst zu versichern. Doch ließ es sich diesmal nicht bewerkstelligen.

Mein Leben ist recht einsam hier. Der Landrath ein allerliebstes nettes Kerlchen; das ist sehr angenehm. Wie freue ich mich auf Ihren nächsten Brief. Wenn irgend ein neueres Gedicht mitfolgte von Euer Durchlaucht, es wäre zu reizend.

Wann kommt das nächste „Liliput"? Es dauert etwas lange. Durchlaucht gestatten, daß ich zwei neue Lieder von mir beilege. Ich w e i ß es, daß ich k e i n Dichter bin, daß ich nur schöne Gedanken habe, die aber keinen Ausdruck finden; mir fehlt das „Wort", die Sprache. Ich bin es mir jetzt ganz und gar bewußt. Trotzdem „dichte" ich weiter, d. h. lege meinen Gedanken keinen Kappzaum an, wenn ich merke: Nun los! Das zweite: „Deutsche Pappel" fabricirte ich heute Nachmittag höchst sündhafter Weise, als ich bearbeitete:

Nachtrag

zu den Classen-(Einkommens-)Steuer-Ab- und Zugangs-Commissions-Gesuchen der Gemeinde X. X. pro 1880 . . .

Euer Durchlaucht so hoch verehrender Liliencron.

An Ernst Frhrrn. v. Seckendorff.

Vorby bei Eckernförde, den 4. 1. 80.

Lieber Seckendorff! Zuerst darf ich Dir meine herzlichsten Glückwünsche, wie ich es schon per Telegramm mir erlaubte zu thun, sagen. Du selbst wirst es am Besten wissen, wie sehr i ch mich zu Deiner Verlobung freute. Deiner so gütigen Einladung zu Deiner Hochzeit vermögen leider meine Frau und ich nicht nachzukommen. Die Entfernung ist zu weit, und meine angestrengte Thätigkeit hier auf dem Landrathsamt erlaubt mir nicht den kleinsten Urlaub. [. . .] In litterarischer Beziehung fängt es an mir gut zu gehen. Mehreres ist schon in Zeitschriften gedruckt, wie Du aus dem mitfolgenden Programm ersehen wirst. Ich kämpfe eben ruhig weiter, ziemlich allein und ohne viele Unterstützung. Ich denke, schon diesen Sommer meinen ersten Band Gedichte und Novellen herauszugeben. [. . .]

In alter treuer Freundschaft Dein Liliencron.

An denselben.

Vorby bei Eckernförde, d. 21. Mai 1880.

Mein lieber, guter Seckendorff! [. . . .] Jetzt endlich hoffe ich, bald so weit zu sein, daß ich das Feuer meines

eigenen Heerdes brennen sehe. In wenigen Monaten hoffe ich eine Landrathsstelle oder, wie es hier heißt, Hardesvogtei (in Holstein: Kirchspielvogtei) zu erhalten. Der Landrath steht etwas über dem Hardesvogt (Kirchspielvogt), das Verhältniß etwa wie Major zum Hauptmann. Der Oberpraesident ist ein naher Verwandter meiner Frau, außerdem bin ich sehr fleißig gewesen; so winken mir die Heimathslinden, die so schwer in Sicht zu bekommen waren. Du könntest wahrlich, alter Freund, mir dazu verhelfen, wenn Du mir etwas Geld vorstrecken würdest, etwa 600 Mark. Ich brauche es wahrhaftig des Nöthigsten, soll ich nicht noch kurz vor meiner Anstellung Alles verlieren. Die ewige pecuniär scheusliche Lage macht mir das Leben zur Hölle, macht mich gleichgültig. Mein Kampf ist ohne Ruhepausen. Mein Helm liegt im Staube, und ich stehe immer nur weit vorgebeugten Hauptes, um immer neu andringende Feinde zu bekämpfen.

Lebe wohl, alter Kerl, schreib mir von Deinem Glück. Wenn's Einer verdient hat, bist Du es. Wie gerne würde ich Dich sehen. Meiner guten Frau geht es vortrefflich. Sie kämpft mit mir.

Dein alter, treuer Liliencron.

An Theodor Fontane.

Vorby bei Eckernförde, Provinz Schleswig-Holstein,
den 17. August 1880.

Geehrter Herr! Verzeihen Sie gütigst die Freiheit, welche Ihnen gegenüber ich mir herausnehme. Es ist mein Wunsch, in Betreff anliegender, als Manuscript gedruckter Gedichte ein ebensowohl ganz objectives als auch maßgebendes Urtheil zu erhalten; da komme ich zu Ihnen als dem competenten Richter. Wollen Sie es freundlich verzeihen?

Die Nummern 16 und 17 sandte ich heute an die Redaction der „Gegenwart" mit der Bitte: wenn sie gefallen sollten, eins oder das andere Gedicht in der „Gegenwart" oder „Nord und Süd" aufnehmen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung und großer Verehrung

Detlev Frhr. von Liliencron.

An Ernst Frhrrn. v. Seckendorff.

Borby bei Eckernförde, den 21. März 1881.

Lieber Freund! Dein Brief war herzlich und freundlich gehalten! und hat meinem Herzen außerordentlich wohl gethan. Die freundliche Kritik über meine litterarischen Erzeugnisse hat mich, wie Dir begreiflich sein wird, sehr gefreut. [. . .] Wenn ich nur mehr Zeit und Ruhe hätte zum Arbeiten, und erst aus den Scheuslichkeiten der Schulden wäre, die fort und fort mich in die allererdenklichst unangenehmen Lagen bringen. Am 1. April cr. soll ich für 2000 M. meine Möbel von einem Pfandleiher auslösen, und ich weiß nicht, woher. [. . . .] Ich dachte mir, wenn ich Dir eine Lebenspolice gäbe, und 5 Procent Zinsen, ob Du es thun würdest? Wenn Dir möglich, lieber Seckendorff, äußere Dich darüber bis zum 1. April. Du thätest mir einen großen Gefallen. Gott wolle bessere Tage geben. Sie machen mich nervös, und reiben mich auf. [. . .] Wenn ich untergehe, gehe ich in Lackstiefeln und Glacéhandschuhen unter. Unter den Pöbel mich zu mischen, ist mir absolut unmöglich. Ich höre auf; mit tausend Grüßen an Dich. Selbstredend zahle ich die Zinsen auch für die mir 78 gütigst vorgestreckten Gelder.

Dein verzweifelter Liliencron.

An denselben.

Plön, d. 11. November 1881.

Lieber Seckendorff! Heute erhielt ich von dem meine Möbel in Pfand habenden Juden den Bescheid, daß er nur noch bis zum 24. dieses Monates warten könne und wolle. Er müsse dann umziehen und würde auf alle Fälle meine Sachen verauctioniren lassen. Du siehst, es ist periculum in mora! Willst Du die so große Güte u. Liebenswürdigkeit haben, meine Sachen auszulösen, so müßte es zu diesem Zeitpunkt sein. Es ist in der That der letzte Termin. Möglich, wahrscheinlich ist dann auch endlich meine Anstellung heraus. [. . .] Auf eine baldige geneigte Antwort hoffend, bin ich Dein Dir aus Grund meiner Seele dankbarer

treuer Liliencron.

An Klaus Groth.

Plön, den 25. Febr. 1882.

Hochgeehrter Meister! Hochzuverehrender Herr Professor! Tausend Dank darf ich Euer Hochwohlgeboren sagen für den lieben Brief vom 10. October 1881. Ich war ganz unglücklich, daß ich keine Antwort erhielt; um so größer war meine Freude, als ich Ihr Schreiben in Händen hielt.

Ich hätte viel früher meinen tiefgefühltesten Dank ausgesprochen, wenn ich nicht eine Scheu gehabt hätte, Sie mit einem neuen Schreiben und neuen Gedichten zu belästigen, da ich weiß, wie unendlich Ihre Zeit in Anspruch genommen ist.

In diesem Briefe nun — was ich im vorigen nicht konnte — muß ich vor Allem Ihnen meinen heißen Dank sagen für den Quickborn und für so manche andere herrliche Gabe, die Sie uns geschenkt. Quickborn hat mich seit 1860 auf allen meinen Wegen begleitet, in 9 Provinzen und 17 Garnisonen, in 3 Feldzügen und in allen Manövern und Biwaks und Reisen, in Frankreich, Rußland, England und Amerika — und immer, immer wieder hat mich die unglaubliche Schönheit der Lieder entzückt, getröstet und zugleich zu Thränen gerührt. Waren Schleswig-Holsteiner in meinen Compagnieen, so erhielten sie sofort ein Exemplar, und ich las ihnen Gedichte vor. Wie sehr gerade im Quickborn habe ich es gemerkt, daß so Manches auch hell ins Herz des gewöhnlichen (ich bitte um Entschuldigung für das häßliche Wort, soll ich sagen: ungebildeten) Mannes ging. „Min Modersprak". „Min Jehann". „Min Vaderland" (ich bin immer in Zweifel, ob ich es nicht als Ihr schönstes Gedicht halten soll), das ging uns Landsleuten in der Ferne immer tief ins Herz. Vielleicht auch gelang es mir, das letzte Lied ihnen gut vorzulesen; jedenfalls ging es ihnen jedesmal tief ins Herz. [. . . . .]

Ich gestatte mir, einige Gedichte von mir beizulegen, und bitte einige neue (darunter wirklich gute!) im nächsten Monat noch nachschicken zu dürfen.

In der illustrirten Ausgabe von Quickborn (zweite Auflage, 1873) vermisse ich in „De Floth" am Schluß: den ertrunkenen Hund.

Mit vorzüglicher Hochachtung und mit der größesten Verehrung habe ich die Ehre zu sein

Euer Hochwohlgeboren ergebenster Frhr. v. Liliencron.

An Fräulein Margarethe Stolterfoth.

Hamburg, sonst Insel Pellworm b. Husum, 4. April 1883.

Gnädiges Fräulein! Erst gestern erhielt ich Ihre mich so sehr erfreut habenden Zeilen vom 8. März. Ich habe die üble Gewohnheit, mir, wenn ich auf Reisen bin, die Briefe nicht nachsenden zu lassen; dadurch die Verzögerung meiner Antwort.

Meine Gedichte kommen im Laufe dieses Jahres in der Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig heraus. Der Aufsatz im „Magazin" war ja für mich ein recht lebhaft geschwungenes Weihrauchfaß; durch die liebenswürdige Indiscretion eines Freundes kam es in die Spalten der Dr. Engelschen Zeitschrift.

Ich möchte wahr dichten: so, wie uns Menschen ums Herz ist, wenn wir kein Fischblut haben. Ich hüte mich, naturalistisch zu werden; aber einen stark realistischen Zug kann ich nicht verbergen.

Haben Sie nochmals den besten Dank für Ihre so liebenswürdige Zuschrift. Ich las reizende Gedichte von „Adelheid Stolterfoth". Darf ich fragen, ob Sie verwandt mit der Dame sind?

Indem ich mir gestatte, Ihnen die schönen Hände zu küssen, habe ich die Ehre zu sein Ihr gehorsamster

Detlev Frhr. v. Liliencron.

An dieselbe.

Hamburg, sonst Insel Pellworm, d. 20. April 1883.

Auf Ihr sehr liebenswürdiges Schreiben vom 8. April cr., mein gnädiges Fräulein, darf ich mir, mit verbindlichstem Danke, erlauben zu erwiedern, daß Sie mir eine Freude gemacht haben.

S e h r ungerecht hat Dr. Engel Prinz Carolath recensirt. Gleich in den nächsten Tagen bat der Prinz in seiner großartigen Liebenswürdigkeit Dr. Engel in Berlin zu Tisch. Carolath ist, nach meiner festen Überzeugung, ein Original-Dichter. Wenn er nur männlicher sein wollte; aber der Unglückliche wird flattirt von allen Seiten. Und gerade, daß er Prinz, total unabhängig (Waise, einziges Kind) und unermeßlich reich ist — das ist sein Fehler. Er ist einer der edelsten Menschen, die ich kenne, mit einem Prachtherzen; stemmt sich gegen Schopenhauer u. seine Lehre, u. ist ihm doch verfallen. Ich werde mir gestatten, wenn ich Ende Mai endgültig auf mein einsames Eiland zurückgekehrt sein werde, Ihnen einige seiner Lieder zu senden. Farbenpracht und Phantasie sind seine Dichter-Haupttugenden. Ich bitte, Nr. 28 der Zeitschrift „Über Land u. Meer" zu lesen: dort steht ein Aufsatz von Elise Polko (boshafte Federn nennen sie: die Novellenlise) über ihn, der im großen Ganzen, einige Lobhudeleien (bei der Elise unvermeidlich) abgerechnet, richtig ist. Aus Carolath w i r d noch etwas.

Sehr interessirt, gnädiges Fräulein, haben mich Ihre autobiographischen Notizen. Ich denke mir, wie reizend und hübsch Sie mit Ihrem Frl. Schwester wohnen. [. . .]

Wenn ich nach Pellworm zurückkehre, werde ich Sie um Auskunft über einige Dichter u. Dichterinnen Ostpreußens bitten. Ich fand die Namen in einem Balladenbuch der Gräfin Ballestrem u. Hermann Linggs. Die erste Ballade darin: „Swante Sture und Königin Margarethe" verfehlt den Zweck. Ich bin sehr gespannt, ob Sie Balladen von mir goutiren werden. Es ist viel Blut u. Schauder darin. Aber eine Ballade, ohne daß uns ein Schauer längs des Rückens läuft, ist keine Ballade. Kennen Sie Gedichte von Alberta v. Puttkamer? (Frau des Unterstaatssecretairs von Puttkamer in Straßburg). Sie sind prächtig. [. . .]

Darf ich mir gestatten, Ihnen einige Notizen über mich zu geben, so sind es in nuce: Hauptmann a. D., drei Feldzüge, schwer verwundet, nun Civildienst als Landvogt (Königl. Hardesvogt) u. Brandhauptmann von Pellworm u. den Halligen, verheirathet, leicht erregtes Herz, in total mich nicht verstehender Umgebung, Pessimist, Schopenhauerianer,

trotz Realismus den endlichen Frühling erwartend, keine Spur mehr Phantast u. doch zuweilen mit unbeschreiblicher Wehmuth in schöne Vergangenheit zurückblickend u. s. w.

Verzeihn Sie diese Exclamationen, aber nachdem Sie in so unendlicher Liebenswürdigkeit mir einen Einblick in Ihr Heim gewährten, durfte ich Sie nicht ganz ohne Kenntniß von mir lassen. [. . . .]

Sollten mir gnädiges Fräulein wieder einige Zeilen senden, so würde sich unendlich freuen

Ihr gehorsamster Diener Liliencron.

An dieselbe.

Insel Pellworm bei Husum, d. 21. Mai 1883.

Das zweite Gedicht, mein sehr gnädiges Fräulein, welches Sie mir zu übersenden die Güte hatten, gefällt mir entschieden am besten. [. . .] Ich sagte mir gleich, daß Sie Dichterin seien. Wie sehr interessirt mich das. [. . . . .]

Prinz Carolath, dessen „Lieder an eine Verlorene" beizulegen ich mir gestatte, sieht allerdings aus wie ein Commis voyageur auf dem Bilde in „Über Land u. Meer". In Wirklichkeit ist er, wenn auch für männliche Augen keine schöne, aber eine äußerst interessante Erscheinung mit himmlischen, s e h r großen, ewig verwundert aussehenden oder schwärmerisch dreinschauenden, blauen Augen. Gestern hörte ich, daß Frau Alberta v. Puttkamer in Straßburg die Schwester des Ministers v. Goßler ist. Sie würden mich verbinden, mir zu schreiben, ob diese Nachricht eine richtige. [. . . .]

Mit größter Hochachtung u. Verehrung bin ich, gnädigstes Fräulein, Ihr sehr ergebener D. Frhr. Liliencron.

An dieselbe.

Insel Pellworm, d. 4. Juli 1883.

Mein gnädiges Fräulein! Wie sehr bin ich erfreut gewesen durch Ihr liebenswürdiges Schreiben vom 13. v. M. Die Nachrichten über Frau von Puttkamer interessirten mich sehr. Ich ließ mir ihr Trauerspiel „Kaiser Otto III."

kommen u. bin, wenn auch nicht geradezu enttäuscht, doch unbefriedigt bei der Lectüre geblieben. Es scheint mir zu wenig Handlung darin; wundervolle Bilder u. gut gewählte Adjectiva (d. Letztere zeigt stets den Dichter) fand ich, aber doch nicht viel Außergewöhnliches. Es ging mir bei ihr, wie es mir umgekehrt mit Wildenbruch passirt ist. Als ich des Letzteren Trauerspiele sah, depechirte ich an die Verlagsbuchhandlung in Berlin, um mir seine „Gedichte" umgehend senden zu lassen. Angekommen, ernüchterten mich diese dermaaßen, daß ich ganz entsetzt war. Es sind erste Jugendreimereien, ohne jede Originalität. [. . .]

Prinz Carolath weint Ihnen zu viel? Aber weßhalb soll nicht einmal ein Mann weinen. Im Allgemeinen stimme ich Ihnen ganz bei: Nichts ist widerwärtiger als ein öffentliches Zeigen von Gefühlen u. speciell weinerlichen. Tausendmal lieber in Nacht u. Graus allein untergehen, als seinen Schmerz zu zeigen. — In Betreff Felix Dahns stimm' ich Ihnen durchaus bei; er ist — mit Ausnahme einiger Balladen — mir nicht sympathisch. [. . .] Das „Lied vom Hemde" von Thomas Hood kenne ich nicht, u. Sie würden mich verbinden, wenn Sie es mir abschrieben, falls natürlich das Ihnen keine Unannehmlichkeiten macht mit etwa Verschreibenmüssen oder Weitherholenlassen. — „Das Lied der Freundschaft" ist nicht übel, in der That. Aber ich möchte leise Zweifel hegen, daß ich, wenn ich einen Freund nicht mehr „begreifen" kann, ihn nicht doch endlich, nach letzten Rettungsversuchen, fallen lassen würde.

Tausendmal, viele Tausendmal bitte ich um Pardon, daß ein ganz, ganz wenig ich lächelte, als ich Ihre Anfrage, in Betreff des Briefwechsels vor andern Menschen, las. Meine Frau freut sich sehr, wenn mir so gütige u. reizende Briefe zugehen, aber ich habe einen Tag vor der Hochzeit ausgemacht, daß ein allgemeines Gesellschaftsvorlesen der ankommenden Briefe, etwa beim Kaffeetische, nicht stattzuhaben hat. Und so ist es auch geblieben. Außerdem, daß es mir ein Gräuel ist, wenn — sei es, wer es sei — Andere an mich gerichtete Briefe lesen, so finde ich, geht sofort der Genuß einer interessanten Correspondenz verloren, wenn man sie Hinz und Kunz zeigt.

Gestern saß ich den ganzen Mittag von 11—3 Uhr in heiterstem Sonnenschein in einsamster Gegend, um den Tod zu studiren: Es hat eine solche Stickhitze, wie wir sie hier allerdings nur alle 100 Jahr einmal haben, etwas Gespenstisches für mich; es liegt etwas Geheimnißvolles, Grauenhaftes darin, dies Werden der Pest zu sehen, das Kriechen des Gewürms auf dem ausgetrockneten Sumpf, die todten Fischlein im sterbenden Graben. — Aber Verzeihung, daß ich Sie mit solchen Sachen ermüde. Ich sage hier, gleich hier: Darf ich mir allerunterthänigst einen Rath gestatten: heirathen Sie niemals einen Dichter! Ein Dichter — ein wahrer, echter — ich glaube kaum, daß er eine Frau glücklich machen kann. Die Gründe liegen auf der Hand. — Sollten Sie eine Pestscene oder Pestcitirung jemals in meinem Trauerspiel „Knut der Herr" sehen oder lesen, so werden Sie wissen, daß ich die Farben aus dem gestrigen Mittagbilde nahm. Ich arbeite nun fleißig an „Knut der Herr". Handlung muß es sein, ohne Reflexion, aber blenden durch die Pracht der Bilder u. Tropen. Es ist ein wundervoller Stoff. Aus unserer Universitätsbibliothek u. von Privatbüchereien hatte ich Geschichtswerke, Chroniken, Biographieen, Legenden u. s. w. über diesen Stoff bei mir liegen, u. nach langer mühsamer Arbeit habe ich nun mit dem „Trauerspiel" begonnen, dessen innere Eintheilung allerdings schon lange fertig war. Ich möchte mich ganz durchtränken lassen von der Zeit (1131) u. deßhalb so Vieles lesen: deutsch, dänisch, lateinisch. Der erste Akt ist fertig, u. verschiedene Scenen aus dem 2. u. 4. [. . . . .]

Ich ärgere mich jetzt stets, wenn ich gezwungen bin, ein Gedicht zu schreiben (d. h. wenn das innere Rufen so laut wird, so in Plastik übertritt, daß ich es niederschreiben muß) statt an meinem Trauerspiel zu dichten. [. . .]

Leben Sie herzlich wohl für heute; entschuldigen Sie mein wüstes Gekritzel — o mein Gott, wenn ich Ihre wundervolle, stille, mich unendlich beruhigende Handschrift lese u. vergleiche! Vergessen Sie nicht, mir wiederzuschreiben. Ich habe so sehr in Betreff meiner nachgedacht über Ihren Satz: „Ich bin nur gewissenhaft, u. zu sehr kann man es nicht sein". Grüßen Sie die Statue Kants. Empfehlen Sie mich

bitte Ihrem Frlein. Schwester u. nehmen Sie die respectvollsten Huldigungen

Ihres ergebensten Frhrn. Liliencron.

An dieselbe.

Kellinghusen, Prov. Schleswig-Holstein, 19. October 1883.

Gnädigstes Fräulein! Genehmigen Sie meinen herzl. Dank für Ihr letztes liebes Schreiben, das mich in so vieler Hinsicht interessirte. Ich hätte eher mir zu antworten gestattet, wenn ich nicht umgezogen wäre von Pellworm hierher. Ich war selbst in Berlin, um die Sache ins Werk zu setzen. Es wurde mir denn doch zu langweilig auf der einsamen Insel. Aber daß ich dort 1½ Jahr gewesen, wird mir eine bleibende Erinnerung sein: die Natur war grandios. Ich habe das Meer in seiner Urkraft gesehen. Leider wird heute mir von dort telegraphirt, daß zahlreiche Unglücksfälle, in diesen Tagen der furchtbaren Stürme u. Gewitter, auf Pellworm u. meinen Halligen stattgehabt haben.

[. . .] Meine Gedichte sind am ersten October herausgekommen bei der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig, unter dem etwas absonderlichen Titel: „Adjutantenritte u. andere Gedichte". Nun bin ich also in der Öffentlichkeit u. muß es mir gefallen lassen, zerhackt, zerrissen, geköpft zu werden. Das habe ich übriegens gleich beim ersten Einblick gesehen, daß eine größere Sichtung hätte stattfinden müssen; man kann nicht vorsichtig genug sein.

Ich hoffe bald von Ihnen, mein gnädiges Fräulein, gute Nachrichten zu erhalten über Ihr Wohlergehen u. dasjenige Ihrer Geschwister.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, mit welcher zu sein ich die Ehre habe

Ihr ganz gehorsamster Frhr. Liliencron.

An Klaus Groth.

Kellinghusen, den 31. October 1883.

Hochverehrter Meister! Wie sehr haben Euer Hochwohlgeboren mich durch die Kritik über Adjutantenritte in der

Kieler Zeitung erfreut! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. [. . . .]

Euer Hochwohlgeboren sehr ergebener

Frhr. v. Liliencron.

An Frl. Margarethe Stolterfoth.

Kellinghusen, Holstein, d. 26. November 1883.

Gnädiges Fräulein! Haben Sie aufrichtigen Dank für Ihren lieben Brief vom 21. v. Monats. Es ist mir sehr interessant, daraus zu ersehen, wie Sie über meine Gedichte denken. Nicht so liebenswürdig haben, unter einer Anzahl lobhudelnder Kritiker, zwei Recensenten gedacht: Ich werde da auf haarsträubende Weise mitgenommen. Die letzte Kritik steht in der letzten Nummer der „Gegenwart"; ich habe sie selbst noch nicht gelesen, aber man schreibt mir, daß ich vernichtet sei. Für den Verlagsbuchhändler wie für mich hat es sich günstig gestaltet, daß sich ein heftiger litterarischer Streit in der Presse erhoben hat, ob ich Dichter oder Don Quichote (Nicht-Dichter) sei. Es ist ja ganz interessant, das von der warmen Stube aus mitanzusehen. Der unglückliche Aufsatz von Dr. Engel, der ja so gut gemeint war u. so ungeschickt geschrieben, thut mir viel Schaden, indem nun die dem Herrn Dr. Engel feindlichen Kritiker u. Redacteure auf mich losziehen: Man meint den Esel und schlägt auf den Sack. Ja, das muß ich mir nun gefallen lassen: geviertheilt u. geköpft zu werden.

Sie schrieben mir im letzten Briefe so sehr wenig von Ihrem Wohlergehen, daß ich Sie bitte, recht ausführlich wieder mir zu sagen, wie es in Ihrem Hause steht. Die Schilderung, die Sie mir vor einigen Monaten so gut waren zu geben, lese ich ab u. zu wieder durch, u. freue mich der Behaglichkeit, in der Sie wohnen. — Ich habe auch hier in meinem neuen Bestimmungsorte noch keine passende Wohnung erlangen können, habe aber heute ein hübsches ganzes Haus gemiethet, das in einem Garten liegt. Leider kann ich es erst im Frühling beziehn. — Kel-

linghusen, durch seine Kleinheit alle Gräuel enthaltend wie alle Liliputstädte, liegt wunderhübsch am Abhange von Wäldern, u. die nächste Umgebung hat die einsamsten Spaziergänge durch endlose Wälder u. Haiden. Und diese Einsamkeit ist ja zu Zeiten von so unschätzbarem Werthe. — Dann ist auch Hamburg in der Nähe, das Sie kennen. In einer guten Eisenbahnstunde kann ich dort sein, im Winter Theater u. Concert besuchen u. mich überhaupt des Genusses der großen Stadt erfreuen. — Ich bitte, mich Ihrer Fräulein Schwester empfehlen zu wollen. In ergebenster Freundschaft

Ihr Frhr. Liliencron
Hauptmann a. D.

Dritter Abschnitt

1884—1889

Dramatische Periode. Verhältnis zur „Revolution der Literatur“. Amtsniederlegung. Krankheit. Zweite Ehe. Neue Schuldenlast. Gesinnungsumschwung.

An Hermann Friedrichs.

Kellinghusen i. Holstein, 8. März 1885.

Sehr geehrter Herr Chef-Redacteur! Ich lese eben — oder las vielmehr — Ihren ausgezeichneten Artikel „Die Clauren-Marlitt“ in Nr. 10 des Magazins. Lange habe ich nicht solche Freude gehabt. Bravo! Bravo! (Verzeihung, aber es ist der beste Ausdruck meiner augenblicklichen Stimmung). Dies verdammte Frauenzimmer im Gartenlaubenlorbeerkranz!

Noch einen Schlag, werther Ritter, noch einen!!! Ich weiß nicht, wo das steht (Shakespeare?): aber einerlei, das Wort geht mir nicht aus dem Kopf, seitdem ich Ihren kühnen Artikel las!

Es ist ja schändlich, wie Deutschland heimgesucht wird von solchen Romanfabrikanten u. Fabrikantinnen. Die Gartenlaube an der Spitze.

Sie haben durch den Artikel eine That gethan, u. jeder wirklich gebildete Deutsche wird Ihnen dafür aus vollem Herzen danken. [. . . . .]

Ihr ergebenster Detlev Frhr. Liliencron.

An denselben.

Hamburg — sonst Kellinghusen Holstein, 20. März 1885.

Sehr geehrter Herr Friedrichs! [. . . .] Die Verwässerung und elende Verschrumpfung, ja Demoralisirung des „Volkes“, also hier im besten Sinne des Wortes „Volkes“, durch die Romane der Gartenlaube (insbesondere von der

Marlitt) und des Daheim, zahlloser geringerer Journale nicht zu gedenken, liegt zu deutlich vor Augen. Ich meine: die Verwässerung und Demoralisirung des Geschmacks an guten Büchern. Die Marlitt schreibt für Backfische und alte Jungfern. Daheim (eigentlich eben so schlimm) schreibt im Tertianerstil. Während ich beim Lesen der Gartenlaube immer das Gefühl habe, daß es in diesem Blatt schändlich abgesehen ist auf die Duselseligkeit, litterarische Unwissenheit und Verkommenheit des „Volkes", dem solches scheusliche Marlitt- und Werner-Schüsselwasser das Liebste ist, habe ich beim Lesen im Daheim immer den Gedanken: „Mein Gott, du bist doch kein Tertianer mehr; bist denn du so verkommen, daß in so pastoren-väterlichem Tone zu dir geredet wird." Daheim kommt mir vor wie ein Werk- und Armenhaus, wo der Hausvater seine Andachten hält. Gräßlich, gräßlich . . . Das aber glaube ich vom Daheim, daß es edelste Absicht ist, um „das arme versumpfte, versinnlichte Volk zu retten", daß es (das Daheim) felsenfest überzeugt ist, durch solche Kindersuppen die „Krankheit" des modernen Realismus, in den wir, Gott sei Dank, mehr und mehr hineinsegeln, niederzuwerfen. Die Gartenlaube aber geht nur auf den Abonnentenfang aus. Es wäre ihr durchaus gleichgültig, wie die Tendenz und welche Tendenz, wenn nur „was einkommt". Und es ist ja auch natürlich und gewiß zu verstehn, daß Jeder an seinem Lebenszweig verdienen und gedeihen will, also auch die Gartenlaube; aber es soll doch nicht auf Kosten ganzer breiter Volksschichten geschehn. [. . . .]

Zu meiner Knabenzeit — verzeihen Sie, wenn ich einen Augenblick subjectiv werde — überschwemmte Franz Hoffmann die Kinderwelt mit 1000 Erzählungen. Auch wir hatten diese Erzählungen auf unserer Gelehrten Schule; aber sie wurden plötzlich verboten — und sehr mit Recht — weil sie jeden guten Geschmack zu vernichten drohten, ich meine jede Freude an Geschichte, guten Reisebeschreibungen p. p. Ähnlich ist es mit den Marlittschen Romanen. Entsittlichend, geradezu widerwärtig ist darin der ewig wiederkehrende alte (ältere — wenigstens hat er meistens graue Haare —) Herr, der schließlich die betreffende junge Heldin heirathet. Nicht einmal jung zu jung, wie es einzig und allein natürlich ist.

Es ist übriegens eine der schwerest zu beantwortenden Fragen: w a s soll denn das „Volk" (immer im besten Sinn gesprochen) zum Lesen bekommen.

Den Fall gesetzt, die Gartenlaube böte, statt Werner, Marlitt und Genossen, Novellen von Wildenbruch, z. B. „Die heilige Frau", [. . .] oder von Th. Storm, Turgeniew, Th. Fontane: binnen drei Monaten hätte sie 40 000 Abonnenten weniger. Wir „Gebildeten" (Sie verstehen, wie ich das Wort meine) nehmen Gartenlaube, Daheim usw. lediglich zur Hand, um die Bilder darin zu besehen, finden beim Blättern ab zu eine uns interessirende Skizze, eine Biographie p. p., aber dann ists „alle". Das „Volk" — ich wiederhole zum letzten Male, daß ich mit diesem unsre brave, herrliche, meistens handarbeitende Mittelklasse meine — unser Volk liest aber mit Begier „die Geschichte" in diesen Journalen. Die Lesenden bilden sich ein, daß es etwas Herrliches sein müsse, was so sehr überall angepriesen wird — und werden in ihrem Geschmack vergiftet. Aber wie da zu steuern ist, den Geschmack ins richtige Fahrwasser zu bringen — ich weiß es nicht. Unsere Classiker, die ja jetzt so unendlich billig zu haben sind, werden doch auch stets nur gelesen werden — wenigstens mit Genuß und Verständniß — von den upper ten thousand.

Gestern war ich h i e r in einer mir seit Langem bekannten Kneipe mit vielen Gelehrten und Künstlern zusammen. Ich darf hier einschalten, daß Hamburg eine große Zahl von tüchtigen Gelehrten und Künstlern — meistens in guter Finanzlage — besitzt, und daß die gute Stadt nicht von oben herab nur als Kaufmanns- und Beefsteak-Stadt anzusehen sein dürfte. Es wurde viel über Ihren Artikel gesprochen, und es hätte Ihnen eine himmlische Freude bereitet, zu hören, wie hocherfreut Alle waren über Ihre kühne That. Daß Sie nun heftig angegriffen würden, wurde von keiner Seite bestritten. Ich habe nicht das mindeste Zeug dazu, sonst würde ich mich Ihnen wenigstens als Schildhalter anbieten, daß Sie mit b e i d e n Händen das Lessingschwert brauchen könnten. So viel aber steht fest: Es herrscht über Ihren Artikel bei den wahrhaft Gebildeten nur e i n e Stimme, nur e i n e Freude. [. . . .]

Sehr geehrter Herr Redacteur: Es war Unrecht, Sie so lange mit meinem langen Briefe aufzuhalten, da ich mir denken kann, wie Sie in der Arbeit sitzen — aber immerhin ist es ein erneutes Zeichen, wie sehr ich mit Ihnen im Kampfe stehe. So weit angänglich und thunlich, würde ich nicht persönlich werden, so schwer es auch oft sein wird. Aber ich denke immer bei litterarischem Streit an den feinen, vornehmen, haarscharfen, immer liebenswürdigen Lessing und an den plumpen Goeze, — wenn auch andererseits „goldene Rücksichtslosigkeiten" erfrischen wie „Gewitter".

Mit aller Hochachtung und Verehrung

Ihr sehr ergebener D. Frhr. Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, den 25. März 1885.

Sehr geehrter Herr Chef-Redacteur! [. . . . .] In Betreff der „Popoklatsche" (Pardon) gestehe ich offen, daß diese hätte vermieden werden können; aber nichts im Mindesten Anrüchige entdecke ich darin. Wahrscheinlich hätte ich in unschuldigster Weise darüber gelacht, wenn ich nicht durch Dr. Widmanns Kritik darauf aufmerksam gemacht worden wäre.

Was Sie über K. Bleibtreu schreiben, ist auch meine Meinung, obgleich ich bis jetzt nur sein „Lyrisches Tagebuch" las. Ich habe, vorläufig für mich, sechs Bogen drüber geschrieben, die ich dann zum Sommer mit verwenden könnte eventuell, und zwar im Verein mit meiner Meinung über die „Kraftkuren" p. p. — Ich hatte von K. Bleibtreu einen sehr interessanten Brief, der mir das bestätigte, was Sie mir über ihn geschrieben hatten. Ein Kraftgenie! aber er schreibt zu viel. Seine Ansichten über Dichter und litterarische Angelegenheiten sprudeln wie Sturzbäche, reißen unendlich viel mit sich; ob Alles mit Grund, stelle ich dahin. Jedenfalls, ohne allen Zweifel, ein Original. Wenn er wenigstens die Feile gebrauchen wollte. Ich rieth ihm, vorm jedesmaligen zubettgehn wenigstens e i n Platensches Sonett zu lesen, nur um die Meister der Form kennen zu lernen. Er

brauchte ja kein Platenschwärmer deßhalb zu werden. Er wird mich auslachen.

Schon in einer früheren Kritik über Ihre „Erloschenen Sterne" las ich, daß Sie Hamerling sehr studirt hätten. Ich weiß es genau: Als ich Ihre Gedichte las, sagte ich mir, es steckt in „Erloschene Sterne" k e i n Hamerlingscher Einfluß. Nun aber stand dasselbe neulich im Magazin, und ich beschied mich also. Es war mir deßhalb außerordentlich interessant, daß Sie mir persönlich neulich schrieben, daß dies nicht der Fall; das ehrt Ihren Kunstgeschmack und Ihre Selbstständigkeit und (pardon) meinen „Riecher". Ich habe wirklich darin etwas Talent: Das, was man eine feine Nase nennt.

Sie erwähnen in gütiger Weise meine „Adjutantenritte". Ich gebe Ihnen in einem Theile Recht, anderentheils aber kommt es von dem verrückten Titel her, den Herr W. Friedrich ausgewählt hat. Wirklich fein gebildete litterarische Menschen (ebenso gut Offiziere) kaufen dieses Titels wegen das Buch nicht; Andere dagegen, die glauben ein Büchelchen à la Winterfeldt zu erlangen, legen es natürlich — ihrem Bildungsgrade gemäß — sofort weg. Ein Freund rieth mir neulich allen Ernstes, W. Friedrich, meinen Verleger, zu veranlassen, das Buch auf die Bahnhöfe Deutschlands zu senden; d a fände der Titel Anklang. Nit übel! — Na, es kommt auch schon. Vielleicht macht Friedrich noch ein gutes Geschäft mit mir.

Über meinen feinen, vornehmen, unsäglich eitlen, merkwürdigen Landsmann Th. Storm, den Adelshasser, auf allen Gütern meines kleinen Heimathlandes aber vom Adel sich gern verhätscheln lassenden Dichter schreibe ich schon lange, und stelle in diesem Frühling gerne einen Essay zur Disposition. D e n müßten Sie kennen. W i r k l i c h: ein Dichter! Ich sah ihn neulich auf einem Diner, wo man mich neben ihn setzte. Das Erste war, daß er eine Flasche Rothspohn umgoß; dann aber stürzten die Damen auf ihn, und Alles war bald wieder gut. Es genirte ihn absolut nicht. Er kam eben von seiner Berliner Triumphreise. — Sollte ich einmal in Leipzig die Ehre haben Sie zu sehen, so erzähle ich Ihnen von ihm. D e r ist ein wahrer Dichter.

Mit den freundlichsten Grüßen und herzlichem Dank für die Novelle

Ihr sehr ergebener D. Frhr. Liliencron.

An denselben.

Kellinghausen, Holstein, 22. IV. 1885.

Sehr geehrter Herr Chefredacteur! [. . .] Der mir gütigst übersandte und anbei wieder zurückfolgende Artikel von Woldemar Kaden scheint allerdings stark persönlich zu sein. Aber das sieht ja Jeder, der den Artikel liest. Sie könnten W. Kaden sofort wieder packen, wenn Sie ihn an einer sehr wunden Stelle seines unbegreiflichen Geschreibsels angriffen; ich meine, daß er die Marlitt auf eine Höhe stellt mit Louise von François. Die Dincklage und die Hillern allerdings! Aber mit L. v. François nimmermehr!

Übriegens werden Sie, geehrter Herr Friedrichs, durch die heftig tobende Fehde ein berühmter Mann. Vor allen Dingen, und das wollte ich schon, ehe ich gestern Ihr liebenswürdiges Schreiben erhielt, Ihnen sagen, haben gewiß Tausende mit mir dieselbe Freude getheilt über Ihre Vertheidigung in No. 16. N i c h t s von Persönlichkeiten! Das war so famos. Der Artikel ist durchaus sachlich gehalten, und bietet nach meiner Ansicht kaum mögliche Gelegenheit, wieder von gegnerischer Seite vorzustürmen. Ich habe mit vielen gebildeten Menschen über Ihren (1.) Marlitt-Artikel gesprochen, mit Beamten, Offizieren, Pfäfflein, Richtern pp. mit Leuten aus allen politischen Lagern, von allen möglichen Ansichten; sie alle (allerdings fern vom Schuß) sie alle hatten nur e i n Wort gegen die Marlitt, d. h. gegen ihre blödsinnige Romanschreiberei.

Unglaublich ist es, wie Kaden den Heineschen Sermon losläßt. Hat nicht Heine wie toll gerast gegen Gott weiß welche Damen! Man sehe „Höllenfahrt", Caput XVIII.

Es ging auch große Rede im Volk
Von weisen blaustrümpfigen Frauen.
Ei, meint' ich, die lassen mich vielleicht
Das Kunstwerk der Zukunft schauen.

Und folgen die bekannten 23 Strophen. Die hat Kaden wohl nicht gelesen.

Ich würde nicht mehr auf Kadens Angriff eingehn. Es m u ß Jeder herausfühlen, daß er persönlich angreift. Haben Sie den famosen Aufsatz in der Deutschen Schriftsteller-Zeitung gelesen von Wolfgang Kirchbach: „Die deutsche Kritik"? — Von Karl Bleibtreu las ich nun fast Alles, was er schrieb. Seine Gedichte sind e i n z i g; aber in seinen Prosawerken, wie sehr bleibt er z. B. hinter H. Heiberg zurück. Ich muß, unter uns, sagen: Ich war grenzenlos enttäuscht. Andererseits doch gelingen ihm Prachtnovellen, z. B. die Norwegischen, die ich begeistert recensiren werde. Seine Schlachtenmalerei ist grandios! Aber dennoch sieht man, daß er nicht dabei gewesen ist. Was wäre das für ein tüchtiger Offizier geworden: seine colossale Phantasie und der nüchterne Generalstabs-Offizier zusammengeknetet: alle Achtung! — Aber ich liebe Bleibtreu. Da steckt in ihm ein Feuer, ein Blasen, ein Gedonnere, ein die Nase in den Wolken; es ist famos! Wenn er nur nicht so überaus flüchtig sein möchte. Seine Bücher wimmeln von — N i c h t - schreibfehlern. Ich glaube, wenn er anfängt, vornehm zu schreiben, abzuwägen, sich zu freuen am s c h ö n e n Stil, er wird ein großer Dichter. Vorläufig noch Tohuwabohu. Nächstens also mein Storm- und mein Bleibtreu-Aufsatz. Ich glaube, Sie werden sie nicht brauchen können, oder wenigstens sehr zustutzen müssen. Ich werde einmal von der Leber wegsprechen. Über den Anfang des Storm-Aufsatzes werden Sie laut auflachen, aber Ja! Ja! Ja! rufen.

Die gelbe Giftpflanze Neid scheint ja in Schriftstellerkreisen recht sehr zu blühen. Scheuslich. Ich kenne außer Storm, wie schon gesagt, keinen Dichter oder Künstler überhaupt persönlich. Noch immer stelle ich mir unter „Dichter" einen Schmierrock vor mit öldurchtränkten „wallenden" langen Haaren, angekränkeltem Hemde, 4. Stockwerk p. p., die Augen im Wahnsinn rollend p. p. [. . .]

Anliegend beehre ich mich 12 Sicilianen zu überreichen mit der Bitte, falls sie gefallen sollten, sie abdrucken zu lassen. Wenn, dann in der Reihenfolge, wie ich sie gebe; zuletzt „Allerliebst". Die Siciliane ist eine charmante Form, um

ein Bildchen, einen Gedanken, womöglich mit einer Pointe, hineinzupassen. Ich schwelge darin in „reinen" (wer lacht da!) Reimen und Abkneifung von Hiaten; wenn ich auch in letzterer Beziehung nicht pedantisch bin, aber „Sie — Igel" oder „Du — Uhu" schreib' ich nicht mehr.

Gefallen sie nicht, so bitte als Ziegenfutter p. p. zu verwerthen. Für meinen sehr verehrten Verleger W. Friedrich wäre es vielleicht nicht uneben, wenn sie im Magazin gedruckt würden. Jedenfalls hat Ihr Marlitt-Artikel den großen Vortheil, daß er in Alldeutschland einen Sturm erregt hat, daß S i e endlich einmal ausgesprochen haben, was Tausende schon seit Jahren gewünscht, aber nicht dazu den Muth hatten. Der Kampf ist entbrannt.

Ihr ergebenster D. Frhr. Liliencron.

An Frl. Margarethe Stolterfoth.

Kellinghusen, Holstein, 29. April 1885.

Gnädiges Fräulein. Ihr sehr liebes Schreiben vom 26. d. M. habe ich zu empfangen die Ehre gehabt. Vor Allem meinen herzlichsten Dank für Ihre so gütigen, mich beschämenden Worte.

Ich schrieb Ihnen, daß ich geradezu Ungeheures durchzumachen gehabt hätte. Erstens: Die Scheidung von meiner Frau. Die Baronin war die edelst denkende, vornehmste Frau innerlich u. äußerlich, aber es war ein Verständniß absolut unmöglich, sodaß die Trennung das Beste war. Aber Sie werden sich denken können, mit wie viel Herzenskämpfen u. Fatalitäten das verbunden war. Eine Folge nicht gerade dieser Ehescheidung, denn es rührt aus der Mitte der siebenziger Jahre her, aber andrerseits eng damit verbunden: ich mußte eine Schuldenaffaire durchkämpfen, die mich in des Wortes voller Bedeutung Alles Übrige vergessen ließ. Ich hörte erst vor kurzem, nachdem ich jetzt erst, in diesen Tagen, wie aus einem Traum erwachte, daß Bismarck nicht gestorben sei, sondern daß er seinen 70. Geburtstag gefeiert habe. S o sehr war ich mit meinen Geldsachen beschäftigt. Und das bleibt wahr (ich hab's durchmachen müssen): Alles Übrige

ist gleichgültig dann. Nun denken Sie sich dazu die Furchtbarkeit, in einer kleinen, 2000 Einwohner zählenden Stadt zu wohnen — u. Alles ist gesagt. [. . . .]

Endlich auch scheint es mir in litterarischer Beziehung jetzt gut gehn zu wollen. Mein erstes Drama ist im Druck. Das Magazin wird in zwei auf einander folgenden Nummern Gedichte von mir bringen. Von allen Seiten kommen jetzt Anträge an mich: Gedichte, Essays zu senden, Novellen zu schreiben p. p. Der brillante Aufsatz in der D. Rundschau: „Über die Kunst der Conversation" ist nicht von mir, sondern von meinem Oheim Rochus Liliencron, Kammerherr u. Propst des adligen Klosters in Schleswig. Es ist ein grundgelehrter Herr, u. der größte Kenner in Deutschland in Bezug auf das Volkslied. Spüren Sie die ungeheure Gährung in der Deutschen Schriftstellerwelt? Wir sind mitten in einer litterarischen Revolution.

Mit herzlichem Gruß u. Dank für Ihre so gütigen Worte

Ihr sehr ergebener Frhr. Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

Kellinghusen, Holstein, d. 29. 4. 1885.

Geehrter Herr Chef-Redacteur! Besten Dank für Ihr liebenswürdiges, interessantes Schreiben vom 27. d. M. und für die Nummer 15 der „Gesellschaft" (weßhalb, en passant, dieser schreckliche Titel: Die Gesellschaft? Allein dadurch wurde ich im Januar abgehalten, zu abonniren).

Ich möchte Ihnen vor allen Dingen meinen herzlichen Glückwunsch sagen, daß Sie („Margarethe Menkes") so überaus verschieden recensirt werden. Denken Sie an das erste Erscheinen „Werthers" von Goethe! Überhaupt an das Erstlingswerk jeden Dichters, ich meine natürlich „echten" Dichters. Ich unterschreibe kein Wort, was Ihnen Wolfgang Kirchbach sagt. Der classische Stil, der in „Margarethe Menkes" herausleuchtet, macht selbst das Uhukapitel lesbar. [. . .] Ich habe, aus reiner Freude über den wundervollen Stil und gerade auch, um die meisterhafte Entwickelung des Romans noch einmal auf mich wirken zu lassen, das

I. Buch wieder durchgelesen. Es ist ganz herrlich. Das möchte ich mit Freuden nachsprechen, was das Deutsche Tageblatt sagt: Den ungeheuren Stoff in eine quasi Novelle von erschütternder Tragik zu zwängen.

Eins hatte ich vergessen zu schreiben im letzten Briefe: S. 209 geben Sie uns ein Gedicht (die Wahnsinnige):

„Bruder, Bruder! ruft es tausendstimmig" u. s. w.

Das Gedicht, sonst ganz gut hierhergehörend, hat m. E. nicht die Wirkung, die Sie beabsichtigt haben. Ein feiner Geist wird unwillkürlich an Schillers gräßliches Gedicht (in diesem Sinn) erinnert werden: Die Kindesmörderin, — oder an das ekelhafte: Elegie auf den Tod eines Jünglings. Ich würde es bei der nächsten Auflage auslassen.

Was die Tagespresse in ihren Recensionen bringt, lese ich niemals. Das ist größtentheils Blödsinn. [. . .]

Donnerwetter! Ist das ein Artikel von Bleibtreu in der „Gesellschaft": Berliner Briefe — I — „Spielhagen, Schmierke! Sudelmann!!! — Knoblauch." . . . Nein doch! das ist zu scharf. Spielhagen und — Schmierke, Sudelmann, Knoblauch. Es kann vielleicht dem Olympier Spielhagen nicht schaden, aber dennoch: das ist zuviel. [. . .]

Was er von Heiberg und Wildenbruch sagt, ist scharf wahr. Voß kommt am Schlimmsten fort. Von H. Herrig habe ich überhaupt nie etwas gehört, oder doch so verschwindend wenig, daß ich ganz starr bin, ihn in Verbindung mit Heiberg, Wildenbruch und Voß zu sehn. Der Artikel muß ungeheures Aufsehn in Deutschland machen. Zur selben Zeit beinahe die „Gegenwart"-Erzählung und Ihr Clauren-Marlitt-Artikel. Aber etwas ist nicht schön von Bleibtreu: Sein Urtheil über Paul Heyse. Es ist mir völlig unerfindlich, wie er ein solches abfälliges Urtheil geben kann. „Süßlich" ist doch gerade Heyse niemals! Nun aber denke man an den Schluder- und Pluder- und Hastdunichtgesehn-Stil von Bleibtreu und halte ihm eine Heysesche Novelle — irgend die erste beste — gegenüber. Weßhalb denn die Wuth der „Gesellschaft" (unglückseliger Titel) auf P. Heyse?

Aber eine unverhohlene Freude über den Bleibtreu-Artikel kann ich nicht unterdrücken. Bleibtreu ist ein Feuerkopf; er muß einen scharfen Verstand haben. [. . .] „Mutzelburg" spukte

vor 10—15 Jahren einmal sehr in Nähmamsellköpfen. Spielhagen und — — Mutzelburg! Ich habe erschütternd lachen müssen. — Übriegens Gott gnade, wen der gute Bleibtreu in die Finger krigt. Ja, seine Schreibwuth tötet ihn. Ich bin froh, „Kraftkuren“ nicht recensiren zu müssen. Seine Gedichte, ich bleibe dabei, sind ganz einzig in ihrer Art.

Es würde mir äußerst interessant sein, wenn Sie die Güte haben wollten, mir Ihre neuen Gedichte zu geneigtem Einblick zu übersenden. In den „Erloschenen Sternen“ (nach meiner sehr unmaaßgeblichen Meinung: kein gutgewählter Titel) interessirt mich die altrömische Welt so sehr wenig. Das ist es: Ihre Kraft und Ihr Können und Ihr Genie steckt im Roman! Dessen bin ich sicher. [. . .]

Ihr ergebenster Frhr. Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 24. Mai 1885.

Geehrtester Herr Chef-Redacteur! Sehr lieber Freund! [. . . .] Ich habe zur Zeit die Vermessenheit, mich mit Daniel Sanders über den Hiatus im Deutschen etwas herumzuzanken privatim. Schreibt er mir darüber Wichtiges, so send' ich Ihnen seine Zuschrift. — Sehr interessirt und geradezu aufgeregt hat mich Ihre Notiz im Briefe an den Dichter der „Nonnensusel“, daß Sie mit Keller und C. Ferd. Meyer in Verbindung standen. Wie hochinteressant! C. F. Meyer's Gedichte sind mein Entzücken! Sie triefen oft von Schönheit. Manche von diesen sind auch langweilig. Vor einigen Jahren schaffte ich mir seine Balladen und die übrigen poetischen Werke von ihm an. Die Balladen taugen alle nichts. Kein Feuer, kein Blut, keine geschwollene Adern, kein Gerassel in ihnen. Genau wie bei Platen. Balladen schrieben Fontane (wenn auch meist eine Art von Übersetzungen), Strachwitz (dessen: Das Herz von Douglas: Ruck, Zug, Bumsfallera! die lieb' ich unbeschreiblich) und Uhland.

In Treuen Ihr ergebenster

Detlev Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 1. 6. 85.

Lieber Freund! [. . .] Es ist mir das Außerordentliche passirt, daß ich Ihr wundervolles Gedicht „Fantome" fast auswendig kann. Etwas mag daran liegen, daß ich d i e Gedichte, die meinem Herzen nahe und näher sind (die aus deutscher Umgebung entstandenen) mit m e h r L i e b e in mich aufnehme, als aus Italien und Indien stammende.

In Italien bin ich nur einmal gewesen, aber im 4. Lebensjahr, habe also nichts behalten. Und nun werde ich auch vielleicht erst dann hinkommen, wenn einem anfangen die Mädels gleichgültiger zu werden. Eine verzehrende Sehnsucht hab ich, noch einmal eine Vollblut-Italiänerin zu küssen und zu umschlingen. Donnerwetter, beneid' ich Sie!

Ich stand in dieser Zeit auf dem Sprunge, meinen Abschied einzureichen, und nach Berlin zu ziehn. Aber ich habe ein so großes Gehalt. Immerhin ist mein „Geschäft", die Verwaltungsbranche, noch von allen oder vielen Civillebensberufen das interessanteste; es kommt eben das g a n z e m e n s c h l i c h e L e b e n darin vor. Hab ich z. B. heute die Klage der Frau Müller anzuhören, der die Frau Meier ihre Nachtmütze auf die Gartenhecke zum Trocknen hing, so morgen einen Brandstifter oder eine Giftmörderin zu verhaften.

In meinem Bezirk hab' ich einen interessanten kleinen Versteck, wo zuweilen Zigeuner tanzen und singen und spielen vor mir, und allerlei Scheerenschleifervolk zusammenkommt. Zum Entsetzen — meiner Gendarmen und Polizisten. Das könnnen solche verdammten Polizeiseelen nicht begreifen. Natürlich ist es tolles Gesindel, dies Zigeuner- und Scheerenschleiferpack. Aber solange mir nicht die A n z e i g e von der gestohlenen Gans gebracht wird, laß ich sie laufen. Dafür singen sie mir Allerlei vor. Wenn Sie da einmal mitreiten könnten! — Nein, aber deßhalb möchte ich den Abschied: den ganzen Morgen, und oft auch Stunden Nachmittags, muß ich in meinem Bureau arbeiten — dann ist man mürbe Abends!

Ach! Der Pflichtpflug! Aber auch der hat ja so gute Seiten. [. . .]

Immer Ihr getreuer Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 6. Juni 1885.

Lieber Freund! [. . . . .] Darüber sinne ich immer noch nach: Weßhalb wollen Sie nicht einfach Ihre Gedichte (incl. Erloschene Sterne) „Gedichte“ nennen? Ich halte jeden besonderen Titel für überflüssig nicht allein, sondern für nicht recht. Wüthend ärgere ich mich z. B. über „Adjutantenritte“. Der als gewandtester Verleger bekannte W. Friedrich hat sich entschieden in dem Titel als Zugkraft versehen. Schreibt ein wirklicher Dichter „Gedichte“, so kommen sie immer durch. Meinetwegen können ja im Register Unterabtheilungen stehn mit den allergewagtesten Namen, wie: Sauerampfer, Hexenkesselgebräu, Mitternachtglocken, Rosen- und Veilchenextract, Auf dem Eise, Thauperlen, und ähnlicher Schwindel. — Ich bin seit gestern wieder sehr im Zweifel, ob ich überhaupt „Dichter“ bin. Das sind ja bekanntlich gräuliche Stunden. [. . . . .]

Ihr ergebenster D. Frhr. Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, d. 10. Juni 1885.

Lieber Freund! [. . .] Dank, großen! für „Schlechte Gesellschaft“. Ich habe das Buch nun durchgelesen, und bin — starr, ja starr! Ich will es ruhig noch einmal durchnehmen, bis ich mein Urtheil gebe. Das Werk wird natürlich ein colossales Aufsehen erregen. Zunächst wird es — und das freut mich für die Geldbeutel Herrn Wilhelm Friedrich's und Bleibtreu's — von der Staatsanwaltschaft verboten werden; also die bekannte Reclame. Die Staatsanwaltschaft wird es natürlich wieder ganz falsch auffassen und es verbieten vom Standpunkte der gefährdeten Sittlichkeit des Deutschen Volkes. Nichts hat Bleibtreu ferner gelegen. — Aber, aber: warum hat er uns nicht den ekelhaften Closetgeruch wenigstens erspart: „N°. 00 in den Hôtels“ p. p. „Bauchgrimmen“ p. p. und dies ewige Verkriechen in die Closets, wenn eine Beobachtung gemacht werden soll. Das

könnte ja eben so gut geschehn von irgend einem andern Cabinet aus. [. . . .]

Was wird die litterarische Welt sagen? Mit wie furchtbarer Wuth wird nun Alles über Bleibtreu herfallen: ganz Deutschland hat Gift gesammelt, um es bei der nächsten Gelegenheit — und eine bessere giebt es augenblicklich nicht — dem kühnen (ja, das ist er!) ins Gesicht zu spritzen. [. . .] Der Hauptangriffspunkt Alldeutschlands gegen Bleibtreu wird sein: Er wollte dans toutes les parties Zola nachmachen, und das ist ihm nimmer gelungen! Ich muß selbst sagen:

Von Zola las ich nur „Nana", und zwar zuerst (natürlich mit Hülfe des besten französischen Wörterbuchs) im Originaltext. Ja, ich war entzückt von den Schilderungen, mich störten die zahlreichen anrüchigen Worte wenig: es war eben im elegantesten Französisch geschrieben, und so voll von herrlichster Schilderung, daß ich alles Andere (Schmutz) vergaß. Dann las ich „Nana" in deutscher Übersetzung: Nach drei Seiten warf ich es vor Ekel in die Ecke. Scheuslich. Wir — wir Deutschen — haben einmal nicht die Gabe: französisch zu schreiben. Sie verstehn, was ich damit meine. Bei uns, wagt es einmal einer wie Bleibtreu, wird sofort Alles massiv, grob, unfläthig. Es stinkt. Und Bleibtreu hat nicht einmal die letzten Consequenzen gezogen, wie es Zola thut. [. . . . .]

Für Ihre große Güte, lieber Freund, eventuell selbst mein Drama „Die Rantzow und die Pogwisch" zu lesen, bin ich Ihnen sehr dankbar; aber es ist zu viel verlangt. Ich habe es gestern an Bloch in Berlin geschickt. Und bin jetzt sehr gespannt.

Immer Ihr ergebenster Detlev Frhr. Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 13. Juni 1885.

Lieber Freund! [. . . . .] Wegen des Buches „Schlechte Gesellschaft" werde ich also vorläufig kein Wort an unsern Bleibtreu schreiben. Ich komme mir in Betreff dieses Buches wie ein Feiger vor. Denn es wollen sogenannte moralische Blasen bei der Lectüre aufsteigen; aber dann — wenn auch

Bleibtreuchen in seiner Zola-Verehrung weit übertrieben hat — muß ich mit klingendem Spiel und Fahnen-Entrolle und Hurrahgeschrei m i t Bleibtreu marschieren. Das Buch ist so voll von Genieblitzen, so voll von eigenen Ansichten, von trefflichen Gedanken, ab und zu auch von Storm-Turgeniew-schönheitsgleichenden kurzen Naturschilderungen (Fahrt auf der Donau bei Pest), so voll von e ch t e m deutschen Muth, so voll von (bravo! bravo!) Philister-unter-die-Füße-Getrampel, daß ich 100 000 Hurrah für den Berserker schreie. Ich weiß nicht, ob Sie mir beipflichten: aber ich habe bei Karl Bleibtreu (der mich ganz enorm interessirt) immer den trüben Gedanken, daß sein s e h r k l u g e r Kopf überhand nehmen muß über sein Herz. Und dann ist der Karl verloren. Bis jetzt hält noch sein enormer Drang zur Wahrheit die Wage. [. . .] Etwas hätte er aber sein lassen können — ich will hier n i ch t pro domo sprechen —: das ewige Geschimpfe und Herabsetzen der Offiziere. Das möge er billig den Colportageromanfabrikanten überlassen. Gerade Bleibtreu hat durch seine militairischen Schriften sich so viele Freunde unter den Offizieren gemacht, daß er wohl anders hätte schreiben können. [. . . .] Das will ich ihm später einmal sagen, daß er meine guten harmlosen Lieutenants nicht ganz so viel mitnimmt.

Ich habe mich riesig gefreut, daß Sie über Rückert so denken wie ich. Ja! hätte er ein Drittel weniger gegeben! — Gestern Nachmittag las ich Ihr Gedicht „Verlassen" um 2 Uhr, und war so überrascht und enchantirt, daß ich Ihnen sofort einen telegraphischen Gruß sandte. Noch einmal: „Verlassen": Die beiden ersten Strophen sind wieder wundervoll in ihrem schneidigen, bissigen, höhnischen Schmerz. Nun aber darf nur noch e i n e Strophe folgen. Auf diese bin ich gespannt. Hüten Sie sich vor Allgemeinheiten, wie „feile Reize", „Prunkgemach" und Ähnlichem. — Zum Schluß noch: Bei mancher Herrlichkeit in Ihren „Sachen" (auch im Roman) tritt mit einem Male ein ganz unmotivirtes Wort auf, z. B. „Schauerlitanei", „der um Mitternacht krächzende Rabe", „der Uhuhuhuhu" u. s. w. Das durfte nur Einer ungestraft wagen — Bürger.

Immer Ihr getreuer Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, an einem
blödsinnig heißen Sonntag,
im Adamscostüm. 5. 7. 85.

Herzlieber! Tausend Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 2. und 3. d. M. und für die große, ja g r o ß e Ehre, daß ich ein Buch fürs Magazin recensiren soll. Ich that es, im ersten Sturm und mit Begeisterung. Allerdings: Arno Holz ist ja wüster, rothester Socialdemocrat, aber fort mit der Feigheit, und mir schließlich egal: Arno Holz ist ein aller-allererster Dichter. Schockschwerenoth noch einmal! Ich schrieb die Kritik, wie mir der Schnabel gewachsen ist: voll Fröhlichkeit und Begeisterung für A. Holz. N i e hört' ich von ihm. Aber lesen Sie den Wischwasch, und gefällt's Ihna nit, streichen Sie's theilweise oder ganz! Meine Kritiken weichen durchaus von der Schablone. Neid oder so etwas kenn' ich nicht. Und wo ich — ach! wie selten! — wirklich Herrliches finde, warum soll man's nicht ausposaunen. [. . .] Aber hören Sie, bester Herr Chefredacteur! das ist ja eine ganz colossale Revolution in der Dichterwelt zur Zeit. Eine neue E p o ch e. Ich fühl's in jeder Fiber. Und ich marschiere mit. Die politische Geschichte geht mich darin nichts an; ich bleibe Royalist bis zum letzten Athemzuge, und mit Wonne leg' ich für meinen Kaiser-König den Kopf auf den Block. Und mein letzter Ruf bleibt in Ewigkeit: Es lebe der Kaiser! [. . . . .]

In Schriftstellerangelegenheiten bin ich leider gänzlich unbekannt, und deßhalb thue ich eine vielleicht thörichte Frage: Erfordert es der Anstand, daß man erst dem, den man kritisirt, die Kritik zur Durchsicht sendet? [. . . . .]

Ach, lieber Freund, statt hier in dem verdammten Lausenest zu sitzen, wie gerne wäre ich einmal bei Ihnen — bei Euch! — Leipzig kenne ich nur von vor 20 Jahren her als Fähnrich. O du selige, o du fröhliche Fähnrichzeit! Käme d i e doch noch einmal.

Mit tausend herzlichen Grüßen

Ihr treu-ergebener Detlev Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 9. 7. 85.

Sehr lieber Freund! Vor allen Dingen — und das wollte ich schon seit Langem an die Spitze meines Briefes stellen — haben Sie, und in Vieler Namen, einmal herzlichen Dank von mir für die Führung des Magazins! Wir verdanken Ihnen Vieles. Natürlich sind Artikel darunter, die eben nur von besonderen Liebhabern gelesen werden. Das schadet nichts. Dafür ist eben das Magazin keine einseitige Fachzeitung. Es mag komisch klingen, aber wer interessirt sich außer mir für die Dänische Litteratur? Ich lese so ziemlich Alles noch schlankweg im Original. Und da interessirt mich's sehr, wenn ich die guten Dänischen Schriftsteller im Magazin wiederfinde. Heiberg und ich gehören noch zu denen, die gezwungen Dänisch lernen mußten als Kinder.

N°. II von H. Heibergs: „Wie schreibt man Bücher?" erreicht übriegens nicht annähernd den colossal frischen Eindruck von N^o. I. Der gute, liebe Hermann Heiberg sandte mir gestern: „Ein Buch", in dem ich Vieles finde, das er mir schon aus kleinen Zeitungsblättern sandte. Einzelnes hätte fehlen können (zu sehr: Th. Storm), aber die meisten Skizzen doch wieder meisterhaft. Nun nur Eins noch, was Zolling richtig und scharf erkannt hat: Die Feile, die Feile, die Feile. [. . .]

Nein, liebster Freund, ich hab einen Purzelbaum geschossen, als ich heute in Ihrem liebenswürdigen Briefe las, daß Sie en effet meine Kritik über Arno (schändlicher Name!) Holz annehmen wollen! Ist das Ihr Ernst? Aber dann muß ich noch corrigiren. Ich flehe, überlegen Sie sich, ob nicht das Magazin leidet, wenn meine so gänzlich zunftlose Recension drin steht. Denken Sie an die Langgesichter Zolling's, Pietsch's, Julian Schmidts u. s. w. Die werden mich ja steinigen. Und vielleicht mit Recht! Es sind ja nur frische, tiefstherzenskommende, ich möchte sagen: Naturfreudenlaute, daß wir einmal Dichter finden. [. . . .]

Was Sie über die jetzige Sturm- und Drang-Periode mir heute schreiben, hat mich ganz besonders interessirt. Wie fatal ist die Sache mit Bleibtreus „Schlechter Gesell-

schaft". [. . . .] Es wird mir ein innerstes Vergnügen machen, über den Berserker zu schreiben. Unglaublich interessant ist das Kerlchen. Rennt natürlich mit zahlreichen blutenden Wunden umher; etwas Unfertiges noch, aber doch schon ein G a n z e s. Und die grimmig erhobenen Pranken, die glühenden Augen des Bären: gegen 60 Rudel Wölfe: die verdammten, das ekelhafte Wort „sinnig" gepachtet habenden Recensenten! Und rechts und links, lieber Freund, lassen Sie uns uns aufstellen mit vorgestrecktem Speer, um den Bären zu unterstützen. [. . . .]

Halten Sie ein wenig von

Ihrem Detlev Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 14. VII. 85.

Liebster Freund! [. . . .] In Betreff meiner Recension, so soll sie in drei Tagen fertig sein nach Empfang Ihrer Gedichte. Dann send' ich erst sie Ihnen ein, und darauf an Zolling. Ich wollte für mein Leben gern, daß sie in die „Gegenwart" käme. Ist es angänglich, daß Zolling erst meine Holz'sche Kritik in die Hände bekommt?? Damit er sich etwas an meinen Stil gewöhnen kann, und nicht gleich vom Stengel fällt!!!??? [. . .]

Ich schlage Rad vor Freuden, daß Ihnen meine Kritik gefällt über Holz. Ja, das ekelhafte Wort „sinnig" ist darin nicht zu finden. [. . .] Übriegens, wie ja auch der Berserker schreibt: Arno leidet am Größenwahn, deßhalb kann die kleine Abkühlung nicht schaden. Sonst aber: Ich fühle rasend mit dem Arno. Neulich träumte ich (vorgestern Nacht): Der gute Arno stände mir auf einer Barricade gegenüber. Ich, meinen Musketieren voran, auf ihn zu: unterfange ihn, er liegt in meinen Armen, ich küsse seine bleiche Dichterstirn, das rothe Tuch, die schwarzen kurzen Locken um das blasse Antlitz ... dann kämpften wir ... und ich erwachte. [. . . .]

Was Sie mir über die Gebrüder Hart schreiben und deren „Berliner Monatshefte", ist mir insofern recht fatal, da ich so sehr auf etwas Honorar gehofft hatte. Auffallend war es mir, daß die guten, lieben Brüder mir seit jetzt fast

3 Monaten auch nicht die kleinste Nachricht sandten über Annahme meiner Novelle. Und nun erfahre ich, daß sie schon im Druck ist, durch Bleibtreu. [. . .]

Wie sehr thut mir Bleibtreu leid. Ich unterschreibe, was Sie sagen. Es liegt etwas Krankhaftes in ihm. Aber — zum Heile der Deutschen — ich hoffe, wir kriegen ihn durch. Übriegens halte ich das Karlchen für zu e d e l, als daß es Neid sein sollte auf das größere Genie Holz! Stimmen Sie mir nicht bei? — Wie gerne s p r ä ch e ich mit Ihnen einmal über Bleibtreu. Schriftlich ist Allerlei zu schwer auszudrücken . . . Ich kann jetzt Tagelang das Gefühl nicht loswerden, daß ich einmal an Bl.s Krankenbett gerufen werde. Wie gerne möchte ich diesen tapferen Achill pflegen. [. . .]

Ihr treuergebenster Detlev Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 24. VII. 85.

Sehr lieber Freund! Zurück aus meinem Bureau, steht auf meinem Schreibtisch das anliegende Bild von Mimili.

Der Scherz hängt folgendermaaßen zusammen:

Als preußischer Beamter hat man natürlich so und so viel „Ehrenposten" (hol's der Geier!) — unter anderm ich hier auch eine Volksbibliothek für K. und die Umgegend. Als ich diese vor einigen Tagen revidirte, um allerlei zu finden aus alten Jahren, entdeckte ich zu meinem maaßlosen Erstaunen Clauren's Mimili. Die ganze Schafsköpferei von einigen 15—30 Pastoren, die aus meiner Bibliothek für ihre „Lämmer" aussuchen, haben nichts gemerkt.

Sofort löste ich das anliegende Bild (als Scherz für Sie) aus und schrieb den Vers dazu:

Zum Erinnern an einen Siegestag,
Als Du kühn dem Feinde entgegen geritten
Und ausholtest zum wuchtigen Schlag,
Hab' ich das Bildchen Dir ausgeschnitten.

Ich nahm übriegens Veranlassung, das Ding noch einmal zu lesen. Eine solche fein angelegte Maschine zur Angelung des verehrten Publicums ist mir noch nicht vorgekommen.

Köstlich —: Ich lasse jetzt Mimili zur „gefälligen Kenntnißnahme" bei meinen Priestern circuliren.

Die Ausgabe ist von 1819, Berlin, G. Hilscher. Vornean steht wörtlich: „Allen Denen, welche eine Mimili suchen, ergebenst zugeeignet vom Verfasser mit dem Trostspruche: Suchet, so werdet ihr finden!"

Sic! Also: Suchet, so werdet ihr finden!

Immer Ihr Detlev Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 15. August 1885.

Sehr lieber Freund! [. . .] Ich habe Ihnen so Vieles zu erzählen. Nach Prerow schrieb ich nicht, um Ihnen so viel wie möglich See und Wellen und Wind zu lassen. Eine litterarische Notiz über „Die Rantzow und die Pogwisch" sende ich Ende dieses Monates. Zugleich möchte ich sehr, sehr, sehr gerne Herrn Hofbuchhändler wenigstens eine kleine Freude oder Genugthuung machen: Ich lasse 200 Exemplare von „Die R. u. d. P." drucken, 60 Expl. sende ich an Bloch, 40 Ex. behalte ich für mich, bleiben Rest: 100 Ex. Diese 100 Expl., wenn Herr Friedrich sie als aus seinem Verlag vertreiben will, stehn als Abschlag für meine Schulden, d. h. als erste Abzahlungsrate ihm zur Verfügung, oder bei meiner späteren Abrechnung. — Würden Sie die Güte haben, bei Gelegenheit dies Anerbieten, diplomatisch, zu machen. Es würde mich so sehr freuen. — Nur noch e i n Winter und ich bin durch; und dabei findet vor Allem auch Friedrich seine Rechnung. — Die obengenannten 200 Exempl. bezahle ich aus meiner Tasche. [. . . .]

Zugleich gestatte ich mir, einen Artikel über H. Kleist zu überreichen mit der Bitte, ihn zum Abdruck bringen zu lassen, wenn er von Ihnen als passend fürs Magazin erachtet werden sollte. Bitte, Liebster, seien Sie aufrichtig! Ich beuge mich Ihnen so willig wie gerne! Halten Sie ihn für „a Uhnsinn", so braucht es keiner Wiedersendung natürlich, und ich lache herzlichst mit Ihnen darüber.

[. . . . .] O, mein Herz ist so voll! Was Alles hätte ich Ihnen nicht zu erzählen! Gestern erhielt ich: „Moderne Dichter-Charaktere". Welch bodenloser Hochmuth darin. Eine Besprechung in diesem Briefe ist unmöglich. Ich gestatte mir deßhalb, Ihnen mein Exemplar zu senden, um — ganz entre nous — meine Blei-Anmerkungen zu lesen, ob ich nicht in den meisten Fällen Recht habe. [. . .] A. und L. sind Wischwasch. Es ragen hervor colossisch: Hermann Conradi!!! Dann prächtig Einzelnes: Julius Hart. Und Arno Holz: No. 1 A. Meine Kritik im Magazin freut mich. Ich hielt sie wie eine Fahne hoch, und sprang mit ihr aus einem ins andere Zimmer.

[. . . .] Bitte lesen Sie diesen grenzenlosen, namenlosen Hochmuth in den „Biographieen". Meistens 20jährige Bengel. — Aber andrerseits ist diese Sammlung voll berechtigt, aufzutreten. Es ist ein bedeutsamer, ja ein herrlicher Protest gegen das schändliche Dichterhandwerk der „Jetztzeit"! Und in so fern stürme ich mit ihnen, kämpfe mit ihnen, schreie ihnen Hurrah, Hepp, Hepp, Horrido zu. Immer drauf auf den Gartenlaubengräuelkram! [. . .]

Zuweilen werden mir über „Knut" günstige Kritiken von fremden Zeitungen geschickt. Ich komme doch durch — aber höllisch langsam! [. . . . .]

Immer Ihr Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, den 16. August 1885.

Liebster Freund! [. . . . .] Conradi lad' ich ein zu mir 14 Tage. Scheint ein prächtiger Kerl zu sein. Er muß à la fortune du pot mit mir leben hier. — Hätt ich doch ein Schlößchen mit 100 Zimmern und einem guten Keller für 10 000 Flaschen: Alle die neuen Stürmer und Drängerchen lüd' ich ein.

Anliegend mein Pürschanzugbild, mein Haidegangbild. Das sind doch die schönsten Stunden. [. . . .]

Immer Ihr getreuer Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, 21. 9. 85.

Sehr lieber, lieber Freund! Gestern Abend suchte ich vergebens nach der anliegenden Autokritik, um sie Ihnen im Packet mitzusenden; konnte sie aber nicht finden. Eben sandte ich das Packet auf die Post und finde gleich darauf die anliegende Selbstkritik. [. . .]

Diesen Winter: „Auf Trifels" (Heinrich der Sechste) und „Die Sturmfluth" (1750 auf einer nordfriesischen Insel), wenn es irgend meine N e r v e n möglich machen. „Die Sturmfluth" habe ich selbst erlebt. [. . . . .]

Meine „lyrische" Stimmung ist schon wieder vorbei. Mit Mühe und Noth „bekam" ich gestern noch ein Lied fertig. Jetzt ist Alles zum Teufel — um vielleicht niemals wieder zu erscheinen. [. . . .]

„Nirvana" dürfte Ihnen gefallen. Von Jugend auf bin ich zu Pferde gewesen. Und nichts geht über einen „Trab von 2—3 Meilen" (natürlich muß man einen guten Gaul haben). Auf einem solchen Trabe durch schönen Frühlingstag, auf guten Reitwegen, vergißt man Alles, Alles, Alles: „Nirvana". [. . . .] Heute Morgen kramte ich wieder bei meinen Pistolen (echte Kuchenreuter) herum. Es ist ja Alles Blech. Aber erst die Schulden bezahlen bis auf Heller und Pfennig, und dann — nun ja, dann thut's ja eben nicht mehr nöthig.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald (bitte: ich w a r t e , wenn Sie zu viel Geschäfte haben)

Ihrem Liliencron.

An Frl. Margarethe Stolterfoth.

Kellinghusen, Holstein, 28. September 1885.

Gnädiges Fräulein! Meinen freundlichsten Dank für Ihre letzten lieben Zeilen, die wie stets mich beruhigt haben. Anliegend beehre ich mich, Ihnen „Knut der Herr" und „Die Rantzow und die Pogwisch" ergebenst zu überreichen. Wegen des mangelnden Umschlages bei „Knut" und der

darin enthaltenen Anmerkungen bitte ich tausendmal um Entschuldigung. Dieses Exemplar hatte der Oberregisseur des Cölner Stadttheaters. „Knut" wurde vorigen Monat an die Bühnen versandt. „Die Rantzow und die Pogwisch" gestern; von Berlin aus durch die Bloch'sche Theateragentur. „Knut" ist in Leipzig (Stadttheater) und Altenburg (Hoftheater) angenommen, und mehrere vornehme Bühnen werden folgen. Haben Sie in Königsberg Fühlung mit dem dortigen Theater, so wäre es sehr liebenswürdig, wenn Sie, bei passender Gelegenheit, einmal anfragen ließen. Nächstens hoffe ich im Stande zu sein, Ihnen recht ausführlich schreiben zu können. Zur Zeit bin ich in furchtbarer Stimmung. Komme ich nun durch, was ich nicht glaube, dann kann ich Riesenentwürfe entfalten und ausführen. Drückt mich die Sorgenlast zu Boden, dann besehe ich mir wirklich die Mündung meiner Pistolen etwas näher. Ich habe viel geschrieben; bin seit 14 Tagen in einem Liederquell, der aber bald vertrocknen wird. Ein Dichter, ich wiederhole es, soll und muß Alles im Leben durchmachen; nur Eins ist sein Tod: die Brotsorgen.

In treuer Ergebenheit Ihr Detlev Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

K. 3. Dezember 85.

Liebster Freund! Ich freue mich mit Ihnen über Ihr herrlich gelungenes Lied [das „Ça ira der Muse"]. An die Spitze der ersten Nummer des Magazins 1886 gestellt, wird es in der That „Zündstoff" sein, u. hoffentlich wird dieser Zündstoff auch tüchtig explodiren. — Besten und freundlichsten Dank für die sehr gütige Bestellung von meinen beiden Stücken. [. . .] Bestimmt im Januar wird „Knut" in Leipzig aufgeführt. Gettke verspricht sich viel. Ich werde wahrscheinlich nicht kommen können, denn meine Geldangelegenheiten stehen in diesem Augenblick so schlecht, daß ich alles Denkbare zusammennehmen muß, um nicht unterzugehen. Wollen Sie mir die Frage nicht übel nehmen — Sie thun es nicht —, so würden Sie mich grenzenlos ver-

binden, mir zu schreiben, ob ich Honorar für meine allerdings mittelmäßigen Magazin-Sachen (Aufsätze p. p.) beanspruchen kann. Ich vertröstete einen Menschen damit seit Langem, der sich unsinnig geberdet. [. . . .]

Ich wiederhole: Der Dichter geht an der Brod- u. Schuldensorge zu Grunde.

Es ist mir grenzenlos fatal, diese Frage. Aber Sie ahnen u. wissen, wie sehr ich zur Zeit in der Patsche bin.

Greulich, greulich ist mir dies Schreiben. Bitte schreiben Sie mir mit einigen freundlichen Worten, daß Sie mir dies Schreiben nicht übel vermerkt haben. Im Taifun

Ihr treu-ergebenster D. L.

An denselben.

K. 7. 12. 85.

Liebster Freund! Haben Sie herzl. Dank für Ihre wahrhaft liebenswürdigen Zeilen. Einige Minuten etwas Verstimmung — dann brach mein alter unverwüstlicher Humor durch, u. ich explodirte in Lachsalven. Bitte thun Sie mir auch den sehr großen Gefallen u. sagen Sie dem Herrn Hofbuchhändler, daß ich mich freute, wenigstens etwas, wenn auch s e h r wenig, meine Schuld haben abtragen zu können. Für die „Gedichte" habe ich in der That nichts erwartet, u. nur unter der Bedingung, daß etwa weitere lyrische Sachen von mir n i c h t honorirt werden, sende ich etwas Neues! Ich habe einiges s e h r Gute. Sie werden sich freuen. [Anbei „Kleine Winterlandschaft", „Mühle in der Ferne" u. a.]

Und nun schreiben Sie g l e i c h wieder, u. grüßen Sie h e r z l i c h Herrn Hofbuchhändler. Ich halte von ihm und von Ihnen sehr viel, u. seien Sie Beide nicht „böse"

Ihrem alten treu-ergebenen Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, 14. 12. 85.

Haben Sie besten Dank, lieber Freund, für Ihr liebenswürdiges Schreiben vom 10. d. M. — Gestern las ich den langen Aufsatz von Bleibtreu im „Magazin". Wie immer

voller Muth u. Gefunkel u. sehr interessant. Weßhalb sind Herrig u. der selige Auerbach seine Freunde? Ich will immer innerlich mich ausschütten vor Lachen, wenn ich Bleibtreu über Auerbach lese. — Wie viele böse, böse, funkelnde u. lauernde Augen mögen seit Jahresfrist auf unsern Berserker gerichtet sein!!! Und wenn einmal ein begeisterter Freund Spielhagens, Lindau's, Heyse's pp. kommt mit einer Lessing-Zunge u. einem Lessing-Verstand, dann muß sich unser Bleibtreu tüchtig auf die Hinterbeine setzen. In fast Allem geb' ich Bleibtreu Recht. Er hat unendlich scharfen Verstand, u. in den meisten Fällen ein bis auf den Knopf richtiges Urtheil. Die Selbstverhimmelung in seinem gestrigen Aufsatz finde ich nicht so stark. — Ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie entsetzlich — NB! zu meiner innersten Freude!!! — die Katze Bleibtreu mit der Maus Gustav Freytag spielt? Zuerst wird dieser Liebling Hirsch's ge„eit" u. umschnurrt u. geschmeichelt; dann fängt's allmählich an, bis er diesen langweiligen Dichter entsetzlich zerkratzt: „Was, Du dummer, langweiliger Philisterkerl" u. s. w. Ich hoffe, Sie haben innerlich so gelacht wie ich darüber.

Ein sardonisches Lächeln überweht meine Züge aber jedesmal, wenn ich unsern prächtigen Freund lese über das hofräthliche kalte Gottschall'sche Vieh. Hat der gute Rudolf etwa unsern Heysehasser aus der Taufe gehoben? Oder ist Herr Gottschall eine so gefürchtete Persönlichkeit? Unser Bleibtreu hat doch sonst Muth für 10 000.

[. . . . .] „Kleine Winterlandschaft" finde ich nun ganz entzückend! Ha, ha ha: Sie lieben „Am Strande" mehr. Doch jut. [. . . . .]

Die fröhlichsten Festtage wünscht Ihnen

Ihr ergebenster L.

An Paul Schütze.

Kellinghusen, Holstein, 25. 12. 85.

Sehr geehrter Herr Doctor! Eine größere Freude habe ich lange nicht gehabt, als die mir von Ihnen bereitete durch Ihren Aufsatz in der Kieler Ztg.: Ein holsteinischer Drama-

tiker. [. . .] Es ist das erste Mal, daß ich aus einem Artikel über mich ersah, daß ein Mensch mich mit Liebe und Verständniß gelesen hat; daß er Freude beim Lesen empfunden hat. Dann auch danke ich Ihnen außerordentlich, daß Sie die von mir verwandte Alliteration bemerkt. Wer sonst hätte das gefunden. Den Stabreim (eigtl. besser: die Alliteration) discret angewandt, finde ich vortrefflich. Ich bemühe mich sogar, den Hiatus herauszubringen; n i ch t pedantisch, denn an einzelnen Stellen klingt er sogar wundervoll, selbst im Deutschen. Ich hatte wegen Gebrauch des Hiatus eine äußerst interessante Correspondenz mit unserm großen Deutschkenner Daniel Sanders. — Und dann ebenfalls meinen besonderen Dank, daß Sie von meinen Bildern und Tropen p. p. sprachen. Ich unterschreibe n i ch t das Wort, daß man den echten Dichter am Beiwort p. p. erkennt. Wohl aber verlange ich vom wirklichen Dichter eine bilderreiche Sprache; nur muß diese Sprache wie so nebenbeigelaufen erscheinen, sonst merkt man die Absicht u. s. w. Das ist es, was ich an Wildenbruch vermisse. [. . . . .]

Wulff Wohnsfleth war ein wirklicher Vorfahre von mir; er muß ein verrücktes Luder gewesen sein; ein Dichter, ohne es zu wissen. Und wenn ich bedenke, wie noch heutigen Tages ein Schriftsteller angesehen wird vom König bis zum Eckensteher herab, wie sehr muß dieser Unglückliche von seinen Standesgenossen damals gehänselt worden sein. D. h. ich las nur das eine Wort von ihm, daß er „schweren Muthes" gewesen u. deßhalb von seinen Standesgenossen gemieden sei. [. . . . .]

Vorläufig bin ich mit einem Riesenstoff beschäftigt: Kaiser Heinrich der Sechste. Der bekannte Blutmensch, gegen den Richard III. ein Wickelkind war. Welch ein Stoff! Welche Zeit! Welche Namen!!! Ich werde das Trauerspiel nennen: „Der Trifels und Palermo". —

Dann schrieb ich: „Pokahontas", ein Trauerspiel. Es ist noch Manuscript, u. muß zur Aufführung noch geändert werden. Aber in d a s Stück bin ich verliebt. Vielleicht wirft man mir hier vor, daß ich zu sehr in der Manier Heinrich v. Kleists gedichtet habe, also: zu viel E r z ä h l u n g. Die Erzählung ist ein Felsblock, ein hindernder, im

Drama. Gewiß; und ich will sie immer mehr vermeiden. Aber an der Erzählung im Drama erkennt man den Dichter. — Wenn es Ihnen Vergnügen machen sollte — aber bitte, bitte aufrichtig Hand aufs Herz — dann darf ich Ihnen später einmal das Stück zur gefälligen Einsicht senden. Sie werden Freude an dem guten prächtigen Indianermädel haben. Es stützt sich auf die einzige Sage, die Nord-Amerika hat. [Schluß fehlt.]

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, Holstein, 2. I. 86.

Viel, sehr viel Dank, lieber Freund, hat sich bei mir für Sie aufgehäuft: für Ihr liebes Bild, für das Buch Ihres Herrn Bruders Paul Schönfeld, das ich mit dem höchsten Genuß gelesen habe, für Ihre Reisebeschreibung nach den nordfriesischen Uthlanden, in der Sie so freundlich meiner gedacht haben. Dann aber muß ich mit meinem Danke Halt machen, um besonders Ihnen die Hand zu drücken; ich meine für Ihre Nordseesonette. Die sind ganz herrlich! Besonders von diesen gefielen mir: Auf dem Hünengrabe: „den Geierhelm auf seinen blonden Haaren" (prächtig!!!) — „Sprich Herz, begehrst du noch nach ewigem Ruhme". — Dann: Die Fluth, Die verlorne Quelle (wundervoll!), Letztes Glück, Stimmen der Tiefe. — Jedes Ihrer Sonette schließt mit einem Punkt aus unserm Leben. Und das ist es ja hauptsächlich, was Ihre Sonette so schön und warm macht. [. . . . .]

Ihr Bild zeigt mir einen interessanten Dichterkopf. Der Zug um den Mund ist halb neckisch, halb sehr schmerzlich. Einige Damen, denen ich Ihre Sonette vorlas und Ihre Photographie zeigte, fanden ihn zum Küssen klein und „reizend". Was wollen Sie mehr? [. . .]

Nun freue ich mich, daß Sie mit Klaus Groth in schriftlicher Verbindung stehen. Nicht allein, daß er ein prächtiger Mensch und Dichter ist, sondern auch deßwegen rathe ich zur Fortsetzung der Correspondenz: Klaus Groth ist persona gratissima bei wohl allen unsern ersten Schriftstellern und

hat großen Einfluß, namentlich auch auf „Gegenwart". Bitte senden Sie Ihre Gedichte an Dr. Paul Schütze, Privatdocenten in Kiel. Und schreiben Sie diesem, daß ich Sie dazu veranlaßt hätte, und daß Sie mit Kl. Groth in Verbindung ständen. Dr. Paul Schütze ist ein bedeutender Kritiker. Avis au lecteur: Paul Schütze betreffend: Leise idealistisch angehaucht, vergöttert Theodor Storm und Klaus Groth, haßt Bleibtreu, hat aber andrerseits ein außerordentlich feines Verständnis für die „jetzige Richtung" (realistischer Wind). Prosit Neujahr! und Vorwärts! [. . .]

Ihr treu-ergebener D. Frhr. Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

Kellinghusen, Holstein, 19. 1. 86.

[. . .] Nun sind mir auch noch die beiden besten Freuden Plaite gegangen: meine Jagd im vorigen Jahr u. meine Journalfreude in diesem Jahr. Der Buchhändler weigert sich, mir die Journale Nord u. Süd, Deutsche Rundschau, Magazin u. Gegenwart zu liefern, obgleich er bis jetzt jeden Pfennig bekommen hat. Aber die Sache hängt mit meinem Abgang zusammen. Ich bin nämlich auf mein Ansuchen am 1. Jan. d. J. aus dem Königl. Staatsdienst ausgeschieden: Bis an die Minister waren die Klagen meiner Gläubiger gegangen. Die unglückselige Regierung war, das muß ich sagen, immer sehr gütig gegen mich, trotzdem auch sie, wie die Gerichte, überschüttet wurde mit Klagen. Na, da nahm ich den Abschied; von dem Augenblick an erhalte ich auch nicht mehr für 5 Pf. Senf geliehen. Das ist ja aber natürlich. Heute wieder Offenbarungseid!!! Neulich hatte ich einmal einige Tage etwas zu essen. Flugs benutzte ich diese u. schrieb in ihnen: „Der Trifels u. Palermo" (Kaiser Heinrich VI.). In einem Athemzug — so lange die Beefsteaks reichten — schrieb ich es fertig; im October hatte ich begonnen, aber es dann 3 Monate liegen lassen müssen. Heute gelingt es mir auch, mit dem Abschreiben für Bloch zu beginnen; bis dahin — konnte ich kein Papier erlangen. Ich

sehe meinen furchtbaren Zustand für eine schwere, schwere Krankheit an, aus der ich aber genesen werde. — Von Leipzig (Knut) keine Nachricht. Jedenfalls werden sie das Stück vergessen haben. Mir auch schnuppe. [. . . . .] Ich komme d o c h noch durch; aber meine Leiden sind unerhört qualvoll!!!

Immer Ihr alter Freund L.

An Paul Schütze.

Kellinghusen, Holstein, 23. I. 1886.

Hochverehrter Herr Doctor! Haben Sie herzlichen Dank für Ihr liebes u. mich hoch interessirendes Schreiben vom Anfang dieses Monates. Haben Sie besten Dank auch für die gütige Mitsendung von „Anna Ovena Hoyers". Es hat mich Ihre prächtige, tiefgelehrte Studie aus zwei Gründen um so mehr interessirt. Erstens war es lange mein Wunsch, endlich etwas Näheres über unsere seltsame Landsmännin zu hören. Zweitens habe ich als Knabe in Eiderstedt — ich war Gast des Rathsmanns Thomsen-Oldenswert — in Hoyerswerth gestanden. Damals hatte ich Storm's „Der Staatshof" zum ersten Mal gelesen. Und nun dachte ich mir den nach Hoyerswerth . . . Theodor Storm: ich wüßte (außer vielleicht Turgeniew) keinen Dichter, der solchen Einfluß auf mich gehabt hätte.

Namentlich sind es seine 4—5 letzten Novellen, die ich unbeschreiblich hochschätze. Auch Th. Storm — darauf bin ich natürlich s e h r stolz — ist aufmerksam auf mich geworden. [. . . .] Ich wollte, und will es noch, über Storm schreiben. Aber ich habe verflucht wenig Anlage zum Kritiker. Meine Recensionen werden Panegyriken, wenn ich den Dichter für groß halte, wie Storm. [. . . . .]

Vom 26. Decbr. 85 bis 17. I. 86 schrieb ich: „Der Trifels und Palermo". Und bin jetzt im Abschreiben für Bloch in Berlin begriffen. Es hat 4 Akte u. ist wieder kurz geworden. Obgleich ich zweimal unsers herrlichen Schillers I. Akt von Maria Stuart las, um seinen langen Athemzug in mich aufzunehmen, ist es mir wieder gewesen, als wenn einer mit einer Hetzpeitsche hinter mir gestanden hätte. Und hier ist

der Ort u. der Augenblick gekommen, daß ich Ihnen einen großen Dank sagen muß. Ich hatte nämlich beim Schreiben immer Ihr Wort vor Augen, das Sie mir in Ihrem Briefe sagten: „Denn wir verlangen mit Recht für das Drama einen großen, den Mittelpunkt bildenden Conflict, einen Helden.“

Dies Ihr Wort habe ich mir eingeprägt und stets in den Tagen daran gedacht, und somit ist wahrlich der Kaiser Heinrich VI. in dem Trauerspiel der Mittelpunkt geworden; also der Krystallisationspunkt, um den sich „bald in näherer, bald in größerer Entfernung Alles gruppirt“. Also 1000 Danksagung!!! Bilder (Metaphern) sind mir viele gekommen. In der Regel war ich Abends, in diesen Heinrich-Tagen, geistig u. körperlich völlig ein Waschlappen. Aber es ging flott. [. . . . .]

Vielleicht jetzt bald: „Die Sturmfluth“. Merkwürdigerweise bin ich wieder hingedrängt zu diesem Trauerspiel, von dem übriegens schon Vieles „klipp und klar“ im Schädel sitzt, durch — „Denise“, vom jüngern Dumas, das so vielfach in den letzten Wochen gegeben ist. Wenn auch mein Vorwurf nicht sehr ähnlich ist — das Kind fehlte vor allen Dingen —, so fand ich doch e t w a s Ähnlichkeit. Ich möchte, daß Sie eine Freude hätten an „Sturmfluth“. Wenn irgend möglich, mache ich mich hier los vom Jambengedudel u. spreche vernünftiges Deutsch; aber ich weiß es noch nicht genau. Z u v e r f ü h r e r i s c h wären u. sind die B e s c h r e i b u n g s scenen: wie die Leute aus dem Bodenfenster die Fluth abrücken sehn (Anfang) u. zuletzt, wenn Alles in der Fluth untergeht. [. . . . .]

Anliegend erlaube ich mir zwei zusammengehörige Sonette Ihnen ergebenst zu überreichen, von denen das erste früher, Nr. II vor ganz kurzer Zeit, nach einem Schmerz- und Schmach-Tag, in 5 Minuten entstand. Ich bin sicher, es ist gut geworden. [„Zuflucht an die See“.] Ich hätte es gerne der „Gegenwart“ gesandt, denn es ist mein äußerster Ehrgeiz, in der „Gegenwart“ u. in „Nord und Süd“ zu stehn; aber der Secretair Zollings, Herr Br., ist mir gram. Er schrieb in drei Zeilen die denkbar a b s c h e u l i c h s t e K r i t i k über Adjutantenritte: „G r o g k- u n d N a c h-

t i s ch = G e d i ch t e". Das war mein Anfang!!! N a t ü r = l i ch hatte der gute Br. nur das (ich gebe es zu) überflüssige Einleitungsgedicht „Der Gouverneur" gelesen! — In herzlicher Ergebenheit

Ihr D. Frhr. Liliencron, Hauptmann a. D.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 24. II. 86.

Hochverehrter Herr Doctor! Ihr Brief vom 10. d. M. war wundervoll. Er hat mir eine Fülle von Anregung gegeben. Tausend Dank. [. . . . .]

Die Schlacht bei Hemmingstedt behalte ich immer im Kopf. Und ich lege mir nun ein Heftchen an, in dem ich mir plötzlich kommende Gedanken, Scenen, Bilder pp. in Bezug auf dies Drama notiere. Schreiben werde ich es erst, wenn mir, wie ich schon sagte, der richtige Impuls kommt, wenn ich es nicht mehr aushalten kann und — wenn jene prächtigen Dithmarscher und ihre g l ü h e n d e L i e b e für Ihre „Wurth", für Ihren Heerd, also die persönliche Freiheit, die königliche Freiheit jedes Einzelnen, sich in mir kund gegeben. Ich bin Royalist u. ich fühle bis jetzt noch — ich weiß, daß Sie mich nicht mißverstehen —, daß mir die Scene z. B., in der Johann Ahlefeldt auf Leben u. Tod um die Erhaltung des Danebrog kämpft, in so fern interessanter und lebhafter vor Augen schwingt — ich dachte eben bei „schwingt" an das flatternde Banner —, als ich mehr den tapferen Ritter vor mir sehe als den tapferen Bauer. D a s muß erst ganz fort! Das Rachegefühl, das Kampfgefühl für Weib und Kind der so hart und ungerecht angegriffenen Dithmarscher muß erst g a n z in mir Wurzel geschlagen haben. Und ich bin sicher, daß es kommen wird; d a n n kann es werden! Durch Ihren interessanten Weihnachtsbrief, durch Ihre Worte über Hebbel, haben Sie mir nicht mehr zu löschende Flammen gegeben.

Seit einigen Tagen nun hat sich ein „Thema" (wenn ich so sagen darf) wieder bei mir gemeldet, das ich ebenfalls geglaubt hätte, es sei lange u. für immer begraben: „Die

Geschichte der Merowinger" und aus dieser: „Brunhilde u. Fredegunde". Ich werde es wohl „Die Königinnen" nennen. Da können auch mal ganze Völkerschaften, ganze Stämme auf einander platzen. Also: G r o ß e G e s i c h t s p u n k t e. Und dann die beiden Weiber gegenüber! Mit colossaler, ich möchte sagen, Wuth ist es über mich gekommen. Von jeher ist mir die Völkerwanderung und die Geschichte der fränkischen Könige („die Merowinger"), 5. 6. 7. Jahrhundert, innerlich interessant gewesen. — Ich war auf dem Kieler Gymnasium. (Unser naturwissenschaftliches Cabinet bestand aus — einem einzigen F u ch s gerippe). Mein Geschichtslehrer war der noch lebende, sehr gelehrte u. strenge Herr Conrector am Kieler Gymnasium, Herr Jansen. Aber so grenzenlosen Respekt ich vor ihm hatte u. noch habe, sein „d a m a l i g e r" Geschichtsunterricht war sehr trocken. Ich glaube, 4 Jahre hatten wir nur: Luther, Luther, Luther. Damals las ich aber heimlich viel Geschichte: den alten Kohlrausch z. B., Becker pp., und ich erinnere, welchen ungeheueren Eindruck die Blutgeschichte der Merowinger auf mich machte; seit der Zeit hat sich schon meine Liebhaberei für diese Jahrhunderte gezeigt.

An die Kieler Universitäts-Bibliothek schrieb ich heute die ergebenste Bitte, geneigtest mir folgende Bücher zu leihen: A r n d t, Kleine Denkmäler aus der Merowingerzeit (Hannover 1874). L ö b e l l, „Gregor von Tours" (Leipzig 1869). Dann die Bitte der Universitätsverwaltung vorgelegt: mir über die Merowingerzeit, auch über die Völkerwanderung, d a s schicken zu wollen, was auf der Bibliothek sei. [. . .] Sollten Sie selbst, hochverehrter Herr Doctor, zufällig mit einem der Herren Bibliothekare in diesen Tagen zusammenkommen, so nehmen Sie sich freundlichst in s o fern meiner an, daß Sie den betreffenden Herrn bitten, für mich einige Merowinger-„Sachen" einpacken zu lassen. [. . .]

Ihr ergebenster Detlev Frhrr. Liliencron.

Im April fange ich Rankes „Weltgeschichte" an [. . .] Jedenfalls ist „Der Trifels u. Palermo" ein tüchtiger Vorwärtsschritt, so daß ich „Knut" u. „Die Rantzow u. d. P." als Studien betrachten darf.

Ihr Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

Kellinghusen, 20. II. 86.

[. . . .] Was sagen Sie zur letzten Nr. der „Gesellschaft". Das Bild unsers Stürmers Bleibtreu ist ja geradezu scheußlich gerathen. Eine Carrikatur. Der prächtige Conrad thut natürlich seiner Zeitschrift den allerschlechtesten Gefallen mit solchen Orgeldreherbildern. Sie können sich vorstellen, l. Freund, wie solche abscheulichen Entstellungen Waßer auf der Mühle sind für unsere zahlreichen Feinde. [. . .]

Und wie kann Conrad einen solchen Blödsinn, ja widerwärtigen Kram, wie: Berliner Lebensbilder: Nur aus Mitleid — von G. B. — annehmen. Spott über Spott natürlich von allen Seiten. Von einem meiner intimsten Freunde, einem mit vornehmstem Geschmack (Storm, Meyer, Platen, Keller, Turgeniew) mußte ich neulich die boshafte Bemerkung lesen: ob ich auch schon zur „Biermamsellclique" mit Sack u. Pack übergegangen sei. Das Wort ist verständlich genug; — u. liest man nun die eben erwähnte Novelle, so wird kaum anders anzunehmen sein, daß die anderen Litteraturgruppen mit geradezu teuflischem Lachen über uns herfallen werden.

Unter uns: Hat unser Bleibtreu einmal Krach gehabt mit P. Lindau, Zolling, Blumenthal? — Wozu denn die ewige Schimpferei? Ich glaube, Sie u. ich, l. Freund, sind in dieser Sache d'accord. Ich schreibe es heute so auch an Bleibtreu. — Zolling hat sehr Recht mit seinem Anfang d. Kritik über Dahns neusten Roman. Und das auch ist die berechtigte Reaction: der so fabelhaft craß auftretende Realismus: wir wollen uns nicht mehr von den ewigen, langweiligen Comteßen u. Bankierstöchtern unterhalten laßen. Die Wuth ist groß; u. nun greift man zum Gegentheil: zur Biermamsell! Aber durch denn! Alle Übergänge schwemmen eine Menge Schund mit. [. . . .]

Lieber Freund! Wir leben — wie es in politischer Hinsicht Bismarck, der Kaiser p. p. thun — so auch in litterarischer Hinsicht in höchst merkwürdigen Zeiten, um die uns die spätere Welt sehr beneiden wird.

Ihr Lil.

An denselben.

Kellinghusen, 23. II. 86.

Tausend Dank, Liebster, für Ihren unendlich interessanten Brief. [. . .] Wie beneide ich Sie um das Gespräch mit Gustav Freytag. Daß er nicht „mit" uns geht, u. gehen will u. kann, ist ja so erklärlich. Die Bemerkung über Gottfried Keller ist geradezu verblüffend. Es könnte Freytag wahrlich nur von Nutzen sein, wenn er in seine öfteren Langweiligkeiten etwas von Gottfr. Kellers „roher Sinnlichkeit" hineingethan hätte. Aber immerhin ist Freytag einer unserer „großen" Jetztdichter, u. mit ihm gesprochen zu haben, halte ich schon für eine g r o ß e E h r e. Sie sind also beneidenswerth. Ich bin Ihnen von Herzen verbunden, daß Sie mich würdigten, die Unterredung mit Freytag mir mitzutheilen.

In Bezug auf das „Magazin" teile ich ganz I h r e Meinung. [. . . .] Nur eins fühle ich: Ums Himmels willen nicht noch gelehrter! Und noch eins: Die Übersetzungen der Lieder aus fremden Zungen könnten bedeutend besser sein. Oft unglaublich stümperhaft. Aber dann: Das „Magazin" zeichnet sich durch einen höchst distinguirten Ton aus. Es ist ja eine wahrhafte Freude, das vornehme Blatt in die Hände zu bekommen! Sicher! So ist es! Und — ohne Ihnen eine Schmeichelei, selbst keine sogenannte „feine" Schmeichelei sagen zu wollen — S i e redigiren das Blatt vortrefflich. Den d i r i g i r e n d e n Chefredacteur eines vornehmen Blattes muß man — (pardon für den Ausdruck! übriegens bin ich kein Jägerianer) — riechen können aus seinem Blatte.

Daß Sie sich der Mühe unterzogen haben, den „Trifels u. Palermo" zu lesen, ist über alles Lob erhaben. Denn es ist einfach fürchterlich: fremde Dramen zu lesen, u. noch dazu im Manuscript. Ich glaube und hoffe — ach! ach! w i e sehr — daß es auf der Bühne einschlägt. Donnerstag geht „Sturmfluth" an Bloch ab. Nun hab ich gewaltige Stoffe vor: Aus der Merowinger-Zeit „B r u n h i l d" oder (ein zweites Thema) „Die Königinnen". Auch Wilhelm der Eroberer u. — sowie die F r e i h e i t s s t i m m u n g da ist: „Die Schlacht bei Hemmingstedt". Brunhild: Die be-

kannte Merowingerin-Scheusalin, deren Söhne, Brüder, Geliebte p. p. so ungemein zart fühlten, diese Dame an den Schweif eines Pferdes zu binden u. dann gefälligst von 4 Gäulen auseinanderzerren zu lassen. Ich werde aber (weil der Name zu oft schon) es anders nennen. [. . .]

Hören Sie, liebster Freund! wenn ich je enttäuscht worden bin, so ist es von Kretzer. Mon Dieu, wie hat unser Ajax Bleibtreu den bis an den Sirius gehoben. Und nun finde ich einen höchst harmlosen Erzähler, der — gewiß meisterhaft in der Schilderung — mir bald recht langweilig wurde durch den ewigen „3. Stand", den er uns vorführt. Immer von Gevatter Handschuhmacher zu lesen, ist mir zu viel. Und — keine Spur von Bleibtreuscher Kühnheit. Alles äußerst zahm; u. ich kann mir nun sehr wohl denken, wie entsetzt der gute Kretzer über Bleibtreus formidables Lob gewesen ist. „Im Riesenneſt" ist nur Reclametitel. Es könnte eben so gut in Posemuckel passirt sein. Bleibtreu schrieb ich genau so über sein „Orgeldreherbild" wie Ihnen. Er wird mir nicht sehr hold sein darüber. [. . . .]

Schreiben Sie bald Ihrem treuergebenen

D. Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, 2. 3. 86.

Besten Dank, l. Freund, für Ihren Brief. Der Inhalt war mir sehr interessant. Über „Die Wahnsinnige" gestatte ich mir im nächsten Schreiben zu sprechen. Die 5, namentlich 4 letzten Strophen sind herrlich, sind großartig schön. Die sich nach u. nach ansammelnden „Opfer" gefallen mir vorläufig noch garnicht. Ich denke — mille pardons, mon colonel — dabei an die Seehunde, die etwa sich am Strande sammeln u. nun mit ihren gutmüthigen Augen (nie sah ich treuherzigere — ich habe sie zuweilen geschossen —) die Wahnsinnige anblicken. Never mind it. Doch andererseits: Es ist eine ganz köstliche, wundervoll balladeske Dichtergabe.

Nun las ich Kretzers „Die Verkommenen". Ja, allerdings, ein ausgezeichneter Roman. Diesen hätte Jesus

Christus schreiben können. Denn nie sah ich das Herz des Dichters (das liebe gute Herz Kretzers) so durch eine Dichtung leuchten, wie in dem gen. Roman. Die Schilderung ist unendlich richtig. Trotzdem u. alledem: Eine Novelle von Heyse, Storm, Meyer gefällt mir besser, lese ich lieber!!! Hören Sie, viellieber Freund: Nun ist es mir ja aber sehr begreiflich, wie entsetzt der gute Kretzer durch Bleibtreus Kritik gewesen sein muß. Unser Stürmer spricht von ihm als von einem Socialdemokraten. Kretzer könnte Stöckerpartei sein, aber alles weniger sonst als Bebel-Hasenclever. Auch „die Verkommenen" sind äußerst vorsichtig (vous comprenez) geschrieben! äußerst vorsichtig! Die Kreuzzeitung würde mit Freuden den Roman in ihren Spalten gesehen haben. Sehen Sie Kretzer, so drücken Sie ihm von mir bitte herzhaft die Hand. Der hat Zukunft, wenn — er eben nicht so zahm bliebe, wie er ist. [. . . . .]

„Sturmfluth", denke ich, ist Schund, Schund, Schund! Schon allein die ewige Zögerung. Ich hatte kein Papier zum Abschreiben, keine Tinte (sic!), keine Feder (sic!), kein Porto. Wenn ich auch nicht abergläubisch bin, aber . . . Dagegen bin ich mitten in den Merowingerstudien. Es wird „Die Merowinger" heißen, nicht „Merowinger". Auch heißt es: „Der Trifels u. Palermo" u. nicht: „Trifels u. P." Ich ärgerte mich etwas in Betreff der Annonce in Ihrer letzten Magazin-Nr. (übriegens sehr interessant). In dieser Nr. stand auch Pogwi„t"sch statt „Pogwisch". Es mag am Ende kleinlich klingen; aber am Namen, an der richtigen Überschrift hängt doch Vieles. Na, „Die Merowinger" soll gut werden. Jetzt hab ich gelernt. Donnerwetter, die alte 80jährige Brunhilde darin! Ein Satansweib, aber hoch interessant. Ich halte die Merowinger-Periode für die schrecklichste der Weltgeschichte. Die Atriden sind „nischt" dagegen. Bald mehr von Ihrem treu-ergebenen

Liliencron.

An denselben.

K. H. 27. III. 86.

[. . . . .] Ich bin noch immer in tiefen Studien zu den „Merowingern". Wirklich sozusagen: durchtränkt. Ganz

unglaublich interessirt mich die Geschichte der Merowinger. Hören Sie, lieber Freund, ich werde darin einen Hofpoeten bringen, daß Sie und die paar wirklichen Kenner und Dichter sich jauchzend in die Hände schlagen sollen!!!

Es ist dies Venantius Fortunatus, der Freund Gregors von Tours. Sein Latein ist aber so scheußlich, daß ich ihn nicht recht übersetzen kann. Meine Tragödie spielt 613. Fortunatus starb aber schon 602. Daran kann ich mich aber nicht kehren. Fortunatus war Polonius der Erste. Ich werde ihn nun ganz als — Hofpoet des vorigen Jahrhunderts schildern. Geschichtskritiker werden über mich herfallen, indem sie sagen werden, daß Fortunatus auch unendlich viel Wahres: Hymnen p. p. schrieb (er war zuletzt Bischof von Poitiers). Mir gleichgültig.

Hören Sie zufällig, ob es, wo es sei, eine deutsche Übersetzung des Venantius Fortunatus († 602) giebt, so bitte ich händeringend um solche baldigst. Vielleicht auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek. — Säße ich jetzt, unbelästigt von meiner täglichen Saubande von Gläubigern, in einem verschlossenen Thurm, in dem mir das Futter zugeschoben würde, säße ich dort nur 14 Tage: jetzt: „Die Merowinger" würden fertig. Denn just jetzt bin ich mit den Quellen fertig, u. nun kann „der Vers" losgehn. So aber krieg' ich nichts, Liebster. Es ist zu, zu schändlich. [. . . . .] Nein, nein, wenn man im Stachelgebüsch der Schulden u. Armuth sitzt als „Dichter", so ist das vom Übel. Was ist unser sogenanntes Leben: Drei Tage Sturm und Regenwetter — that's all . . . [. . . . .]

Amyntor in seinem so liebenswürdigen, warmblütigen Brief schreibt mir: daß ich ganze Haufen Goldes in meiner Feder hätte, aber diese (die Feder) müßte nur erst einmal im richtigen Zug sein p. p. Das ist es ja gerade, lieber Freund: Meine Kritiken sind zu subjectiv. Weil ich warmer Begeisterung sehr fähig bin, so mag das die Welt nicht. Sie will das ewig Mittelmäßige. Und gleich funkeln die Millionen deutscher „Dichter" (das Pack!!!) wenn man mal einen Herzenston anstimmt.

D. L.

An denselben.

Ostern 1886.

[. . . .] Ja, was sagen Sie zu Peter Hille? Da ist Geist im Briefe. Geist für hundert schwachköpfige Poeten drin. Schade, schade! Ich glaube, Hille ist zu unpraktisch. Aber das ist sicher, er ist der beste Kenner der ausländischen Litteratur zur Zeit! Das weiß ich auch von Andern. Ich glaube sicher, daß er (die Schrullen muß er ablegen wie in „Völkermuse") eine Zierde des „Magazins" sein würde. Namentlich ist er Kenner der arabischen, holländischen u. engl. Litteratur. Er war persönlich Jahrelang in Holland u. England. Und dann auch: Er muß ein Herz wie liebe Frühlingssonne haben. Seine Briefe an mich sind oft wie von einem Kinde geschrieben (in gutem Sinn!).

Lassen Sie sich über Gottschall, den „Krebs", keine graue Haare wachsen. Er ist ein schrecklicher, schrecklicher Mensch: Grün, schleimig, mathematisch-lyrisch, kaltherzig (das Aas!) pardon! [. . . .]

Da fällt mir ein: Conradi schrieb mir, daß er am 1. Mai ev. nach Leipzig ziehen werde. Lieber Freund, nehmen Sie sich seiner an. Vor Allem: Er ist ein Unglücklicher. Und dann auch: Er ragt himmelhoch über die andern „Jüngsten" (Holz ausgenommen). Seine litterarischen Jetzterzeugnisse sind ja nur gewagte Sprünge; sind ja nur ein Verzweiflungshintenausschlagen. Ich bedaure ihn, u. sicher bin ich: er ist ein prächtiger Kerl. Führen Sie ihn — ohne daß er es merkt — auf die richtige Bahn, u. er könnte, soll ich sagen, ein deutscher Turgeniew werden. Jetzt noch schäumt er über, ab u. zu ja geradezu ekelhaft; aber seien wir nicht engherzig, seien wir keine Philister, keine Moralprediger — er wird schon wieder in die richtige Bahn lenken. Und dann ist er unser!!!

Eben hatte ich einen sehr lieben Brief von Herrn Hofbuchhändler, in dem er mir mitzutheilen die Güte hat, daß Donnerstag in Leipzig „Knut der Herr" gegeben wird. Also doch! Na, denn man to! [. . .] Ich wage nun die folgende Bitte: Anliegend meine Visitenkarte; sollte (etwa im 2. Akt) „Ulvilda" gut spielen, dann bitte senden

Sie ihr durch einen Logendiener meine Karte mit einem Bouquet von 10 M. Nun die B i t t e: Sollten Sie mir, Liebster, diese 10 M. creditiren, nicht in meliorem fortunam, wie A. das nennt, sondern auf k u r z e Zeit — ich habe in diesem Augenblick nämlich, auf Ehrenwort, nichts! ich habe in den beiden Ostertagen g e h u n g e r t (sic, sic, sic) d. h. nicht einmal hatte ich eine trockene Semmel, da mein l e t z t e r gutmüthiger Borger, der Bäcker, vorgestern verweigerte! (das ist w a h r!) — so wäre es s e h r liebenswürdig von Ihnen. Sie müßte das Bouquet im 2. Akt haben (n a ch dem 2. Akt!); dann spielt sie feuriger im 3., 4. u. 5. Akt. Ich sende 2 Visitenkarten mit, wenn die eine verloren p. p. gehen sollte. Was wird nun R. Gottschall sagen? W i e wird er kritisiren? — Und dann schreiben Sie mir bitte recht ausführlich über die Aufführung. [. . .]

An den „Merowingern" schrieb ich seit dem „Schillertage" nicht mehr. Es war zu gräßlich. Gestern kam ein Weib, dem ich für Butter p. p. 12 M. 79 Pf. seit einem halben Jahre schulde. Sie wollte durchaus nicht fort, schrie: „Ick mutt mit'n Spaden (Spaten) in de Ehr (Erde) kleden (herumarbeiten), un de Herr Baron dhot (thut) nix!" Da war meine Geduld zu Ende. Ich warf sie zum Tempel hinaus! Aber ich habe zitternd vor Aufregung dann lange am Fenster in die Landschaft geschaut. Und im selben Augenblick wird „Knut" gespielt! O Deutscher Dichter! W o wäre das in einem anderen Lande möglich! — — Lesen Sie „Traum" von Uhland. Uhland lieb' ich s e h r.

Immer Ihr unverzagter Liliencron.

An denselben.

K. 5. 4. 86.

Lieber Freund! [. . . .] Ich sende ein Lied von Martin Greif mit. Bleibtreu in seiner Brochüre hat ihn mit e i n e m Wort vortrefflich geschildert. M. Greif hat, m. E., einzelne entzückende Lieder im Volkston geschrieben. Aber ich möchte ihn nicht immer lesen. Seine unreinen Reime sind geradezu grauenhaft. [. . . .] Gestern schrieb ich sehr viel an den „Merowingern". Beinahe I. Akt fertig. Also n i ch t

aphoristisch mehr, sondern lang ausgezogen. Donner u. Doria, hebt sich die alte 80j. Brunhilde — ein famoses, männliches, scharfwitziges, kühldenkendes, muthiges, durch u. durch real fußendes altes Weib! [. . . .]

In Betreff der „Schillerstiftung": Eine nette Schillerstiftung. Was nützt es? Z. B. mein Vorschlag (Heibergs Vorschlag) geht jetzt erst zur Kenntniß von 12 Perrückenhäuptern herum, bei all den alten bekannten, wettererprobten Wallen-kosen-blühen-duften-Onkels! Na, Diese und meine Gedichte! Sie können sich denken, Theuerster, welch ein verwundertes Gesicht.

Heyse selbst schreibt an Heiberg, daß er noch absolut nicht mit mir fertig werden kann: daß er absolut noch nicht ins Reine mit mir komme. Jedenfalls — hört! hört! ich falle auf den Rücken vor Lachen — — jedenfalls arbeitete ich nie an meinen Gedichten, sondern schriebe diese alle sehr nonchalant! — hört, hört, hört! . . . Aber sehr interessant war mir Heyse's Kritik.

Ihr Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, 20. IV. 86.

[. . . . .] 300 M. Sch.-St. sind angekommen! Ja! Aber welche gräßliche Tage sind mir dadurch geworden. Die 300 M. wurden mir, statt eingeschrieben, per Postkarte gesandt: 300 M. aus der „Schillerstiftung". Längst ehe der Postbote bei mir war, wußte es die ganze Stadt — o Kleinstadt! — Und nun ging das Rennen, Fluchen, Drängen (der Leute unter sich vor meiner Hausthür), Schreien, Schimpfen, Quälen los — — — bis ich den Gendarmen holen ließ, der den Volksauflauf vor meiner Thür zerstreute. In den ersten 3 Minuten war mir das Geld aus den Händen gerissen. Solche Scenen sind schrecklich. Seit 4 Tagen that ich keinen Strich mehr. Ich wußte, ich wußte, daß mich solche Greuelscene erwartete!!!

Keinen Funken Freude haben mir die 300 M. gemacht, nur — Scheußlichkeiten. [. . .]

Mit Hand u. Herz Ihr Detlev Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, Holstein, 7. Mai 1886.

Hochverehrter Herr Doctor! Endlich! Schon fast ein halbes Jahr erfreue ich mich Ihrer Gedichte, lebe in Gedanken mit Ihnen, lese Recensionen überall über Ihr Werk und komme erst heute dazu, Ihnen für Ihre gütige Sendung innigsten Dank zu sagen. Es wird Ihnen wie mir gehen: So schnell wie möglich — wenn angänglich schon am nächsten Tage — die Fluth der eintreffenden Briefe zu beantworten: dann sind sie erledigt. Das aber konnte ich nicht in Bezug auf Ihre Gedichte. — Sofort beim ersten Poem: Halt da! Ruhe! Sorgsam, langsam lesen; kurz: es winkte mir ein Genuß. Und Gedichtlesen betreffend bin ich Homöopath: Stück für Stück, nicht in einem Zuge. Und das habe ich gethan: Klein bei klein, Tag um Tag, ein neues. Und s o , find' ich, muß man lesen, will man Gedichte genießen. Sie müssen ausklingen, Gedanken auf den Weg geben u. s. w. Unter dem bodenlosen Blödsinn, dem wir heut zu Tage begegnen: Beim Zeus! Welcher Wischwasch. Und deßhalb ist die Freude um so größer, wenn uns endlich etwas zu Händen kommt, daß wir jubeln und mitfühlen. [. . . .]

„Heimathlos" interessirt mich sehr: Ich war fast 2 Jahre der Verwaltungs- (und Polizei-) beamte dieser Inselchen, Hardesvogt (Landvogt), und kenne sie daher genau. Manche Nacht hab' ich bei den einsamen Menschen zugebracht. Das: „Daß selten nur in flüchtiger Ruh' Die Möve dort vom Fluge rastet" hab' ich eigentlich nicht gefunden, da mich diese Biester Tag und Nacht umschrieen. Ich wollte, Sie wären mit mir auf Jagd dort gewesen: die Arosette und der Austernfischer sind dort zu finden, aber ganz verflucht schwer heranzukommen. Ich will diesen Sommer meine Halligen wieder besuchen. Man sieht den Charakter dieser Inselbewohner erst, wenn man sie näher kennen lernt. Es sind meistens brave, sehr ruhige, wirklich fromme Leute. Aber sie coquettiren wie ein Frauenzimmer mit jedem Fremden: weil es ihnen in Fleisch und Blut sitzt, daß jeder andere Deutsche sie bemitleiden muß. Haben Sie den Pastoren von Oland kennen gelernt? (Föhr gegenüber). Allerlei ist mir auf den

Halligen passirt. Auch zwei Sturmfluthen hab ich mitgemacht. Das Wasser drang bis auf die oberste Treppenstufe. Wackere Strandräuber sind sie durchweg, und haben heute noch ihre Häuser dafür in Hamburg. Ja, ja, die guten Halligleute. Das stimmt: sie kommen immer wieder auf die Halligen zurück (Heimweh). Der Pastor ist dort Alles. Wunderbare Exemplare dieser Menschenklasse hab ich dort kennen gelernt. Einzelne durchaus verkommen, Andere wieder noch etwas civilisirter Natur.

Zuweilen finde ich noch in Ihren Gedichten (never mind it) das schreckliche Dilettanten- und alte Tanten-„e", wie z. B. Seite 135 „schleichet" statt „schleicht". Ich freue mich über Ihren reinen Reim. Sehr selten unreine, wie z. B. „Wüste" und „Küste" (also liest man: „Kühhhste") und S. 65: „Gruß" und „Fluß" (also Fluhhhß). Verzeihn Sie diese Kleinkrämerei. Aber darin bin ich Platenide. [. . . .]

Ach ja, unsere Lyrik!!! Aber der Sturm ist schon hereingebrochen in den verfaulten Stinkwald: Heraus mit dem Gesindel. Hoch wieder mit Wahrheit, mit Wiedergabe selbsterlebten Lebens, fort mit dem Geleier und Gewinsel. Kein Getute mehr auf derselben alten Flöte: Andere Flöten, andere Flöten.

Haben Sie einmal Zeit und Lust, vergessen Sie nicht ganz

Ihren ergebensten Detlev Frhr. Liliencron
Hauptmann a. D.

An Paul Schütze.

Kellinghusen, Holstein, 12. Mai 1886.

Hochverehrter Herr Doctor! Zuerst der Ausdruck meiner herzlichen Freude, daß Sie Ihre Habilitation hinter sich haben! Und mein bester, freudigster Glückwunsch dem Herrn „Privatdocenten". In dem Worte Privatdocent liegt für mich ein Begriff der Freiheit. Es hat das Wort etwas Berauschendes für mich. [. . .] Das, was Sie mir über „Knut" sagen, ist mir auch von andrer Seite vorgeworfen. Steegemann (der Director des Stadttheaters in Leipzig) u. Rudolf der Schreckliche (Gottschall) sagen dasselbe: Zu kurz, zu

aphoristisch, aber Kraftgenialität. Und von a l l e n Seiten wird mir geschrieben: Daß ich nach Berlin ziehn m ü s s e, nach irgend einer großen Stadt, um in enge Verbindung mit den Theatern zu treten: Ohne diese Verbindung wäre ein bühnenwirksames Drama zu schreiben ganz unmöglich. Bloch, mein Theateragent — in dessen Namen der höchst geistvolle u. scharfsehende Lector Fedor v. Perbandt — macht es mir gewissermaaßen zur Bedingung. Auch Dieser sagt das, was Sie mir in so liebenswürdiger offener Weise heute schreiben über „Der Trifels u. Palermo": Noch immer nicht breit genug, zu aphoristisch. „Sturmfluth" sende ich Ihnen nicht eher, als bis es mehr „Expansion" hat: auch hier derselbe Fehler: zu kurz. [. . . .]

Ich möchte also mit „Der Trifels und Palermo" gewissermaaßen meine erste Periode abschließen. Bei allen Göttern: wenn ich nur einmal in materieller Beziehung aufathmen könnte! Ich leide v i e l mehr als Calderons „standhafter Prinz" in dessen letzten Lebenstagen. [. . . .]

Mündlich mehr.

Ihr ergebenster Detlev Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, 12. Mai 1886.

Hochgeehrter Herr Doctor! Darf ich noch ein Nachwort sagen zu meinem heutigen Briefe: In „D. Trifels u. P." bin ich, mit vollem Bewußtsein, einmal ganz großdeutsch gewesen, d. h. ich habe uns Deutschen gezeigt, daß wir die größte Nation sind. Wir Deutschen leiden ja nicht allzu viel an Selbstruhm. Im furchtbaren Größenwahnsinn Heinrichs zeigt sich d e u t s ch e Tapferkeit, u. d u r ch u. d u r ch ist er: ein Deutscher. [. . . .]

Es war mir eine Lust u. ein stolzes Vergnügen, einmal uns Deutschen ein Größenbild unseres herrlichen Vaterlandes zu zeigen. Zugleich die ungeheure Macht u. Bedeutendheit der Hohenstaufen.

Ihr sehr ergebener Detlev Frhr. Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, Holstein, 28. V. 86.

Sehr geehrter Herr Fuchs! Haben Sie Dank für Ihren interessanten Brief vom 12. d. M. — Daß Linke Sie mit „wohlgespicktem Geldbeutel" vor die Leute stellt, ist nur gut. Je mehr die Deutsche Leseplebs sieht, daß der in Frage stehende Dichter kein „Hungerpoet" ist, um so mehr steht er hoch oben. Ich möchte als sicher hinstellen, daß auch nur wirkliche Gedichte entstehn, wenn man nicht mit Lebenssorgen zu kämpfen hat. Unter keinen Umständen darf es wenigstens ersichtlich werden. Das echte Gedicht entsteht ja aus innerem Drang. Turgeniew, unermeßlich reich, schrieb nur dann, wenn er es buchstäblich nicht mehr aushalten konnte, d. h. er war faul, mochte nicht an die Feder, bis er gezwungen wurde von dem, was aus dem Gehirn herauswollte. So schreibt er selbst. Ähnlich mit Lord Byron und unserm großen Dichter Storm und mit C. Ferd. Meyer. Alle waren, bzw. sind sehr wohlhabend. Sie Alle schrieben und schreiben einzig u. allein zu ihrem Vergnügen. So wüst es klingt, so egoistisch, aber es ist Wahrheit: Der echte Dichter schreibt zu seinem Vergnügen, zu seiner Befreiung, einzig und allein für sich selbst. Kommt es dann auf den Markt, so ist es echte Waare. [. . .]

Haben Sie sich noch nicht versucht in „Sicilianen"? Es ist ja eine entzückende Form, um in tändelnder Weise ein Genrebild, ein Bild überhaupt, eine kleine Landschaft mit Anhängsel persönlicher Stimmung, einen Gedanken (irgend einen plötzlich durchs Gehirn gehenden) fest zu nageln. Jede dieser Sicilianen aber muß ein Meisterstück werden. Ich versichere Sie: Nehmen Sie irgend ein kleines Bild, und dann los! Nun das Suchen der Reime oder mit irgend einem alten Schmöker von Reimlexicon, dann auf dem Sopha, im Grase, mit guter Cigarre, und nun formt sich das Bildchen: man wird heiß, warme Wellen wie im Bade, plötzlich diese Wendung, dann jene, u. s. w. Nun fängt's an; dies und das Wort paßt nicht; durch den Reim (so ist es!) kommen oft Gedanken. Nun wirbelt's hin und her, der Guß fließt; der Guß — steht, und Sie sind sterbensverliebt in die

kleine Siciliane, die Ihnen nun einige Tage Freude macht.

Ihre Vorliebe für Schack kann ich nicht theilen. Daß der Gute endlich anerkannt ist, ist ja famos, denn er ist ein echter Dichter; aber er ist so kalt, so kalt, so kalt; er ist mir viel zu viel Gelehrter, viel zu klug, er hat mir viel zu viel Verstand.

Eine Bitte wiederhole ich noch einmal: Reine Reime, Fortlassung des infamen „e". Dies „e" (ich spreche vom modernen Dichter) ist mir stets das Zeichen: Aha, Dilettant!!! Ich fand auch bei Ihnen das Wort Aug' (Auge). Ja, soll ich nun „Auk" lesen oder „Auch"? Beides klingt scheuslich. Könnten Sie das beliebte Dichterwort „wallen" etwas vermeiden, so wäre es nit übel. „Wallen, kosen, Busen" sind die Lieblingsworte des Dilettanten. Je vous assure. [. . . .]

Über den Hiatus hab' ich nichts mehr zu sagen. Ich habe den Kampf aufgegeben. Diese abscheuliche Maulaufsperrung ist gänzlich regelrecht geworden. Ich selbst geb' mir die erdenklichste Mühe, ihn zu vermeiden. Oft ist's unmöglich; und zuweilen (das zeigt uns ja Homer so außerordentlich) ist er sogar geboten. Jetzt bin ich nicht mehr pedantisch darin. Z. B. klingt schön: „Sie einst", aber nicht schön: „Sie einst". Ich freue mich über jeden Dichter, dem die Natur darin ein feines Ohr gegeben hat. Ebenso Alliteration, discret angebracht (— also es darf die Absicht nicht vom Leser bemerkt werden —) ist ja wunderbar reizend. [. . . . .]

Sehr amüsirte mich A. F.s: „Ç'a n'ira pas!" Es hilft Alles nichts! Die Zeit geht vor. Der kleine F. hält sie nicht auf mit seinem Wischwaschgedicht. Hermann Friedrichs hatte Recht. Der Zeitpunkt (in this time) ist für unsre „Neudeutschen": 1) Ein mißverstandener Zola. 2) Ein höchst berechtigter Aufschrei gegen den Greuelkram der verfluchten höheren Töchterdichterei. Und der kühne, herzensmuthige Karl Bleibtreu macht sich unsterblich. Er ist ein merkwürdiger, höchst interessanter Mensch, der (persönlich ist er reich) ein herrliches, lauteres, edles Herz hat. Natürlich ist oft sein Wachtmeisterton unausstehlich. Aber daß er den Muth hatte, einmal den ganzen faulen Krempel

aufdeckte, für diesen Muth küss' ich ihm die Hand. — Ich fand im „Dichterheim" auch ein Gedicht Hamerlings. Merkwürdig: Ich mag Hamerling ganz und gar nicht. — Ehe ich's vergesse: daß durch die Jungdeutschen eine Masse ekelhafter Stoffe verarbeitet wird, liegt in der Natur der Sache. Da muß man einen weiten Blick haben; dieser Schmutz bleibt liegen.

Ich schreibe jetzt viel über Sie an meine Freunde. Besser als Recensionen. [. . .]

Ihr ergebener Frhr. Liliencron.

An Paul Schütze.

Kellinghusen, Holstein, 15. 6. 86.

Hochverehrter Herr Doctor! „Die Schlacht bei Hemmingstedt" kommt. Darf ich Sie um die Freundlichkeit bitten, mir darin rathend beistehn zu wollen, welche Quellen ich benutzen soll? Dahlmann hab ich. Sonst nur Neocorus? Giebt's nicht eine Chronik? In der womöglich recht viel geflunkert wird: Wunderbare Bilder, Anekdoten u. s. w. Das sind die Fundgruben für den Dramatiker. Giebt er außerdem dann der „Geschichte" sein Recht, so kann er unter Umständen etwas Gutes seinem Volke schenken. Merkwürdiger Weise bin ich durch das alte Wort: „my house is my castle", das ich gestern in einer Abhandlung las, wieder in „Die Schlacht bei Hemmingstedt" gekommen. Von diesem Wort aus könnte man allerdings einen Haken einschlagen. Möge es gelingen! — Der Stoff ist spröde, trotz der köstlichen Freiheits-Uridee. Schiller hatte es mit Tell u. den Schweizern viel leichter, weil Jedermann in Deutschland seit Jahrhunderten das Alpenland kennt. Wer aber, u. dies Wort ist nicht übertrieben, kennt unsere immerhin nüchterne u. etwas langweilige, weltabgelegene kleine Provinz? Wäre 1848 nicht dazwischen gekommen, wäre es noch ärger mit der Wissenschaft über unser Schleswig-Holstein. [. . . .]

Ich hatte einen langen wundervollen Brief von Theodor Storm über „D. Trifels u. P.". Er ist begeistert! Es macht sich Alles. Ihnen so vielen, vielen Dank!!! Ich sende

Ihnen in einigen Tagen den Brief Storms. Und hole ihn dann selbst in Kiel ab.

Ihr dankbar ergebenster D. Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, Holstein, 12. Juli 1886.

Haben Sie den besten Dank, geehrter Herr Fuchs, für Ihre freundlichen Zeilen. Gleich vorneweg: Es ist das erste Zeichen für einen wirklichen Dichter, daß er oft Monate, halbe Jahre, ja Jahre lang (sehen Sie Uhland an! Rückert schrieb ja täglich nicht unter 5 „Stück") pausiren muß. Nur nicht zwingen. Der Verskünstler, der Gelegenheitsdichter (in falschem Sinne) ist ja zu jeder Tag- und Nachtzeit fähig, Verse zu schmieren. Die Reimerei hängt garnicht mit dem „Dichter" zusammen. [. . . .]

Einige Sicilianen sende ich mit. Die beiden ersten Male Sicilianenwuth treffen Sie in „Adjutantenritte", die letzte Sicilianenperiode lege ich lose bei. Platen, merkwürdiger Weise, schrieb keine. Rückert etwa 500. Wie immer bei Rückert: unter vielem Versgeklingel einige herrliche. Rückert ist mir der Anton Rubinstein der Lyrik: immer unter 1000 Liedern eine „Perle".

Ich sende Ihnen auch eine Halligen-Skizze mit. Wenn Sie an Norderoog und Süderoog (von Hamburg nach Sylt) vorüberfahren, dann lassen Sie sie sich von den Matrosen zeigen. Ich habe da Seehunde geschossen, und bin gerne bei dem biederen Paulsen auf der Hallig Süderoog gewesen. Süderoog ist jetzt unbewohnt. Mit besten Grüßen

Ihr ergebenster Detlev Frhr. Liliencron.

An Johann Meyer.

Hamburg (Central-Hôtel), 28. 9. 1886, sonst Kellinghusen.

Hochverehrter Herr Meister! Ihr herrliches Buch „Plattdeutsche Gedichte" ist mir hierher nachgesandt worden. Ich habe eine 6 wöchentliche Übung als Adjutant durchzumachen.

Obgleich ich kaum die Hälfte las: Was haben Sie für Prachttöne, für ein gutes, liebes, menschenkennendes Herz. Wie haben Sie mir Thränen verursacht aus Ihren tiefen, den Menschen zeigenden Versen. Und darauf kommt es doch an! Den Menschen: mit all seinem Leid, mit der wenigen Freude, mit all der Unruh, mit all unsern Leidenschaften. — Und für Alles fanden Sie Worte: Worte, Verse, überströmendes Gefühl, das sich in das Herz des Lesers senkt. Das ist ja der Dichter, der den Lesenden zwingt, zu erkennen: Der Dichter hat in mein Herz gesehn, das hab ich ja justament erlebt.

[. . . . .] Hätt ich doch nur ein solch Herzenslied geschrieben. Ich bin noch zu sehr in der Gährung. Ich lasse es noch nicht austoben. Immer gleich nach dem Geschehnis: ob eine Nacht mit einem schönen Weibe (dann bin ich so entzückt, daß ich's in Verse bringe, daher ein wenig roh) — oder was es sonst ist, das mich erfreut, peinigt, beunruhigt. Ich bin noch zu rasch. Es soll besser werden.

Ich sende Ihnen „Adjutantenritte" und „Sommerschlacht": wenn Ihnen nur eins oder das andere halbwegs gefallen würde: aber Natur ist drin, Lachen, unglaubliche Freude, viel Schmerz. Komme ich nach Kiel, so gestatten Sie mir, daß ich Ihnen dankbar die Hand schüttle. Ein „übervolles" Herz, das sich „Luft" schafft im Gedicht, das ist ja nach Goethe ein Dichter. Und wie merkt man das Ihren Gedichten an. [. . .] Für heute Lebewohl und noch einmal herzlichsten Dank für die herrliche Gabe.

Ihr ergebenster Detlev Liliencron, Hauptmann a. D.

An Ludwig Frahm.

Hamburg, Central-Hôtel, bis 1. November d. J., sonst Kellinghusen, Holstein. Am 9. October 1886.

Hochgeehrter Herr Frahm! Euer Wohlgeboren Plan zur „Doppeleiche" [schlesw.-holst. Anthologie] ist mir hierher nachgesandt worden, und ich bitte mich zu den Subscribenten zählen zu wollen.

Ihre Idee finde ich vortrefflich. Es kann unserer kleinen lieben Heimathprovinz nicht schaden, wenn sie aufgerüttelt wird aus dem ewigen Schlaf. Nie hab ich ein so langweiliges Völkchen gesehn wie unsre Landsleute. Ohne jedes Interesse für Kunst und höheren Genuß, mißtrauisch, schlafmützig, in einer Weise von sich eingenommen, daß wir mit Recht der Spott des übrigen Deutschlands sind, liegt Schleswig-Holstein fern wie eine Insel von allem Leben. Aber dennoch lieb' ich es mit allen Adern, und ich vertausche unsere holsteinischen Redder nicht mit allen landschaftlichen Schönheiten der Welt.

Ich beehre mich, die Ballade „Wiebke Pogwisch" zum etwaigen Abdruck in der Doppeleiche zu überreichen. Möchte Ihr Unternehmen gelingen! Dann kann es nur Segen bringen.

Der gänzliche Mangel an Interesse für das Gewesene, für historische Thatsachen — an der Spitze unser dagegen höchst gleichgültiger Adel — ist mir auch so wunderbar in dem kleinen Ländchen. Es ist ja geradezu unglaublich: Müllenhoff's „Sagen p. p." haben n o c h n i c h t die 2. Auflage.

Mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenst

Detlev Frhr. Liliencron, Hauptmann a. D.

An Johann Meyer.

Hamburg, Central-Hôtel, 13. October 1886,
sonst Kellinghusen.

Hochverehrter Dichter! Gestern endlich las ich in einer einsamsten, geweihten Stunde — das Geräusch der Weltstadt, das Pfeifen der Signale von der Elbe (Nebelhörner), das so klingt wie die Molochöfen im alten Carthago (Kinderverbrennung), klang schwach zu mir — Ihre „Anna". Und ich war tief, tief ergriffen. Sie haben uns das Mädel (ach, das l i e b e Mädel) in wundervoller Plastik vorgeführt. Zuweilen wollten die Thränen kommen . . . .

Das alte Thema. Aber wie herrlich haben Sie's gemalt. Und dann die Sprache! Unendlich fein meißelten Sie den

„Verführer", fein und — menschlich. Sie geben uns von ihm kein Scheusalbild. So, wie wir Menschen sind. Wir Männer haben uns das ja fast alle zuzurufen: Sinnlichkeit. Aber das Mädchen nur zu verführen für die paar Nächte, das halt' ich für schlecht. Ich glaube auch, daß das nicht so oft vorkommt. Es liegt mehr in den Verhältnissen. Die Gluth auf beiden Seiten, die „Gelegenheit" (die „Göttin"!), die Jugend . . . . Für den Schluß der Tragödie „Anna" dank' ich Ihnen besonders: Ein wie gutes, mitfühlendes, menschliches Herz zeigen Sie. Ja, nur fort mit den grausamen harten Pharisäern: Wir wollen Menschen sein. [. . . .]

In vielen Ihrer Gedichte finde ich mir so Sympathisches. Und wie köstlich und frisch geben Sie „das Weib". Ihre holsteinischen kleinen Bauernmädel lachen mir stets ins Herz. Vielleicht kommt eine kleine sweet remembrance hinzu . . . Und deßhalb kann ich mich nicht satt lesen an Ihren Gedichten.

Von Klaus Groth (— aber ist er nicht ein wenig zu sehr kalter Litterarprofessor geworden? —) liebe ich de tout mon coeur: Quickborn ersten Theil. Ich schleppe ihn überall seit 20 Jahren mit. Dann halte ich „De Heisterkrog" bedeutend höher als Goethes Philistergedicht „Hermann und Dorothea". Schlagen Sie deßhalb nicht todt

Ihren ergebensten Detlev Liliencron.

An denselben.

Hamburg (von morgen: Kellinghusen, Holstein) 28. X. 86.

Hochverehrtester Dichter! Haben Sie herzlichen Dank für: „Uns' ole Modersprak". Das ist kein Schwank, sondern ein herziges, serniges, prächtiges Lustspiel. Für einen Schwank liegt zu viel Würde darin. Ich habe das Drama mit großem Genuß gelesen. Ja! Unsere herrliche plattdeutsche Sprache. Ich bin eigentlich mit dem Gedanken beschäftigt: „Die Dithmarschen" (Schlacht bei Hemmingstedt) plattdeutsch zu schreiben. Aber ich denke hochdeutsch, und dann wird's nie etwas Ordentliches; man muß plattdeutsch denken

können. Das ist ja einer der großen Vorzüge Ihrer Muse! [. . . . .]

Sie schreiben, hochverehrter Herr Director, daß Sie so spät zur Anerkennung gekommen sind. Das ist ja gerade das Gute dabei! Langsam durchdringen sichert besseren und nachhaltigen Erfolg. Glauben Sie mir: Wenn Dahn, Wolff, Ebers, Wichert und wie die Tagesgötzen heißen, längst nicht mehr gekannt sind, dann liest und singt man Ihre Lieder. Es ist so viel Ursprünglichkeit darin, frisches Herz, helle Lebensfreude und tiefer Schmerz. Ohne Phrase: Ich bedauere unendlich, Ihre Muse so spät kennen gelernt zu haben.

Ich las viel von Hebbel in dieser Zeit, von unserm großen Landsmann. Die neuste Zeit steht ihm wieder schroff gegenüber. Ich las neulich über ihn ein abfälliges Urtheil von Adalbert Stifter. Ja, allerdings: Stifter — und Hebbel. Auch Hieronymus Lorm gab eine Schmirage über den großen Todten. Daran lag's, daß unser Hebbel oft so verzerrt geworden ist: Er hat ja hungern müssen bis zu seinem 35. Jahr. Hebbels Privatcharakter war keineswegs „schön"; namentlich das Sitzenlassen seiner Hamburger „Schwester" und seiner mit dieser erzeugten Kinder. Das ist aber gleich, er war ein Genie; und hätt' er normale Verhältnisse in seiner Jugend gehabt (— normales Futter—), der Mann hätte Riesenflügel entfaltet. Aber er war ja ein deutscher Dichter!!! Gestern las ich in einem Briefe Platens: Es ist gut, daß mich nicht der König (von Bayern) in Rom, wo ich mich aufhielt, zu sich befahl. Ich hätte zu viele Ausgaben gehabt deßwegen. Der König hatte mir nur 500 Gulden jährlich gewährt, just so viel, wie ihm einer seiner Baumeister oder Mätressen in einer Stunde abzwingt (oder so ähnlich).

Ja, Deutschland! . . . Wo denn in anderm Lande wären Geschehnisse gewesen, wie uns das Bild Hebbels und Heinrich Kleists zeigt? Der alte Auerbach (— hol ihn der Satan dafür —) nannte Hebbel: „Grabbe, aber ohne Suff."

Ich hatte viel Anregung in Hamburg, und habe viel geschrieben. Ostern sende ich Ihnen neue Gedichte.

Komme ich nach Kiel, so muß ich Ihnen persönlich dankbar die Hand schütteln.

Ihr ergebenster Verehrer Detlev Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, Holstein, 29. XI. 86.

Sie sollen gleich einige Zeilen wieder erhalten, lieber Freund, für Ihren so liebenswürdigen wie interessanten Brief. Sie sind etwas nervös, merkte ich aus ihm. Dieu soit loué, das muß ein echter Dichter sein. Nein, ich wiederhole: Ihr vorletztes Schreiben war mir von größtem Werthe. Sehr amüsirt mich, daß Sie Ol Klaus Vadder, Klaus Groth, kennen lernten. Wenn der Gute durch Weihrauch nicht gänzlich hochnasig geworden wäre, so erkenne ich sonst mit stolzem Landsmannsherzen an: er ist ein herrlicher Dichter: d. h. Quickborn erster Theil. Ja, ich liebe ihn sehr. Ich habe noch einen plattdeutschen Landsmann und Dichter: Johann Meyer-Kiel. Der hat mehr Herz als Klaus Groth. Und so a bissel Herz ist allweil nicht vom Übel. Nun vor Allem Dank für das sprudelnde, nordseewindfrische Lied: „Der alte Capitän". Das ist ein Treffer! [. . . .]

Und wie freue ich mich auf Ihre Nordsee-Sonette, die Sie mir schicken wollen. Also doch eine prächtige Ausbeute haben Ihnen Inseln und Meer gegeben. Ich dachte es auch sicher. Grade mein Vaterländchen im Osten ist so schön! Und wie gemacht für ein Gemüth, das einmal im Stillen wandern will. Ach, möchten wir das nicht nur zu oft im Leben! Alles ist doch nur Fahrt durch den Taifun; und selten, selten ein heimathblinkendes Inselchen zum Ausruhen.

Interessant ist es mir, daß Sie jetzt Prosa-Skizzen schreiben: Man kann so Entzückendes darin „machen". Aus mehreren Vers-Gedichten habe auch ich kürzlich Prosaskizzen geschaffen. Sie sollen sie bald sehen in: Gedichte in Vers und Prosa. [. . . .]

Lassen Sie nicht allzu lange auf Antwort warten

Ihren treu ergebenen Detlev Liliencron.

An Ludwig Frahm.

Kellinghusen, Holstein, 29. XI. 86.

Hochgeehrter Herr Frahm! Haben Sie besten Dank für Ihre liebenswürdige Zuschrift vom 18. d. M.

Meinen Oheim Rochus von Liliencron in Schleswig will ich bei Gelegenheit kitzeln und ausforschen. Aber er ist zu tief in schweren historischen und germanistischen Arbeiten.

Für die hiesige Zeitung, den „Stör-Boten", schreibe ich einen kleinen Aufsatz für Ihr Werk. Ich suche außerdem für Sie Abonnenten zu angeln. Aber diese grenzenlose holsteinische Gleichgültigkeit! [. . .]

In Betreff „Sturm auf Breitenburg", so interessirt es mich nicht, weil es Schotten waren und nicht Schleswig-Holsteiner, die das Schloß vertheidigten. Interessant vielleicht wäre: „Wallenstein vor Breitenburg". Da haben wir doch wenigstens eine berühmte Persönlichkeit. Das finstere Gesicht im Schlapphut mit der langen Feder, abgehoben gegen unsere Eichen bei Breitenburg, könnte ein Bild geben.

„Wiben Peter!" Ja! Ein herrlicher Vorwurf. Ich wollte ihn auch dramatisiren, den „gelen" Trotzkopf. Vor zwei Jahren hatte ich ihn fast festgenagelt in mir. Nun ist er wieder verschwunden; vielleicht taucht er wieder auf — dann sollen Sie die Ballade haben.

Welches — wenn überhaupt — von meinen Gedichten wollen Sie nehmen? „Trutz, blanke Hans" ist gut; auch „Wiebke Pogwisch". Ein kleines vaterländisches lasse ich noch hier anliegen: „Martje Flor's Gesundheit". Diese kleine Geschichte beruht auf Wahrheit.

Also vorwärts! Möge Ihr prächtiges Werk gelingen. Was ich mithelfen kann, soll geschehen.

Ihr sehr ergebener Detlev Frhr. v. Liliencron,
Hauptmann a. D.!

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, 13. I. 87.

Lieber Freund! Wie wundervoll waren wieder Ihre Sonette. Ich sandte sie mit Zuschrift an Dr. Schütze heute.

Ich bin recht schwer an der Ischias (Hüftweh) erkrankt. Da brüllt man wie Polyphem. Grauenhafte Schmerzen. Ihr Brief war lieb und interessant.

Nächstens mehr. Ich fang jetzt an zu brüllen. Addio, liebes Menschenkind.

Yours Detlev Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 14. III. 87.

Besten Dank, lieber Freund, für Ihr gestriges Schreiben! Aber ich habe wirklich diesmal eine Entschuldigung. Ich bin noch schwer krank, liege unentwegt noch auf derselben Stelle. Aber die grauenhaften Ischiasschmerzen haben ganz nachgelassen. Statt ihrer stellte sich ein Fieber ein, das bis heute nicht gehoben ist und mich außerordentlich schwächt. Ein paar Mal wollte das wüste Biest, der Typhus, mir seinen Besuch machen. Aber wir schlugen ihn immer noch ab.

Verzeihung für die lange Krankengeschichte. Nichts ist langweiliger zu hören für den Zweiten. Es freut mich sehr, daß Dr. Paul Schütze über Sie schreiben will in der Kieler Ztg. Die K. Z. ist die verbreitetste in den Herzogthümern; aber das sagt nichts, denn meine Landsleute sind viehisch gleichgültig gegen die Litteratur. Wohl aber nützt es für das Sammelwerk der Kritiken über Sie. Schütze, wie ich schrieb, steht eng mit Storm und Klaus Groth zusammen. Und wir ahnen es nicht, welche Macht, welche Bekanntschaften der ole Klaus-Vadder in ganz Deutschland hat. Insofern also immer eine vortreffliche Anknüpfung. [. . . .]

Sie lasen Ganghofers „Die Sünden der Väter"; Frießhardt ist gleich Leuthold. Ach Leuthold, Leuthold, Leuthold! Auch einer meiner Lieblingsdichter. Schändlich hat sich sein Vaterland gegen ihn benommen. Ob Keller und Conr. F. Meyer nichts für ihn gethan haben? Wer kann es wissen? Leuthold ist notorisch am Hunger gestorben; im Suff, in Bier und „Radi" untergegangen. [. . .]

Entschuldigen Sie Stil und Schrift. Ich bin noch sehr krank.

Ihr treu ergebener Detlev Liliencron.

An Johann Meyer.

Kellinghusen, 9. 1. 87.

Sehr verehrter Herr Director! Haben Sie herzlichen Dank für die gütige Übersendung der Biographie Fr. Hebbels, die zurückzureichen ich mich hiermit beehre. Ich habe mit steigendem Interesse das Buch gelesen, und — mit Entsetzen: Nur Heinrich Kleist dürfte materiell mehr gelitten noch haben als Friedrich Hebbel. Grauenhaft. Ich habe oft die Hände geballt. Dieser Lump von Kirchspielvogt! Mein Gott, mein Gott, wenn Hebbel nur sich hätte den Hunger stillen können. Immer Kaffee und Kaffee. Zuletzt nur hat er einige spärliche Ruhmestage gehabt. [. . . .] Mir geht es immer noch nicht gut.

Ihr treu-ergebener Detlev Frhr. Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen. 6. 5. 87.

Lieber hochverehrter Freund! Ich liege auf Eis, habe viele Schmerzen (— jetzt ein Abceß im Rücken, innerlich —) und mein Fieber steigt. Aber ich kann Sie nicht länger auf Antwort warten lassen. [. . . . .]

Trotz meiner rasenden Schmerzen p. p. bin ich mit einer Novelle beschäftigt. Diesmal soll sie lang werden, keine Skizze, keine Studie nur. Ich zittere, ich lache, ich weine dabei. Schöne, malerische Bilder bringen mir geradezu Freudenschreie. Wäre ich „auf", dann liefe ich oft beim Schreiben hin und her, umarmte den Ofen, sänge u. s. w. und dann wieder Kritzel, Kritzel, Kritzel. So wird es Ihnen auch gehen. Nur die „öden Äcker und Landstrecken", die bei jeder Novelle, bei jedem Roman vorkommen m ü s s e n, sind so langweilig. [. . .]

Mit inniger Verehrung Ihr Detlev Liliencron.

An Johann Meyer.

Kellinghusen, 26. 5. 87.

Hochverehrter Herr Director! Sie haben mir eine so große Freude mit Hebbels Biographie gemacht! Und dazu

der herrliche Einband. Tausend Dank! Ich hätte viel eher meinen Dank Ihnen ausgesprochen, wenn ich nicht noch immer — aber nun endlich soll es besser werden — in den Klauen der abscheulichen Neuralgie wäre. [. . . .]

Von den Einzelscenen Hebbels hat mir besonders diejenige aus „Die Dithmarschen" gefallen. Seit 2 Jahren will ich das Thema in Angriff nehmen. Lebhaft seh ich Vieles vor mir. Aber es fehlt bei den Dithmarschen der Mittelpunkt. Peter Swyn, pater patriae, kann es doch nicht sein; und der herrliche Wulf Isebrand auch nicht. Daran ist auch Hebbel gescheitert, und wird wohl Jeder scheitern. „Demetrius" hat mir sehr gefallen, und von den „Nibelungen": Siegfrieds Tod.

Vor einiger Zeit las ich Laube's Erinnerungen. Das ist der 2. Feind, den Hebbel hatte. Niederträchtig hat Laube sich gegen ihn und seine Frau benommen. In seinen Erinnerungen spricht Laube es einmal ganz offen aus, daß ihm Hebbel und seine dramatischen Erzeugnisse höchst unsympathisch seien.

Für ein Gedicht von Ihnen will ich Ihnen schon seit einem Jahre ganz besonders danken, und hab's immer noch nicht getan, für: „Langs de Strat". Wie echt, wie ursprünglich ist es. Jedesmal mit größter Freude las ich es. Und dann der bezaubernde Schluß!!!

Mit den besten Grüßen Ihr ergebener Detlev Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, Holstein, 30. 5. 87.

Lieber Freund! Besten Dank für Ihren lieben Brief vom 11. d. Ms., der wieder viel des Interessanten enthielt. Ihre Notiz, daß Sie nur mit der Feder in der Hand dichten, hat mich unterhalten. Auf Spaziergängen p. p. ist es mir auch nicht möglich; wohl aber habe ich auf diesen, oder wo immer es sei, in Gesellschaft, bei einem großen Diner, Nachts (daß ich bis zum Morgen nicht schlafen kann), geradezu visionäre Zustände, die mich Alles um mich her vergessen lassen. Wäre ich nur dann nicht zu träge, um rasch kurze

Stichworte aufzuschreiben, so hätt' ich viel gewonnen. Solche Zustände Nachts sind grauenhaft übriegens. Bis zur körperlichen Klarheit treten dann die Personen vor mich. Ziemlich schnell auf einander hatte ich kürzlich 2 solcher Nächte. [. . . .]

Über Kellinghusen soll ich Ihnen schreiben. Ich sehe und höre wenig von dem kleinen Orte. Ein Greuelnest wie jede andere kleine Stadt, mit Thieren darin, egoistischen, kleinlichen, ekelhaften. Ich lebe in so unendlicher Einsamkeit — bewohne eine alte verfallene Villa —, daß ich Nichts sehe und höre. Auch darf mir kein Wort über Klatsch p. p. gesagt werden. Ein Lehrer (studierter) und der Amtsrichter sind meine einzigen Bekannten, mit denen ich hin und wieder verkehre. Von Aussprachen in litterarischen Dingen „keine Spur". Der Dichter wird ja vom Millionendeutschen gleichbedeutend mit einem Gelehrten oder Verrückten gehalten. Ein Unterschied zwischen Dichter und Dichter ist Allen völlig unklar.

In diesen Tagen ist ein neues Drama von mir (ein Trauerspiel: die Merowinger) fertig gedruckt. Es ist voller Poesie neben derbem Naturalismus. Ich glaube, mein Bestes, das ich schrieb. [. . . .]

Mir geht es körperlich noch immer schlecht. Die Neuralgie zeigt sich nun auch in den Armen (ein grauenhafter Schmerz). Übrigens: die Dotation der Truppenoffiziere aus den Feldzügen.

Ihr getreuer D. Liliencron.

An Paul Schütze.

Kellinghusen, 25. 6. 87.

Haben Sie besten Dank, lieber Freund, für Ihre gütigen Zeilen von gestern. Ich entnehme daraus, daß Sie noch immer tief in Arbeit stecken, u. will Sie deßhalb auch noch nicht mit langem Geschreibsel belästigen. Ich könnte auch nicht, da ich noch immer zu Bette liege —: die Neuralgie mit ihren schrecklichen Schmerzen u. ihrem furchtbaren Gefolge, das ich nun durchzumachen habe: Nervosität, völlige Schlaflosigkeit u. grenzenlose Schwäche. Satis, satis! Bitte

schreiben Sie mir in Ihrem nächsten lieben Briefe, ob Sie mit Kl. Groth sprachen in Betreff der Tiedge-Stiftung in Dresden. Allein schon über 200 M. mußte ich der Apotheke zahlen.

Mit dem Bogen Ihrer Stormschrift haben Sie mir ein großes, großes Fest bereitet. [. . .] Alles, was ich über Storm las, hat mir, außer von Ihnen, noch niemals gefallen. Storm sandte mir neulich mit einem unendlich gütigen Briefe: „Der Doppelgänger". Ich konnte ihn meiner Krankheit wegen erst vorgestern lesen. Immer dasselbe bei mir: Völlig wie berauscht bin ich von der Lectüre, die ich — einen Storm — natürlich stets auf Einmal nehme. Wundervoll. Ich liege Stunden u. Nächte darauf mit geschlossenen Augen, u. die eben gelesene Novelle schüttelt mich dann. Wie mit Robert Schumann, so mit Theodor Storm muß irgend ein geheimer Faden mich binden, so weit ich auch unter den Beiden stehe.

Ich sende Ihnen Anfangs nächster Woche oder Monats „Die Merowinger". Das Beste, das ich schrieb. Dies Drama dürfte bleibenden Werth haben. Lesen Sie es in einem Zuge in einer stillen, weltabgeschlossenen Stunde. Bei Ihnen weiß ich, daß Sie die tiefe Prachtfarbengebung darin verstehen. Ich werde es diesmal selbst an die Bühnen versenden. Viele Poesie darin, viele ungesuchte, während des Niederschreibens gekommene Tropen, Bilder, Vergleiche. Ich glaube wirklich, daß Sie Genuß haben werden. Sehr in Acht genommen habe ich mich diesmal mit der „Erzählung" (nur 2, 3mal ganz kurz); sondern Handlung, Handlung! O, lieben Sie, lieben Sie etwas meine Merowinger!

Ich kann nicht mehr schreiben: Meine Arme zittern. Gruß an Klaus Groth. Bald wohl werde ich wieder gesund (???).

Ihr treu-ergebener Freund D. Liliencron.

An Johann Meyer.

Kiel, 20. 9. 87.

Blumenfülle, Blumenregen
Spendet freundlich Deine Hand,
Daß ich auf des Lebens Wegen
Nicht vergesse Laub und Land.

Nicht vergesse, daß am Himmel
Eine schöne Sonne brennt,
Daß ein fröhliches Gewimmel
Noch auf Markt und Straßen rennt.

Habe Dank für Blum' und Blüthe,
Die Du mir an's Bett gestellt.
Fensterauf zeigt Deine Güte
Einen Blick der frischen Welt.

Hochverehrter Herr Direktor! Wie sollen Sie doch so vielen Dank haben für die köstlichen Blumen, die mir solche Freude machen.

Ihr dankbar ergebener Detlev Frhr. Liliencron.

An denselben.

Einen Säemann hab' ich heut gesehn,
Er warf den goldnen Regen
Der Heimath in den kräftigen Schooß,
Zu seines Volkes Segen.

Ich dachte Deiner, als ich's sah,
Deiner goldnen Liederfunken,
Und wie Du sie verschwendrisch streust,
Wie sie tief uns in's Herz gesunken.

Detlev Liliencron

seinem lieben, Rosen verschenkenden Johann Meyer.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 27. April 1888.

Hochverehrter und sehr lieber Herr Direktor! Wie gütig von Ihnen, mir „Theodor Preußer" zu senden. Mit wie großem Interesse habe ich es gelesen, und — mit großer Rührung. Ist man als Schleswig-Holsteiner auch noch so

lange fort gewesen aus der engeren Heimath, immer wieder doch schlägt das Herz bewegt, liest es von Schleswig-Holstein. Und wir Schleswig-Holsteiner sind Ihnen so vielen, vielen Dank schuldig für das, was Sie uns geschenkt haben. Man kann doch jetzt wirklich nicht mehr sagen: Holsatia non cantat. Ich habe vor, und es reift immer mehr in mir, einen Aufsatz zu schreiben: Holsatia cantat! und ich wollte dann schreiben über Johann Meyer, Groth, Storm, Heiberg, Jensen, — Hebbel. Und ich könnte minorum gentium dann noch viele anführen; namentlich unsere guten Pastoren an der Westküste thun sich hervor. Freilich, freilich ein wenig im Tone des guten Lämmleins auf der Wiese; aber sie singen doch. [. . . . .]

Mir geht es gut in Bezug auf die Wunden. Ich gehe vollständig so wie früher. Aber meine Nerven p. p. sind noch nicht in Ordnung. — Ich schreibe immer noch enorm viel. Aus mir w ä r e vielleicht etwas geworden, wenn ich nicht den gradezu blödsinnigen Kampf um das liebe Stück Brot gehabt hätte. Just von dem Augenblick an, wo ich zu dichten anfing.

Mit Hand und Herz, in beiden 1000 Dank,

Ihr Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

Kellingh., Holstein, 13. Mai 88.

Lieber Freund! Es war ein langer amüsanter u. geistreicher Brief, der Letzte von Ihnen vom 5. d. M.

Nein, ich wohne noch in K., nach Hamburg war unmöglich; jetzt eine Wohnung mit einer Lehmdiele u. Wandbetten u. eisernen Ofen von 1701, also äußerst comfortable, namentlich die Lehmdiele bei feuchtem Wetter: da kleben die Sohlen fest nämlich. Aber Humor, Humor; der verläßt mich nie; ihm danke ich mein Leben, sonst hätte ich dies unerträgliche längst fortgeworfen. [. . .]

An Heinze vom „Dichterheim“ schrieb ich, daß er eine herrliche Aufgabe hätte; aber weg mit dem Schlampampe u. Frühlingsgetute. Die „neuen poetischen Blätter“ scheinen

nur ein reiner Abklatsch vom „Dichterheim“ zu sein. Neulich hörte ich einmal von dieser Art Blätter das boshafte Wort: „Dilettantenzüchtung“. Es ist aber auch wahr: es ist ja grauenhaftes Zeug darunter. [. . . .]

Lieber Freund — u. Sie werden auch längst auf diesem Standpunkt angekommen sein — es ist mir bei Gott jetzt toute la même chose, ob ein Engel oder Teufel mich kritisirt. Ich komme allmählich zu der Überzeugung, daß alle diese kleinen, meistens höchst erbärmlichen — ob gut oder böse geschriebenen — Kritiken durchaus nichts nützen. Von Freund zu Freund, von Brief zu Brief, das ist es. [. . . .]

Von W. Friedrich hatte ich noch keinen Brief. Aber es ist mir geradezu undenkbar, daß er mich nun zu den Todten werfen sollte. Ich stehe mit höchster Bewunderung vor seiner Thatkraft u. vor seinen genialen Einfällen. Aber ihm fehlt der Humor! Das ist es. Ich wüßte garnicht, wie ich dann leben sollte. An Rachsucht geradezu mag ich nicht glauben; es scheint mir das zu verächtlich für einen Menschen, zu kleinlich. [. . .]

Ja, meine gute Frau. Ich bin ja viel zu schlecht für sie. Eine aufopferungsfähigere, liebevollere Frau giebt es nicht; mit einer herrlichen Seele!

Aber da wir doch einmal vom heirathen sprechen, so rufe ich Ihnen zu: Wollen Sie D i c h t e r bleiben — ich meine den wirklichen Dichter, u. ein solcher sind Sie — dann heirathen Sie n i e! Denn: mag es noch so sehr übereinstimmen in der Ehe, eins verliert der Mann, der Dichter, stets dabei: d i e F r e i h e i t! Ich bin schon daran gewesen, mich deßhalb vom Leben zu befreien. Ein Dichter muß f r e i sein, unter allen Umständen.

Meine gute Frau u. ich freuen uns natürlich sehr darauf, Sie auf der Durchreise wieder zu sehen. Es war neulich ein herrlicher Tag, l. Freund, für uns ein Freudentag. Denn denken Sie doch: J a h r e vergehen, daß ich keinen Poeten u. lieben Freund sehe. Mein Leben ist deßhalb ein Innenleben geworden. Täglich nur dieselben e i n s a m s t e n Spaziergänge. [. . . . .]

Warten Sie nicht zu lange mit Antwort an

Ihren treu-ergebenen Detlev Liliencron.

An M. G. Conrad.

Kellinghusen, Holstein, den 1. Juni 1888.

Geliebter Freund Conrad! [. . . .] Anliegend machte ich von Ihrer Erlaubnis Gebrauch und sende „Die Mergelgrube". Ich w e i ß es, Sie thun mir den einzigen Freundschaftsdienst: und sind streng wie bei keinem Anderen. Ich flehe Sie darum an. Die darin vorkommende Landschaft auf dem Planeten Uranus wird Sie vielleicht erfreuen. Überhaupt ist viel von d e m darin, was jetzt aller gebildeten Menschen Sinnen und Denken erfüllt: die naturgeschichtliche Entwicklung.

Das Übrige sind Erinnerungen — objektivirt, idealisirt — und kleine herzabgewälzte Gedichte. Ich glaube, schreiben wir a u s u n s e r e n Herzen, dann wird selbst jedes Stammeln ein goldener Funke.

Leben Sie wohl, Sie Herrlicher, der uns mit dem Führerschritt vorangeht. [. . .] Jetzt will ich an die Mergelgrube gehen, d. h. mich dort noch nicht ersäufen, obgleich es das Beste wäre. Die Umgebung meines Nestes, die Landschaft, die einsamen Spaziergänge von mir in dieser ungeheuren Verlassenheit hier — ersehen Sie aus der „Mergelgrube", und auch allerlei, was ich dort erlebte.

Ihr alter Freund Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

Kellinghusen, 6. 6. 88.

Mein sehr geliebter Freund! [. . . .] Ich hätte Ihnen auf Ihren schönen Brief wahrlich gleich geantwortet, wenn ich nicht — zeitweise i r r s i n n i g wäre. Ja, i r r s i n n i g durch meine unglückselige äußere Lage. Es war wieder ein Sturm — (ich wiederhole: der Hunger, u. wenn er, wie einmal, sogar 5 Tage währte, ist g l e i ch g ü l t i g) — wie ich ihn nun noch einmal nicht wieder erleben kann. Denken Sie sich den Gerichtsdiener den ganzen Tag im Hause. Obgleich ich, vernünftiger Weise, mich bis auf eine Taschenuhr (e i n s ch l i e ß l i ch) aller Sachen entäußert habe, da sie ja

stets von Neuem gepfändet würden, so hab ich doch stets wieder von Neuem diese furchtbaren Demüthigungen vor aller Welt, diese Gerichtssitzungen, Eidableistungen, Briefe an Gläubiger, Advocaten, Gott weiß wen. Es wird meistens dadurch kommen, daß meine Gläubiger in den Zeitungen p. p. meinen Namen in Verbindung mit meinen Büchern lesen u. nun immer wieder den Versuch machen, mich pfänden zu lassen, in der bei ihnen ganz richtigen Voraussetzung, daß ich durch meine Schriftstellerei ein reicher Mann sein müsse. Deßhalb die ewig wiederkehrende Plage. Sie können sich denken, daß ich an irgend größere Arbeit nicht denken kann, weil ich ja immer mit meinem Geiste — u. der ist beim Dichter so sensibel — bei dieser gräßlichen Geschichte sein muß. Eben! diese Demüthigungen halte ich nicht aus. Ich habe mich, durch Heibergs gleichbleibende Güte, wieder an den Schillerfonds gewandt; aber wenn auch die Herren, trotz meiner Richtung, eine Zueignung gewähren, so ist es, und wie lange dauert es immer, ein Tropfen im Meer. Ich bin im vollsten Sinne ein Märtyrer. Was ich bisher überhaupt erreichte an Geld durch meine Kritzeleien, ist nicht zu nennen werth. Das ahnt Keiner von meinen Gläubigern. Doch genug u. aber genug. [. . . .]

Ich habe eine so große Stütze in schweren finanziellen Zeiten an meiner Frau. Sie ist ein himmlisches Geschöpf an Güte u. Reinheit als Tröstern.

[. . . .] Ihre Briefe, liebster Friedrichs, sind mir ein Labsal u. ein Füllhorn von so Manchem, das ich sonst nicht hörte. Ich schrieb trotzdem enorm viel. Aber ich komme nicht zu „Großem". Das ist so jämmerlich: aber meine Lage macht es. [. . .]

Ihr alter, treuer Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 9. 6. 88.

Sehr lieber Freund! War das wieder ein äußerst interessanter Brief, der letzte von Ihnen. Namentlich auch in Betreff, ich möchte sagen, der „Documente der zeitgenössischen

Litteratur". Ja, Kuchen! Das sieht schön aus, bei uns! Avenarius, mit dem ich ab u. zu, selten, Briefe wechsele, nehme ich durchaus in Schutz. Ich werde ihm von Ihnen erzählen. Ich gestatte mir, Ihnen nächstens einmal zahlreiche Nummern des prächtigen „Kunstwarts" zu senden. Sie werden mit Begeisterung Manches darin lesen. Avenarius trifft, wenigstens mir conform, Vieles auf den Kopf. Er hat den Muth seiner Überzeugung, u. kämpft mit uns. [. . . . .]

Und wie ich über Bismarck denke? Nun:

Er ist (wenn wir Goethe ins vorige Jahrhundert uns denken) das einzige Genie unseres Jahrhunderts. Er, sein Genie, hat die tausendjährige deutsche Nachtmütze (— auch namentlich 48! —) einmal den verdammten Philistern von den Läuseperrücken gefegt! Wie? Was? He? Und da kommt sofort unsre infame deutsche Nörgelei, unser scheußlicher ewiger Neid: Herunter, weil er ein Genius ist! O, wie ich sie hasse, diese Eugen Richter pp. in ihrer kleinlichen Erbärmlichkeit. Ich stehe hoch, hoch über allem Parteigetriebe. Es ist mir widerlich! Widerlich: die Kriecherei! Widerlich: die Herabsetzung! — Aber: Rücksichtslos, mit höchster Begeisterung staune ich den Koloß Bismarck an. Schon deßhalb, weil er einmal den Kürassierfuß auf den verdammten deutschen Gift- u. Drachennacken gesetzt hat.

Ja! Weil er ein Genie ist, da können die Menschen es nicht ertragen, sie müssen kleinlich über ihn denken! Nein, hurrah, Du Genius, hurrah, Du Eisenmann. Hier bin ich, hier bin ich bei Dir, u. wenn sie Dich Alle verlassen sollten! —

Natürlich — B. ist ein Mensch, wie wir Alle — wo viel Licht, ist viel Schatten, z. B. die unglaublich lächerliche Manie: jeden Ladenschwengel beim nächsten Amtsgericht zu verklagen, wenn er ihn in Posemuckel beleidigt hat. [. . . .]

Leben Sie wohl, Sie großdenkendes liebes Menschenkind. Es ist gut, wenn wir uns aussprechen, wahr gegen einander sind. Nächstens ein Memorandum über meine Lage: So geht's nicht mehr. Der Geier Wahnsinn krallt mich schon an. Herzliche Grüße von Augusta, die ich sehr, sehr liebe. Ihr alter treuer Detlev L.

An denselben.

Kellinghusen, 12. 6. 88.

Liebster Freund! [. . . .] Anliegend die „Denkschrift“. Sehen Sie zu, was sich machen läßt. S o geht's nicht länger. [. . .]

Drei Sachen in der Denkschrift sind furchtbar: 1) Meine Bücher. 2) Meine Ärzte. 3) Mein Wirth.

Ich weiß, liebster Freund, daß Ihre Discretion nur d e m etwa Einblick — u. auch dann nur, wenn es wirklich nöthig ist — geben würde, von dem Sie erwarten können, daß er oder sie eine Persönlichkeit ist, die sie nicht falsch auffaßt. Nach meinem Tode, stürbe ich im Elend, wie es wohl sein wird, bitte ich diese Denkschrift irgendwo in einer gelesenen Zeitschrift zu veröffentlichen.

Ihr alter getreuer L.

Einer hier, der Herr Bürgermeister Jargstorff, ein famoser Mensch, kennt genau meine finanziellen Verhältnisse — wer kennte in meiner Heimath übrigens nicht „die Schulden des Herrn Barons“ — u. würde sehr gern bereit sein, Unterhandlungen, Auskunft zu vermitteln, zu geben. Sollten Sie schreiben vielleicht, so lassen Sie von Sich aus einfließen, daß ich nicht zu den Dutzenddichtern gehöre. Als D i ch t e r kennt mich hier Keiner. Sie wissen ja: Der Prophet u. s. w.

Ihr D.

Denkschrift.

Ich klage nicht deßhalb, daß ich, durch meine Lage gezwungen, in ungeheurer Einsamkeit sitze, obgleich als erste Bedingung für einen Schriftsteller gilt, daß er mitten in der Welt stehen muß.

Ich klage nicht deßhalb, daß ich, durch meine unglückselige Geldlage bedingt, auch nicht die kleinste Freude habe, auch nicht die kleinste Anregung, obgleich ein Dichter immerwährende Anregung haben müßte, soll er Dichter sein. Die Folge ist gänzliche Versumpfung u. Austrocknung meines Geistes in den kleinlichen, erbärmlichen Verhältnissen meiner Umgebung.

Ich klage nicht, daß ich oft, sehr oft habe wirklichen Hunger erleiden müssen; in der Regel 3 Tage, einmal allerdings 5 Tage. Denn es ist eine unerläßliche Bedingung für einen Deutschen Dichter — ich meine hier nicht den Fabrikanten —, daß er, hat er kein Geld, hungern muß. Deutschland würde im höchsten Grade empört sein, könnte es nicht ab u. zu einen durch Hunger und Sorge wahnsinnig gewordenen Dichter ins Irrenhaus wandern lassen.

Ich klage nicht deßhalb, daß ich täglich, stündlich mich herumschlagen muß, meiner Schulden wegen, mit Advocaten, den Gerichten, Offenbarungseiden; daß jeden Tag der Gerichtsvollzieher bei mir ist, obgleich ein Dichter feinfühlig ist und naturgemäß diese ewigen Belästigungen — schon allein die fortwährende Correspondenz mit meinen Gläubigern p. p. — auf jede größere Hervorbringung von Werken in denkbar schlimmster Weise einengend, zuschnürend, erstickend wirken müssen.

Ich klage deßhalb: Der ewigen Demüthigungen wegen! Ich kann es nicht mehr ertragen.

An die schließliche Bezahlung meiner Schulden, die sehr hoch beziffert werden müssen, denke ich durch eigene Kraft; aber es sind einige tausend Mark nothwendig, soll ich überhaupt noch leben bleiben:

1) Nachdem eine fast 2jährige Krankheit mit schwersten Operationen hinter mir liegt, in der Alles bezahlt ist, bleiben mir noch zu bezahlen:

a) mein hiesiger treuer Arzt, Herr Dr. Neber,

b) der große Meister in Kiel, mein Operateur, ebenfalls auch als Mensch ein herrlicher, Herr Doctor Neuber.

Der Gedanke daran, daß sie noch nicht bezahlt sind, ist mir ein unbeschreiblich peinlicher.

2) Mir wurde meine kleine Bibliothek — der Schulden halber — vom Gerichte p. p. genommen: Mein Handwerkzeug. Sie ist für 500 M. noch zu haben; steht hier in Kellinghusen bei Herrn Julius Delfs, der sie angekauft hat. Ich selbst dürfte sie unter keinen Umständen wieder haben, da sie von den Gerichten, Gläubigern, auf der Stelle wieder verkauft würde. Gegebenen Falles müßte diese kleine Bibliothek von einem angekauft u. mir leihweise solange

überlassen werden, bis ich, nach Bezahlung meiner Schulden, sie von diesem wieder käuflich erwerben könnte.

Ach, wie sehne ich mich nach diesen Büchern.

3) Einige 100 M., um ganz unerträgliche scheusliche kleine Schulden bezahlen zu können: Postboten, armen Schuster, Waschfrau p. p.

Das Unerhörte, mir ist's passirt: Nicht von meinem Verleger, nicht von meinen Freunden gehen die Kritiken über mich mir zu, sondern von meinen Gläubigern. Jedes Mal dann ist ein erneuter gerichtlicher Angriff auf mich die Folge, weil die Gläubiger mich für reich durch meine Bücher geworden glauben. Ich bin mehr als ein Märtyrer. Außerdem kauft ja kein Mensch meine Bücher. Ich bin, im Gegentheil, meinem Verleger viel Geld schuldig.

Ich klage nicht an: Meinen Verleger, meine Verwandten, mein Vaterland. Hätten es in Deutschland einige reiche Leute gewußt, so hätten sie mir gern die Summe vorgestreckt.

Meinen Kaiser, mein Vaterland, die Armee, die ganze Jägerei liebe ich aus tiefstem innersten Herzen.

Meiner Ehefrau Augusta, Freifrau von Liliencron, kann ich nur in unendlicher Dankbarkeit gedenken. Sie hat in unausgesetzter Liebe und Treue und Aufopferung mich nie verlassen, mit mir gehungert, unaufhörlich mich getröstet.

Nachschrift. Ganz unerhört quält mich auch eine jahrelange Schuld bei dem hiesigen Gastwirth W. Benthin. Es sind etwas über 400 M. Der Mann ist selbst deßhalb sehr in Noth.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 4. 7. 88.

[. . .] Ach, lieber Freund, diese Zwecklosigkeit unseres Lebens. Nur ewige Qualen. Ich lege ein Gedicht aus Nr. 11 der „Schriftsteller-Zeitung" bei. Ich schrieb 3 Oden, sonst schreckliches Versmaaß. Wie auch wohl für immer mit meinen Oden vorbei.

Ach, zuweilen möchte ich Ihnen gegenüber sein u. Ihnen mein Herz ausschütten. Ich glaube doch, so sehr ich Egoist

bin, aber ich habe wie Sie — ein Dichterherz: halb verrückt; sieht so Vieles, das Andere nicht sehen; hat größere Freuden u. Schmerzen als die Nichtdichter, will sich mittheilen den Gleichdenkenden u. Gleichfühlenden; ach, liebster Friedrichs, die tiefen, geheimnisvollen Gründe eines Dichterherzens!

Ihr alter tiefgetreuer,
Sie ans Herz schließender Liliencron.

NB! Die vorstehenden Zeilen betreffen keine Geldquälerei; es giebt auch noch andere! Augusta grüßt herzlich; sie freut sich unbändig mit mir, Sie bald wiederzusehen.

Ich schrieb in den letzten Wochen unglaublich viel u. Gutes; Seelisches; kein Liebesgetändel.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 26. 7. 88.

Eigentlich auch heute, mein sehr geliebter Freund, kann ich nicht auf Ihre letzten so lieben Briefe antworten. Denn ich habe stark an einer Zahnfistel — (wo im Leben, ob körperlich oder geistig, wäre ein Platz, der schmerzlos wäre) — gelitten und leide auch noch heute heftige Schmerzen.

Den schwarzgeränderten Briefbogen nahm ich zufällig. Es ist ja auch im Leben ganz gleich, ob schwarzgerändert oder nicht, da Alles schwarzgerändert ist. [. . . . .] Ihr L.

An denselben.

K. H. 30. 7. 88.

Eben, mein sehr l. Freund, erhalte ich Ihren interessanten Brief. [. . .]

Was Sie über die putzige, unerklärliche Hochemporkommung der Hofprediger sagen u. über die ewige furchtbare Kaiser-Ansingung, ist ganz in meinem Sinne. Doch finde ich Henckells Verse frech; sage mir aber, daß er nach 10 Jahren anders denkt. Ich komme immer mehr hinter Ihren Grundsatz, keine Zeitungen zu lesen. Zur Zeit lese

ich nur noch, und zwar mit vielem Behagen, die Kreuzzeitung! Ja! Von ihrem greulichen religiösen Blödsinn natürlich abgesehen, habe ich bei ihrer Lesung sonst die innigste Freude. Denn kein Blatt ist so furchtlos wie die Kreuzzeitung. Es ist meine höchste Seelenfreude, in den Tod zu gehen für Kaiser u. Vaterland. Und ob mein Kaiser 4 Jahre ist oder 400 Jahre: ich ginge begeistert für ihn in den Tod. Das jüdisch-demokratische Gewinsel ist mir denn doch noch ekelhafter als die widerliche Kaiseransingung. Es ist ja sehr gut, daß der edelste Mensch, der nach Christus edelste Mensch: Kaiser Friedrich III. gestorben ist. Sein Herz neigte stark zu dem gräßlichen Unsinn der socialdemokratischen Langweile u. allgemeinen Verbrüderung. Und nun bitte ich Sie, an die Folge zu denken! Die Bestiennatur unserer verruchten u. verfluchten Menschenrasse hätte natürlich (— o, natürlich! —) nur scheußlichen Undank für die allumfassende Liebe dieses unbeschreiblich herrlichen Kaisers gehabt. Gut, gut, daß er todt ist. Hoffentlich hat Kaiser Wilhelm II. die Knute für das Menschengezücht in der Faust. Die ist besser. Ja, so sind meine politischen Ansichten. Ich bin Monarchist. Im Übriegen will ich auch keine Zeitungen mehr lesen. Es ist ja doch Alles Lug u. Unsinn u. Blech. [. . . .]

Für heut Lebewohl. Das fühl ich, daß Sie ein edler Streiter sind, ein wahrhaftiger Wahrheitssucher! Und deßhalb schüttle ich Ihnen dankbar und bewundernd die Hand. — O Gott, Friedrichs, Friedrichs! Die Wahrheit: Es ist ja Alles, Alles Unsinn, Sie lieber Kerl! —:

1) Geld, 2) Geld, 3) Geld
  a) Zufall
  b) die stärkste Faust
  c) das klügste Gehirn!

Adieu, Adieu, alter lieber einsamer (I know, I know) Freund. [. . .]

So, nun will ich 4 Stunden in meinen menschenverlassenen Spaziergängen gehen (Dank! keine Bestien dort!)

Ihr alter, treuer, ja treuer Freund.
Der Einsame dem Einsamen.

An denselben.

K. 10. 8. 88.

Haben Sie Dank, mein geliebter Freund, für Ihren letzten Brief. [. . .] Sehr interessant waren mir auch Ihre politischen Ansichten. Darin sind wir Beide derselben Meinung, daß die Politik sehr öde ist u. den menschlichen Charakter verdirbt. Ich, der Kreuzzeitungsmann, hasse natürlich alle freisinnigen u. demokratischen Parteien. Daß z. B. Bebel ein vortreffliches Herz haben kann, bezweifle ich nicht; zum größten Theil aber — außer einigen Schwärmern u. wirklich edlen Herzen — sind die socialdemokratischen Führer Bestien, die es nur auf den Augenblick abgesehen haben, wenn die große Plünderung beginnt. Und dann: gesetzt, der Wahnsinn einer socialdemokratischen Gleichstellung ließe sich durchführen, wie grenzenlos langweilig wäre das! Nein, den socialdem. Unsinn verstehe ich nicht . . . Was ich verstehe, ist der Anarchismus. Er, er, er läßt sich sehen. Das lobe ich mir: da kommt das scheusliche Raubthier, genannt der Mensch, doch direkt u. ohne Heuchelei zum Vorschein. Im Anarchismus ist der beliebte Kampf: Einer gegen den Andern. Da stoßen wir uns gefälligst gegenseitig gleich auf der Straße nieder, ohne Rücksicht auf einander; ja, das ist doch wenigstens interessant. Die verfluchte u. verruchte Rasse der Menschen kommt hier einmal in ihrer ganzen Bestiennatur so wundervoll zum Vorschein. Ei, ei, ei . . . . das ist doch was; aber das Andere, wie unbeschreiblich langweilig, nüchtern u. philisterhaft. Nein, vive le roi! Und noch im verzweifeltsten Augenblick des Königthums sieht man an meinem Helm das blaue Blümchen der Treue. Der Kaiser ist mir ein Abglanz der Heiligkeit; für ihn u. mein Deutsches Vaterland gebe ich den letzten Athemzug. Alles Übriege halte ich für Nonsens. Wie? Was? He? Etwa: Menschenrechte? Ha, ha, ha, Menschenrechte! Wann denn ist einmal ein Mensch — Mensch? Niemals! 100 000 Rücksichten walten hier. Wie? Was? He? Brüderliche Liebe etwa? köstlich, köstlich ist dies „brülljante" Wort. Brüderliche Liebe? Bei dieser schändlichen Mörder- und Mord-Gesellschaft, Menschen genannt, brüderliche Liebe?

Wie? Was? He? Gleichheit etwa? Die Hyänen der Socialdemokraten — (die Anarchisten, wie gesagt, verstehe ich; das sind himmlische Kerle) — wollen Gleichheit? Wie? Was? He? Sowie mit 100 000 000 000 Tonnen Menschenblut auf eine Minute Gleichheit war, gleich schlagen sich die „Führer" die Brandpauken und Petroleumfässer um den Kopf; dann wieder 100 000 000 000 Tonnen Menschenblut, u. es entsteigt aus ihnen der Dictator, Präsident, König p. p. Nein, nein: die K n u t e ist gut.

Doch genug von der Politik, Lieber; sie ist, wie ich Ihnen aus vollem Herzen Recht gebe, so überaus langweilig. Ich wollte, ich hätte Geld. Dann kaufte ich mir ein Gut — und sähe wohl niemals wieder Menschen. Ich kann sehr gut Jahrelang für mich a l l e i n leben. N a t ü r l i c h kommen wüthende Sehnsuchtsanfälle nach den anderen Bestien-Menschen. Dieser Geselligkeitstrieb ist uns zu tief, genau wie einzelnen a n d e r e n Thiergattungen, eingeimpft. Aber je mehr ich in meiner furchtbaren Einsamkeit die Gluthströme meiner Seele i n m i r s e l b s t verrinnen lassen muß, je wohler fange ich an, mich zu fühlen. Je grauenhafter wird mir der Verkehr mit den Menschen. Nun vollends hier, unter Bauern, deren Ideenkreis nie über die zweimeilige Bannmeile hinausgeht, von denen ich n i e m a l s ein anderes Wort höre als von ihrem Kohlgarten, die noch viel tiefer stehen als ihre Kühe u. Ochsen: Lieber! da wird man einsam, da m u ß man einsam werden. Ich fange an, mich mit heiterster Freude an den Tod zu erinnern, u. beginne immer mehr mir zu überlegen, wie ich wohl am „Anständigsten" aus der Welt kommen kann; u. Gewissen (Unsinn!) kenne ich nicht. [. . . .]

Das, was Sie von den Dichter-entzückten Damen aus Rom schrieben, bestätigt die u n g e h e u r e S c h ä b i g k e i t des Deutschen Volkes in Bezug auf sein K a u f e n von Büchern. Ja, großartig! Und nun bitte ich Sie: in Betreff der L i t t e r a t u r: das Deutsche Volk! Ein „Gebüldeter" liest nicht mehr „Gedichte". Das ist ein Factum. Durch die ewige Anpreisung des Schundes ist nun endlich dem „Gebildeten" ein Licht aufgegangen: „Man hat uns ewig belogen u. betrogen" — und nun kaufen sie nicht mehr.

Aber ein Wort von Ihnen noch, lieber, alter Freund. Sie schreiben: Die Worte des sonst so weisen Moltke „der Krieg ist ein nothwendiges Übel“ fallen schon jetzt nach u. nach der Lächerlichkeit anheim.

Das finde ich n i c h t. Die scheußlichen, zerkauenden Kinnbacken der Kriegsbestie werden n i e m a l s ruhen, weil wir — Menschen sind. Und deßhalb: Vis pacem, para bellum. Der K r i e g wird e w i g dauern; u. immer massenmörderischer werden. Sowie wir „abrüsten“ würden, fallen wie hungrige Schakale Frankreich u. Rußland über uns her.

Lieber Freund, ich merke, Sie sind noch Idealist. Das ist mir ganz unbegreiflich. Sie kennen ja die Menschen so gut wie ich.

Allmählich hört auch bei mir alle u. jede Correspondenz mit den „litterarischen Genossen“ auf, u. ich bin es g a n z z u f r i e d e n. Je weniger Correspondenz wir mit den edlen „Fachgenossen“ haben, je besser. Sie kennen ja unsere Deutschen in litterarischer Beziehung. Neid, Haß u. Mißgunst sind eben u n a u s r o t t b a r e R a u b t h i e r e. Deßhalb nicht nur der ewige Krieg zwischen Völkern u. landsmännischen „Brüdern“, sondern auch in den einzelnen „Branchen“, besonders in der „Branche“ der edlen „teutschen Tichterzunft“. So ist es!!!

Ihr D. L.

An Timm Kröger.

Kellinghusen, 10. Aug. 88.

Hochverehrtester Herr Rechtsanwalt! Hurrah, hurrah, hurrah, die Ulanen sind da, die Ulanen sind da — dies wollt' ich Ihnen eigentlich nicht schreiben, aber es steckt mir von den Markttingeltangelfreuden noch so im Kopf. Pardon! Also Hurrah, Hurrah, eben die Nachricht vom Chef-Redacteur der „Gesellschaft“: „Für die Humoreske des Herrn Rechtsanwalts Timm Kröger besten Dank! D a s i s t j a e i n k ö s t l i c h e r F u n d! Ich denke diese lustige Schalksgeschichte wird sich in der ‚Gesellschaft‘ sehr gut ausnehmen.“

Also herzlichen Glückwunsch! Ja, ich sah es nach den ersten Zeilen, daß es ein köstliches Original war, diese reizende Novelle. Glück auf den weiteren, ach nur zu dornenvollen Weg in der deutschen Litteratur. [. . . .]

Bitte eins: ehe ich es vergesse: Darf ich den Rath mir erlauben, ja nicht Ihren originellen Vornamen „Timm" abkürzen zu wollen in „T." oder ähnlich. Das sind Kleinigkeiten; aber — ein so seltener Vorname ist für Deutschland deßhalb so werth, weil er sich dem Leser einprägt. Näheres gelegentlich mündlich. Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr Detlev Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

K. H. 21. 8. 88.

Sehr l. Freund Friedrichs! Sie sollen keinen Augenblick auch nur Unruhe haben wegen der mißglückten 500 M. Es ist mir völlig dasselbe in Bezug auf Ihre große Güte, ob Ihr Versuch [bei Carmen Sylva] gekrönt ist oder nicht; u. ich sage Ihnen denselben herzl. Dank, so oder so. Dann auch bin ich so an Fatiguen gewöhnt, daß ich viel ertragen kann. Also machen Sie sich keine Minute mehr Scrupel. Ich werde versuchen, noch andere Schritte zu thun. [. . .]

Ich bin überzeugt, daß die Säuseldichter zum Rückzug blasen; aber hartnäckig vertheidigen sie noch einzelne Positionen u. machen Vorstöße, um dem Gros des abziehenden Feindes Zeit zu geben. Recht oft sind diese Vorstöße in letzter Zeit gegen mich gerichtet, u. zwar so gerichtet, als wenn ich den Guten viel Böses gethan. Und habe mich doch selten mit ihnen beschäftigt. Neulich stand: Ich wäre der „Haupt-Naturalist (sic!) der ganzen widerlichen neuen Secte". Nicht übel, wie? Sehr spaßhaft. Zufällig gab ich mein erstes Buch mit den „modernen Dichtercharakteren" im selben Jahre heraus. Deßhalb bin ich der „Hauptnaturalist". Köstlich! köstlich! [. . .]

Zu „Gestalten u. Landschaften" freue ich mich sehr. In Bezug auf Kritik (— ich schreibe Ihnen später darüber Näheres —) würde ich erfreut sein, Ihrem edlen idealistischen

Wahrheitsdrange wichtig sein zu können. Sie sind Idealist, ich Naturalist. Sie glauben an eine Verbesserung der Menschheit, ich halte diese ekelhafte Rasse mit jedem Tage mehr für schlechter u. unverbesserlicher.

Empfehlen Sie mich bitte einmal recht sehr zu Gnaden der Baronin Suttner, jener so heldenmüthigen wie geistvollen u. edlen Frau. Schon einmal nach „Es Löwos", ohne daß ich ahnte, daß *sie* die Verfasserin gewesen, wollte ich ihr dankend schreiben. Aber Heiberg, dieser prächtige Herzensmensch, hatte mich geradezu gewarnt, nicht mehr an jeden Dichter p. p. gleich loszulegen aus Begeisterung; es würde *falsch* aufgefaßt. So unterblieb es.

Ihr D. L.

Ich bin nicht wohl in dieser Zeit. Mein Körper hält *noch* aus; mein Geist kaum mehr. Ich habe eine tötliche Angst, wahnsinnig zu werden. *Wie* viel habe ich in mir zu verschlucken! *Nie* kann ich mich aussprechen, *nie* höre ich ein anderes Wort als über der Kleinstädter Schweine u. Kühe. — Friedrichs, meine Kraft (die seelische!) erlahmt. Es ist too much. 1000 Grüße von der guten Auguste und mir.

D. v. L.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 25. 8. 88.

Dank, Lieber, für Ihren prächtigen Brief vom 20. d. M., der so viel Anregung mir gab. Ich nehme Ihre Vorschläge alle dankend an . . . Ihre Idee mit dem Trotzkopf ist ja ausgezeichnet. Erst hatt' ich:

„Gemächlich schreitet in aller Ruh
Auf die Feinde dein mächtiger Schuh."

Aber das „mäch" in „Ge*mäch*lich" u. „*mäch*tiger" störte meinen Künstlersinn. Fällt Ihnen Besseres ein, so bitte ich um gelegentliche Antwort.

Vortrefflich, vortrefflich ist, was Sie von unserer *dichterischen* Zukunft sagen; ich stimme Ihnen begeistert bei. Sonst halt ich von den ekelhaften kleinen Viehbeestern, den

Menschen, zu wenig, als daß ich an irgend eine Zukunft, auch ahnungsvoll in „500 Jahrhunderten" nur, glaube. Dieses kleine unangenehme Raubzeug steht bei mir tief unter Ottern u. Schakalen.

Das Wort „Neid-Haß", das Sie brauchten, ist äußerst richtig zusammengesetzt. Ein sehr charakteristisches Wort für die geehrte Menschenwelt. [. . . . .] Ihr treuer D. L.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 28. 8. 88.

[. . . .] Meine neuen Gedichte werde ich einfach „Gedichte" nennen. Wilh. Friedrich ist genugsam bestraft für das Wort: „Adjutantenritte". Ich wußte damals noch nichts von unsern litterarischen Verhältnissen, hatte aber doch schon „Gedichte" vorgeschlagen. [. . . .]

Mein Gedicht „An meinen Freund den Dichter" ist wohl die rücksichtsloseste Satyre auf den deutschen Lesepöbel u. Nichtlese-Pöbel, die jemals geschrieben wurde. Nur M. G. Conrad hatte den Muth, sie anzunehmen.

Für heute, leben Sie wohl. Ich hoffe, daß Sie sich gut in Kopenhagen amüsiren. Man soll die paar Lebenstage so gut ausnutzen, wie man nur irgend kann. Nachdem ich im Frühjahr meine „Gedichte" herausgegeben habe, schließe ich die litterarische Bude u. hoffentlich auch meine Lebensbude. Endlich habe ich dann wohl den Muth dazu. Ihr D. L.

An Karl Henckell.

Kellinghusen, Holstein, 15. 9. 88.

Lieber Dichter Henckell! Eben las ich Ihr herrliches „Erlöst". Nie ist ein uns (alle Menschen) ewig bedrängendes und ewig quälendes „Gefühl" so wundervoll in einem Gedicht gelöst worden, wie in Ihrem „Erlöst". „Dir gab ein Gott u. s. w.". Besten Dank! Belästigen Sie Sich nicht mit Wiederschreiben. Ich bin unbescheiden genug, Ihnen zu sagen, daß ich weiß, daß Sie auch meine Dichtungen, wenn auch nur als „Dichtungen", lieben. — Dank für Ihre

Postkarte. M e i n ist die Scholle (— wenn auch diesmal im Monde —) doch!!! Lassen Sie uns Jeder unseren Standpunkt festhalten. Ich verstehe Alles.

Ihr ergebenster Detlev Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

Kellinghusen, Holstein, 17. 9. 88.

Hochverehrter u. sehr l. Freund! Dank für Brief u. die Lt. Blätter. Obgleich es mir wieder nur ein pro domo-Wort des energischen, wunderlichen Bl. zu sein scheint, so thut es andrerseits nichts, daß die infame Zeitungsbande einmal tüchtig gerüttelt u. geschüttelt wird. Der Hochmuth dieser Leute übersteigt alle Grenzen. [. . . . .]

Neid herrscht natürlich auch im Offiziercorps wie überall, aber doch nicht im Entferntesten ein solcher Neid u. „Neidhaß" wie in der geehrten Schriftstellerwelt. Im Ganzen ist es eine unendlich ruppige Bande. Von Kameradschaft keine Spur.

[. . .] Hol mich der Satan: Ein Dichter wälzt, vermöge seiner geistigen Beanlagung, Anderes in sich umher als der Kesselflicker, und doch verlangt die Welt durchaus den Dichter u. den Kesselflicker in e i n Heringsfaß. Dieser Scheißkerl von einem Philister; dieser infame „bourgeois"; ich hasse ihn, wie ihn nur ein Socialdemokrat hassen kann.

Ihr Liliencron.

An M. G. Conrad.

Kellinghusen, Holstein, 14. X. 88.

Hochverehrter Freund!

„Kartoffelsupp, Kartoffelsupp,
den ganzen Tag Kartoffelsupp,
Supp, Supp, Supp!"

Dieses wahnsinnig aufregende Siegesgelärm unseres Infanteriehornes, wenn zum unwiderstehlichen Angriff in seiner ehernen nüchternen Weise geblasen wird,

verklingt (— o lieber Freund, ich könnte Ihnen um den Hals fallen —) jetzt auf der ganzen Linie bei uns. Aufsatz über Aufsatz in den Zeitungen und Zeitschriften und Broschüren les' ich jetzt, die alle das mit den vollgenommensten Backen posaunen: Die Naturcredoidealisten (pardon für das Wort) siegen!!! Gestern hatte ich die Nummer 27 des „Deutschen Literaturblattes", die einen Aufsatz von W. brachte, der allerdings hämisch (natürlich!) war, aber doch mit der sauertöpfischsten Miene unsere Vorwärtsbewegung (wenn auch nur „auf die nächsten 25 Jahre"!!!) zugab. Ein solcher Artikel sagt mehr als tausend Lobhudeleien. Endlich, endlich hat man Ihre (ich meine Ihre als Ihre persönliche) Bedeutung anerkannt. Und Ihnen darüber meine von ganzem Herzen kommende Freude auszusprechen, war die Hauptveranlassung zu diesem Briefe.

[. . .] Ich konnte mich neulich einer tiefen Rührung nicht enthalten, als ich Ihren Brief gegen die Kritik in der „Schles. Zeitg." in der „Gesellschaft" fand. Ja, dies Hundepack! Durch welche Schmähungen, Verläumdungen, Niederträchtigkeiten haben wir durchgehen müssen und — nur ja nicht Gewehr bei Fuß schon! — werden wir noch kämpfen müssen. Vorwärts! Im „Drauf" liegt der Sieg. Sie, kühner Freund, sind denn doch der allererste „Realist" in unserer Bewegung. Seit fast zwanzig Jahren streiten Sie dafür, bis endlich mit Bleibtreu und Hermann Friedrichs (Magazin!) anschließend wir Übrigen unserm bedrängten, im tollsten Gefecht alleinstehenden Vorkämpfer zu Hilfe kamen. Ihr Horn von Roncevalles haben wir gehört, ehe es zu spät war . . . Fort, fort mit aller Simpelei, mit all der greulichen (— weil unnatürlichen —) Tuterei des „Idealismus" und der scheuslichen deutschen Schulmeisterei. Natur, Natur! — und lieber, soll es sein, zu natürlich als zu „idealistisch". [. . . . .]

Gott im Himmel, wie möchte ich gern Sie sehen, Ihnen persönlich danken für so viel Herrliches aus „Was die Isar rauscht" (die Balgerei mit den Schneidermädels! göttlich, göttlich!) in München, und die Freunde alle (ich kenne nur Heiberg) in die Arme schließen, mit denen ich die hohe Ehre

habe (ja, es ist mir eine hohe Ehre!) an einer Seite kämpfen zu dürfen. Auch nach Berlin und Leipzig möchte ich; hier ersticke ich, m u ß ich ersticken. Ich gebe Anfang 89 „Gedichte" heraus. Das Letzte, was wohl geschrieben ist von mir. Und doch glühe ich immer mehr. [. . .]

Ihr treuer Detlev Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, Holstein, 21. X. 88.

Hochverehrter Herr Fuchs, darf ich mir gestatten, Ihnen zur geneigten Ansicht und zu mir gütigst zu gebenden Verbesserungsvorschlägen (n a m e n t l i c h in Bezug auf die Sprache) das anliegende Gedicht zu überreichen. [. . .]

Besonders der Satz: „In seiner Nähe angekommen, drückt er . . ." Ich verstehe, und wohl Jeder würde es so verstehen: Als i ch in seiner (des Hundes) Nähe angekommen, drückt er u. s. w. Aber es ist wohl schändliches Deutsch? Könnt' ich sagen: „Als ich in seine Nähe komme, drückt er" —?

Bitte seien Sie sehr streng mit Ihren Aussetzungen und haben die Güte, mir Vorschläge zu machen. Der Hiatus einmal darin: „Sie ist's" macht mir vor Schauder fast Krämpfe, aber ich krieg' ihn nicht fort. Auch bitte ich, die Interpunktion sehr gütig beachten zu wollen.

Bitte nehmen Sie mir dies nicht übel. Aber nie war ich bei einem Gedicht so ängstlich, wie bei diesem.

Was schreiben Sie jetzt? Und vor Allem, wie geht es Ihnen? Sind Sie einsam wie ich?

W a s g ä b e i ch d a r u m , täglich mit Ihnen verkehren zu können! Alles, Alles muß man ja in sich verschlucken!

Meine Frau läßt herzlich grüßen. Wir ersehnen die Tage mit Ihnen zurück. Es war ein Lichtpunkt für sie und mich! — Ich schreibe ungeheuer viel. Aber m u ß untergehen, weil mir jede Anregung fehlt. Ich komme jetzt erst zum B e w u ß t s e i n , daß ich Kritzelmeier bin.

Ihr treu ergebener Detlev Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

Kellingh. 29. X. 88.

[. . . . .] Ich bin der krasseste Naturalist! Ich erwarte Nichts vom Leben als Ärger, Ekel, Schändlichkeiten. Die Menschen — always excepted the present company — alle sind für mich die größten Schufte (ich selbst an der Tête), die nur darauf ausgehen, zu betrügen. Ich sage aber — weil ich Atheist bin, wenigstens Atheist, wie es die blöde Menge auffaßt —: das Menschenvieh ist so angelegt von Hause aus. Also wir — always excepted present company — Bestien können ja garnicht anders.

Um es auch noch einmal zu wiederholen: ich freue mich, daß das Magazingewehr höher (in der „Jetztzeit") gilt als die herrlichste Dichtung (Lyrik) Goethe's. Wie? Sollen wir uns von giftgeschwollenen, neidischen, ekelhaften Franzosen und Russen etwa durchprügeln lassen? Die würden einmal wirthschaften in Deutschland. Wie? Was? Liebster, wenn ein Kosack Ihnen die Nase aufschlitzte? Nein, Nein! Das Magazingewehr und — dann die Dichterei. Mein Gott, außer dem kleinen Verdienst, daß unsere kleine muthige Schaar (Bleibtreu, Sie, Conrad und einige Wenige) es vermocht haben, die Butzenscheibenlyrik zu verdrängen, ist doch noch nichts geschehen. Bei uns sind es Alles noch Anfänge. Wer in aller Welt soll sich denn für unsere Litteratur interessiren? Ich frage, liebster Freund, wer? Der Dichter gilt in Deutschland, überall, als Narr. Sehn Sie die erste beste Nummer der „Fliegenden Blätter" an, da sehen Sie, was Deutschland vom Dichter hält. Ich glaube, ich habe es treffend in meinem colossal langen Gedicht „An meinen Freund den Dichter" auseinandergesetzt [. . .]: Ich halte, glaub' ich, meinen Kammerdiener höher als den Dichter, und so denken auch alle andern Deutschen, völlig gleichgültig, ob sie Prinzen, Schuster, Excellenzen, Droschkenkutscher pp. sind. Ja, ich frage: wer soll denn Interesse haben für unsere Litteratur. Die Buchhändler stecken ihren Kunden Baumbach p. p. in die Hand. Anderes kennt Deutschland nicht. Man erzählt von Bismarck, daß er sich wenig liebenswürdig über Heyse geäußert habe. Bismarck ist Realist und

Naturalist, da ist seine Äußerung erklärlich. Aber diese Äußerung giebt mir zu denken: Man sieht daraus den Werth unserer Litt. Wie gesagt: unsere Schule hat noch nichts hervorgebracht, wir sind nur die Vorläufer! Daß ein solcher Riesengeist, ein solches Genie wie Bismarck, vor dem ich mich in den Staub beuge seines Genies wegen, keine Lust an der Litt. hat, ist selbstverständlich. Der hat wahrlich Wichtigeres zu thun als Verse zu lesen. [. . . . .]

Daß Sie meinen: Magazingewehr p. p. deßhalb müsse der Dichter verhungern p. p., ist ja im höchsten Grade richtig gesagt. Aber: wie denn soll es anders werden? Die Menschen — nun, die Menschen: die Menschheit wird mit jeder Erfindung — (eine neue Erfindung dient jedesmal dem Grundgedanken jedes Einzelnen: nun noch besser den andern zu übervortheilen p. p.) — schlechter. Die Ideen der Sozialdemokratie, allgemeine Menschenliebe u. s. w. halte ich für Wahnsinn, Blödsinn, weil sie gegen die Natur des Menschen sind. Nein! Kaiser und Vaterland, u. so lange Magazingewehr, bis wir sicher sind, nicht überfallen zu werden. Und wann wird der Fall eintreten? Nie!!!

Ihr Liliencron.

An denselben.

K. 8. 11. 88.

Mein hochverehrter Freund! [. . . .] In Betreff Ihres vorletzten Schreibens (Caligula) war ich zweifelhaft, ob es ersprießlich wäre, in einem Briefwechsel zu bleiben, wo so sehr die politischen Ansichten auseinandergehen. Gerade finde ich die Rede des Kaisers vortrefflich. Diese Halunken! die immer Maul voll haben im Geschimpfe auf Militair und Polizei, um sofort (diese Feiglinge) sich hinter die Soldaten zu verkriechen, wenn Krieg oder Revolution in Aussicht stehen. Mit der Reitpeitsche hätte er sie züchtigen sollen. Ja, das sind diese Hunde, die das eben erstandene Deutschland wieder vernichten wollen. Diese Elenden, die da mit Allem im Verein sitzen, was hämisch lauernd in Inland und Ausland lebt, und nur den Augenblick ersehnen, wo's „losgeht":

Ultramontane, die sogenannten Freisinnigen, Feudaladel à la Kreuzzeitung, Socialdemokraten, und wie das Gezücht sonst noch heißt. Ich aber schreie: Hoch mein Kaiser! und heilig ist mir mein Deutsches Vaterland. [. . .]

Liebster! Ich halte Sie — nehmen Sie es mir nicht übel — für etwas starrsinnig und eigensinnig. Mein Gott, ist es denn diese Welt werth, daß man sich soviel ärgert? Nein, und abermals nein. . . .

In Betreff des mir gütigst gesandten 3. Kapitels, so war ich entzückt. Ihre Sprache ist goethisch zauberhaft, wenn Sie einige Roheiten darin unterlassen wollten, die Goethe so himmlisch zu umschreiben wußte. Goethe hat in den „Wahlverwandtschaften" das Thema gebraucht, das selbst Zola in seiner Brutalität nicht wagte. Nun, angenommen jene dumme Millionenheerde: wer sagt nicht, daß Goethe mit jener seiner einzigen Anmuth Alles schreiben durfte. [. . . .]

Ihr L.

An denselben.

K., Holstein, 13. 11. 88.

Mein l. Freund Friedrichs! Ja, so lassen Sie uns denn auf neutralem Gebiet weiter einer dem andern schreiben. In einem Gedicht schrieb ich: des Tages Grausamkeit vergessen. „Des Tages Grausamkeit vergessen" ist gut.

Ja! Sie müssen fabulieren in Ihrer Erzählung. Denn selbst der, der keine Ahnung hat, daß das wirklich geschehen ist, wird es instinctiv herausfühlen, und damit ist der Zweck der Dichtung verfehlt. Dann schreiben Sie einfach ein Pamphlet gegen Ihre häuslichen Verhältnisse. Goethe wußte sehr wohl, was er that, als er „Wahrheit und Dichtung" schrieb. Seine Künstlerseele traf immer das Richtige. Ich rathe also wirklich sehr dazu: „Dichtung" hineinzubringen. Das ist meine innerste Überzeugung. [. . . . .]

Recht sehr bitte ich, mir die „Kritischen Jahrbuchs"-Hefte gütigst übermitteln zu wollen. Nun, also endlich gehen die „Gebrüder", wie sie Bleibtreu, der sie abscheulich und im höchsten Grade uncavaliermäßig behandelt hat, nennt, aus der Verteidigung zum Angriff über. Ich glaube, obwohl ich

ihnen nie etwas gethan habe, die „Gebrüder" hassen mich. Merkwürdig, aber es liegt mir so im Gefühl.

An Georg Brandes schickte ich 85, als „Adjutantenritte" erschienen waren, die scheußliche, infame Kritik des Lümmels im „Hamb. Correspondenten". Es war die erste Kritik, die ich las. Ich rannte umher wie ein auf den Deetz geschlagener Hammel. Brandes erwiederte damals mir sehr freundlich: ich solle mich nicht daran kehren. Bitte erinnern Sie ihn — ihm von mir dankend — daran. Sie haben ihm wohl von mir erzählt, daß ich kein Allerweltsdichter sei.

Ja, grauenhafte Geschichten sind jetzt im Laufen in Deutschland. Mir selbst (natürlich außer Zusammenhang mit dem Ebenerwähnten) passirte Folgendes. Ein Dichter (X) sandte mir seine Broschüre; ein anderer (Y) die Antwort darauf. Diese fand ich, obgleich ich Y enorm hochhalte, im höchsten Grade maaßlos und schrieb das auch an X. X nun hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese meine Antwort an Y zu senden!!! Sic!!! Nun bitt' ich Sie!!!!!

Ich habe mich vor die Stirn geschlagen. Aber das Gute hat es denn doch: Nun habe ich zum letzten Mal eine litterarische Dummheit begangen. Jetzt: schweigen, ganz sich in seine Vorhaut zurückziehen p. p. [. . . .]

Und nun addio, alter Geliebter! Aber lassen Sie mich mit Politik zufrieden. Sie quälen mich sonst.

Ihr treuer Liliencron.

An Alfred Biese.

Kellinghusen, Holstein, 21. 11. 1888.

Hochverehrter Herr Doctor. Ich habe heute Morgen eine so schöne Stunde gehabt durch Ihren herrlichen Aufsatz in den Litterarischen Volksheften: „Theodor Storm und der moderne Realismus". Nehmen Sie meinen wärmsten Dank. Es giebt keinen größeren Verehrer Storms als mich. Irgend etwas, was ich nicht aufklären kann in meiner Seele, zieht mich zu ihm mit magischer Gewalt. Ich bin sein Landsmann, darin mag etwas liegen: Ich liebe mein kleines Heimathland wie er. Die Gemeinde Storm's ist eine sehr

kleine, u. immer wird sie es bleiben. Die Menschen, die Schönes empfinden können, sind selten. [. . .] Der Deutsche, es ist traurig zu sagen, liebt die Rhetorik: deßhalb die Begeisterung für Schiller. Bitte, mich nicht mißzuverstehen; wir wollen ihn heilig halten, diesen Großen. — Ich las vor einigen Tagen: Hehn „Gedanken über Goethe". Hier fiel mir die Abtheilung „Goethe u. das Publicum" besonders auf, wie selbst dieser Einzige so wenig Verständnis gefunden hat u. findet. Ich schrieb neulich von Goethe, daß, 50 Millionen Deutsche angenommen, nur 5000 ihn liebten; heute sage ich 500. Uhland, dieser Deutscheste, dieser Köstliche, Unvergleichliche, wird entschieden weniger gelesen als der Didaktiker Rückert u. als — Heine. So ist es! Und Mörike? Ja, wer denn kennt ihn. Storm hat immer wieder auf ihn hingewiesen; es hat nichts geholfen. Und endlich, nach Storm's Tode: der einzige Lyriker, den wir haben, der große Schweizer Gottfried Keller: nur äußerst Wenigen ist er überhaupt bekannt. Das ist Alles so trostlos in unserm Deutschland. Weiß es Gott, ich liebe Kaiser und Reich mit meinem ganzen Herzen, aber die Erbärmlichkeit der Deutschen, mit der sie ihre paar (gegen die Millionen der schrecklichen Dilettanten) wirklichen Dichter behandeln, empört mich immer von Neuem. Immer nur die Modedichter sind es, die gelesen werden, diese saft- und kraftlosen Kerls. Der Deutsche — mir unerklärlich eigentlich — begeistert sich für Abstracta. Und damit ist der kleine (verständnishabende) Leserkreis Storms erklärt.

Sehr, sehr habe ich Ihnen zu danken für das, was Sie über den Humor sagen. So ist es! Der Humor fehlt unsern „Jüngsten" fast ganz, der Humor und — die Künstlerhand. Ich selbst, als Kritzelmeier, bin mit Begeisterung „Naturalist", um das verpönte Wort zu gebrauchen. Vor Allem zog es mich dahin, weil ich den Muth dieser Jüngsten (es ist ja unbestreitbar viel Widerwärtiges u. Unfertiges von diesen geschrieben, aber es wird sich klären), den Muth bewunderte: einmal Front zu machen gegen diesen ganzen ekelhaften Wischwasch, der sich, zur Zeit, Deutsche Litteratur nennt. [. . . .] Es ist unleugbar, Storm hat es bis ans Grab nicht verwinden können,

daß er so wenig Verständniß fand; am wenigsten natürlich in der eigenen Heimath. Es ist viel Heuchelei bei Vielen, die sagen, sie „liebten" ihn. Sie verstehen ihn einfach nicht, diese Menschen. Erst vor wenigen Tagen hörte ich noch von einem „Hochgebildeten" die Äußerung: „Ich verstehe nicht, was man immer so viel Wesens macht von Th. Storm; seine ‚Sachen' (sic) sind ja ganz niedlich allerdings" . . . Wie gut, daß Storm wenigstens nicht mit äußerer Noth zu kämpfen hatte; die guten Deutschen hätten ihn ebenso verkommen lassen, wie Kleist (— diesen habe ich in der letzten Schorer's Familienblatt-Nummer gerächt, bitte lesen Sie das Gedicht —) Bürger, August Platen, Lindner, Leutshold u. s. w. Ein Barbarenvolk gegen seine paar wirklichen Dichter. [. . . . .]

Und nun noch einmal: Innigen Dank für Ihre Storm-Broschüre. Ja, Storm war — ein Dichter!

Hochachtungsvoll ergebenst Detlev Frhr. von Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

K. 24. 11. 88.

Liebster, eben erhalte ich Ihr Buch, und freue mich riesig darauf. Ein kurzes Blättern hat mir schon allerlei prächtige Genüsse in Aussicht gestellt. Ich werde um so andachtsvoller lesen können, als ich auf kurze Zeit wieder das Bett hüten muß: Bei einem schnellen Bücken ist in einer meiner furchtbaren Wunden eine Ader gesprungen, und hat sich — sehr gut — nach außen den Weg gesucht; wäre sie nach innen gegangen, hätt' ich schon jetzt wohl die Augen für immer schließen müssen [. . . . .] Für heute: Lebewohl, Sie mutiger Mann. Mut ist so schön, wie er selten ist.

Ihr alter Liliencron.

An Ludwig Frahm.

Kellinghusen (Holstein) — 2. 12. 88.

Hochverehrter Herr Frahm [. . .] In Betreff der besonderen Sagen pp., so will ich diese verwenden zu einem

Heldengedicht „Die Dithmarschen", das ich schreiben möchte in den nächsten Jahren. Nur: Die Hochzeit von Windbergen reizt mich seit Ihrer heutigen Karte so sehr, daß ich sie einzeln als Ballade oder ähnlich behandeln will. Zur Stunde durch Ihre Karte angeregt, sehe ich nur 2 Pfeifer vor dem Hochzeitszug und einige derbe Hochzeitssitten pp. à la Holländer Malerei — und das anrückende Heer, den finstern König, deutsches Frührenaissance-Bild. Was daraus wird, wann das alte Weib, die sogenannte Muse, mich so peinigt, daß ich es schreiben muß, weiß ich nicht. Niemals zwinge ich mich. Bitte, haben Sie die Güte, mir das Beste zu schicken, was Sie haben in Bezug auf die Hochzeit von W. Es sind nur wenige Worte, so viel ich mich erinnere. Ich habe zur Zeit keine Bücher, darauf bezüglich, hier. [. . . .]

Ihr treu-ergebener Detlev L.

An Hermann Friedrichs.

3. XII. 88.

Sehr dankbar, mein liebster alter Freund, bin ich für Ihre Fingerzeige, die ich namentlich für „Der g. Empfang" benutzt habe. Das „gered't" u. „egal" möchte ich stehn lassen, weil das Ganze ja im saloppen Ton geschrieben sein soll. [. . . .]

Sie sehen, es regt sich überall. [. . .] Es ist Friedrich Nietzsche, über den Deutschland z. Z. außer sich vor Aufregung durch seine Schrift „Der Fall Wagner" ist. Sein Hauptwerk soll sein: „Also sprach Zarathustra". Wir Deutschen müssen jetzt schöne Dinge darüber hören, so u. a. daß Taine (in Paris) u. Brandes (in Kopenhagen) ihn erkannt haben; wir natürlich nicht. [. . . .]

Gestern wieder gepfändet. Meine Frau weint dann immer schrecklich. So geht's, ich kann bei Gott sagen: jeden Tag. Und dazu: der Einzige, der mir etwas leiht, ist — der Gerichtsvollzieher! O, die Schmach, die ewige Schmach u. Schande. Die ertrag' ich nicht mehr. [. . .] Ich soll und muß mich erst erschießen, will Deutschland.

Ihr alter L.

An Reinhold Fuchs.

K. H., 19. I. 89.

Haben Sie freundlichsten Dank, lieber Freund, für Ihre letzten, mich in Allem interessirenden Zeilen. [. . . .] Höchst interessant waren mir Ihre Ausstellungen über mein Gedicht „Poesie". Aber weshalb soll sich nicht der Kaiser im Ernstfall einmal an die Spitze von 100 Schwadronen setzen. Der Siegeswagen rollt langsam (in dem „langsam" dem Staube nachfahrenden Wagen liegt die Quintessenz des kühnen Bildes). Er soll nicht „holpern", obgleich das noch naturalistischer denkende Dichter (als „über Leichen" fahrend) wohl gesagt hätten. „Sonnengießen": Warum nicht? Gießt die Sonne nicht oft plötzlich ihr Strahlenmeer durch den Nebel? „Getuschel" ist etwas Wisperndes, Heimliches; ob bei jungen Menschen, die Pfänderspiele treiben, oder bei Caesars Leiche, das scheint mir toute la même chose. Für „stämmiges" (allerdings zu nat.) sage ich nun „mächtiges". Wir wollen abwarten, was die Kunstkenner dazu sagen. Natürlich nicht die 100 000 poetischen Handwerkerseelen. Nein, liebster Freund, Deutschland jetzt in literarischer Beziehung!!! Alles ist da „zugerichtet" für — die reifere Jugend. Sehen Sie sich den Ekel unserer Familien-Blätter an! Es ist zu schauderhaft. Gern könnten wir Deutschen — Dank den herrlichen Thaten Kaiser Wilhelms I. u. Bismarcks — uns noch viel mehr rühmen, und ein wenig mehr Chauvinismus könnte nicht schaden in Bezug auf alle die zahlreichen infamen inneren und äußeren Feinde unsres großen Vaterlandes; aber diese gänzliche, ich möchte sagen Anfäulnis durch unsere Litteratur — allein schon der Zweig der Millionen Kaiserlieder p. p. — giebt mir zu denken. Es zieht eine ungeheuere Heuchelei groß!!!

Ich las, durch die Güte von Xanthippus: Victor Hehn „Gedanken über Goethe". Mein Gott, wie schändlich (— natürlich Herder und der Bardenmeier Klopstock voran! —) hat Alles auf ihn geschimpft. Herder nannte ihn stets „Priap". Es ist unerträglich zu hören. Und hätte der Gewaltige nicht die herrliche Künstlerseele gehabt, die Menschen hätten ihn wahrscheinlich dazu vermocht, etwa

40—60 seiner schönsten naturalistischen, fröhlichsten, göttlichsten Lieder zu verbrennen. O über mein Vaterland, das immer nur in seiner prüden Heuchelei alle Natur verbannt. Freilich hilft ihm das Christentum mit, denn dieses ist der Todfeind der Natur und aller wahren Kunst. Lesen Sie ja das Neuste von Friedrich Nietzsche: Götzendämmerung. Ich bin lange nicht in Allem da einverstanden, aber — — —

Ihr alter L.

An Johann Meyer.

Kellinghusen. 19. I. 89.

Haben Sie verbindlichsten Dank, hochverehrter Herr Direktor, für Ihre gütige Sendung. Dank für die schönen Prologe und namentlich für das Festspiel. Es war mir um so interessanter zu lesen, als ich ja gewissermaßen mit ihm aufgewachsen bin: als Sie damals, in Ihrer beispiellosen Güte, mich an meinem Krankenlager zu besuchen, mir schon die Entstehung sagten und mir einzelne Theile aus dem Gedächtnis gaben.

Heute habe ich an Ihre Freundlichkeit abermals zwei Bitten: Theodor Fontane, der Dichter und Künstler, bat mich heute um das Namensverzeichnis der bei Hemmingstedt Gefallenen, da er eine bezügliche Ballade dichten wolle. Ich antwortete ihm, daß ich selbst z. Z. nicht im Besitze einer Dithm. Chronik sei, daß ich aber sofort Ihnen schreiben würde und die ergebenste Bitte vorlegen: eine Ihrer D. Chroniken ihm in dieser Woche zu senden. Wollen Sie mir diesen Gefallen thun? Fontane verdient es auch. Er ist ein herrlicher Dichter. Haben Sie seinen letzten kurzen Roman „Irrungen, Wirrungen" gelesen? Es ist ein vollendetes Meisterwerk mit tausend feinen Zügen.

Die andere Bitte betrifft noch einmal meine Journale bei T. & L.: Wenn Sie gelegentlich vorbeigingen, diesen Herren zu sagen, wie freundlich es sei, mir die Journale zu senden, obgleich ich im Rückstand sei mit der Begleichung. Die Herren sollten nicht in Unruhe deßhalb sein: Ich brächte Alles in Ordnung. —

Denn diese Journale sind die einzige Freude, die ich

habe. Da ich in scheuslichster, geradezu ekelhafter Schande und Schmach der Armut z. Z. gezwungen bin zu vegetiren, so habe ich natürlich nichts, was mich erfreuen oder erquicken kann. Da sind mir denn die Journale das Einzige. [. . .]

Immer wieder freue ich mich der Gelegenheit, Ihnen so herzlichen Dank sagen zu können, für Ihre große Güte während meiner Krankheit. Ich vergesse die schönen Früchte und Blumensträuße nie.

Ihr treu ergebener Detlev Frhr. Liliencron.

An Max Kretzer.

Kellinghusen (Holstein), 2. Februar 1889.

Hochverehrter Herr Kretzer, lieber College, haben Sie freundlichsten Dank für die gütige Besorgung meines Briefes an Bierbaum. Jedenfalls komme ich diesen Herbst nach Berlin, und dann werde ich vor allen Dingen Ihren so gütigen Vorschlag annehmen, mit Ihnen Berlin mir ansehen zu dürfen.

Heute komme ich, wenn auch mit einem äußerst unschuldigen, aber doch mit einem kleinen Geheimnis, das ich Sie bitte, als Freund und College unter uns bleiben lassen zu wollen. Die Sache ist nämlich die: (Aber bitte, nicht zu sehr lachen!) Ich lebe äußerst glücklich verheirathet in jeder Beziehung, bis auf eine: Meine gute Frau (— niemals darf ein Dichter heirathen!!! —) ist nur von einer krankhaften Eifersucht, die mir schon unendliche Scenen und Fatalitäten bereitet hat: so zwar, daß sie empört ist schon bei der geringsten Aussprache über andere Frauen p. p. Nun habe ich unglückseliger Löffelstiel hier ein Haus, wo ich seit Jahren verkehre, höchst liebevoll aufgenommen bin, und das das einzige Haus ist, wo ich alle meine kleinen und großen Sorgen mittheilen kann. Es sind zwei Damen (— aha, sagen Sie! — aber bitte: honny soit, qui mal y pense —): die Wittwe Frau D. (keine Jüdin) und ihre junge Tochter. Auf diese beiden ist meine Frau besonders böse, in jeder Hinsicht unnöthigerweise!

Nun habe ich diesen beiden mir besonders werthen Damen, als geringstes Äquivalent für ihre grenzenlose Güte und Liebe gegen mich einsamen Menschen, seit einem halben Jahre schon einige Parfümerieen versprochen. Diese sind hier nicht zu haben. Würde ich Ihnen nun die kleine Bitte aufbürden dürfen, mir in Berlin für etwa 10 Mark (incl. Verpackung und Fracht) etwa 4 Fläschchen (— wenn möglich darunter: Parmaveilchen —) Parfümerieen zu schicken, d. h. um aller Heiligen willen n i c h t an meine Adresse, sondern an: Frau Wittwe D., Kellinghusen (Holstein), Bahnhofstraße.

In dies Packet, sollten Sie die Freundlichkeit haben, legen Sie bitte ein Brieflein für mich ein, in dem Sie mir sagen, wie groß Ihre Ausgabe war. Ich würde dann umgehend per Postanweisung Ihnen die kleine Summe zurückzuerstatten mir erlauben. Auch wenn Sie nicht gesonnen sind pp., so bitte unter der Adresse der Frau D. einen Brief an mich schicken zu wollen. Ich komme wöchentlich ein- bis zweimal hin. Nur bitte ich Sie inständig, mir um Gottes willen einen Brief diesbetreffenden Inhaltes an m e i n e Adresse n i c h t zu senden, da die Folgen Mord und Gift wären; meine gute, sonst von mir so sehr geliebte Frau hat die nicht angenehme Gewohnheit, alle meine Briefe zu lesen, zu öffnen p. p., so daß ich alle meine Briefe, die ich für mich haben will, hierher nach meinen Freundinnen D. (unter deren Adresse) schicken lasse.

[. . .] Ich sann wochenlang, wem ich in dieser Beziehung schreiben könnte. Heiberg, mein inniger guter Freund, ist verheirathet, also schon sengerich. Dürfte ich bis Donnerstag vielleicht schon unter D.'s Adresse erwarten? Schreiben Sie mir auch, aber hierher, daß Sie nicht grollen

Ihrem Detlev von Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen. 5. II. 89.

Herzlichsten Dank, hochverehrter Freund, für Ihren lieben Freundschaftsbrief, den ich Ihnen hoch anrechne. Aber Sie sollen nicht um mich in Unruhe sein. Es ist nicht so schlimm. Wenn ich zuweilen einmal etwas barock erscheine, so ist das

nicht so gefährlich. Vielleicht findet das eine spätere Zeit nicht barock. Quien save. Was mich auch zuweilen dazu treibt, ist meine Wut — und darin stimmen wir Beide ja durchaus überein — über die grenzenlos alberne Schau-sittsamkeit und Heuchelei der „Jetztzeit". [. . . . .] Ein prächtiges Wort sagten Sie: Tendenzloser Realismus! Ja, so soll's sein.

Bitte: wenn Sie in Hebbels Tagebüchern die Stelle mit der Taschenuhr finden, die er ans Ohr hält (er hört das Fieber der Zeit), dann schreiben Sie sie gelegentlich mir auf! Nietzsche lesen Sie nur! Ich will ihn erst lesen, wenn ich mit meiner Correktur fertig bin, um nicht etwa von ihm beeinflußt zu werden. Und lassen Sie alle Revolvergedanken! Humor, mein lieber, alter, prächtiger Freund, Humor! [. . . .]

Ich glaube, durch die jetzigen Pariser Geschichten, daß wir im Sommer Krieg haben. Dann vorwärts für und mit dem jungen, herrlichen Kaiser, dem ich begeistert zujuble, und für das Reich, das schon so wie so von innern und äußern Feinden bedroht ist. Dann wollen wir die Feder fort werfen und den Säbel in die Hand nehmen, und druff! Also meinetwegen keine Unruhe. Und so schließe ich heute mit herzlichem Dank für Ihren lieben Brief, der mir zeigt, daß es noch wahre Freundschaft giebt. Mit Gruß

Ihr alter treuer Liliencron.

An Paul Barsch.

K. H. 11. II. 89.

Eins sag' ich Ihnen, mein hochverehrter, übergütiger Freund: passirt es noch einmal, daß Sie mir Geld schicken, so haben wir uns zum letzten Mal geschrieben. Das ist zu viel, zu viel von Ihnen! Das ist ein Verbrechen, das Sie begehen. Wie? Mit einem Heldenmut sonder Gleichen kämpfen Sie im Verein mit Ihrer Frau Gemahlin Sich durch's Leben, und senden mir das sauer erworbene Geld! Ich wiederhole meine ersten Worte!!! Ich schrieb Ihnen, daß ich am nächsten Tage Geld bekäme.

Es ist s e h r freundlich von Ihnen, an einige reiche Leute schreiben zu wollen. Aber ich bitte, dies nicht thun zu wollen: denn — in erster Linie n ü t z t es nichts. Zwar kann ich aus eigener Erfahrung kaum berichten, aber bei einem deutschen Dichter gelingt es nicht; ja, wär' ich ein heruntergekommener Bierbrauer. Ich bitte also, es n i c h t zu thun. [. . . .] Ich war so grenzenlos herunter neulich. Nachher ärgerte ich mich, den Brief geschrieben zu haben. [. . . .]

Ihr dankbarer D. Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 16. II. 89.

Zwei Briefe, Geld etwas früher, und die „Breslauer Monatsblätter" kamen — durch die Schneeverwehungen — fast gleichzeitig gestern Nachmittag an, mein hochverehrter, gütiger Freund, und ich sage Ihnen für Alles, und namentlich auch für den so freundlichen Brief Ihrer Frau Gemahlin, meinen innigsten Dank. [. . . . .] Bitte k e i n Honorar für Gedichte pp. Das können und sollen die famosen „Monatsblätter" nicht. Ich habe nur folgende gewissermaßen Abschlagsbitte:

Mir fehlt ein großer Küchen-, d. h. A r b e i t s tisch für mich. Eher kann ich nichts schreiben. So ein Tisch kostet 5—6 M. Wenn nun, als Abschlag für ewig, die „M.blätter" diesen Tisch kauften — (für sich, denn mir würde er sofort abgepfändet) — so könnte ich wenigstens arbeiten. [. . .] Ich könnte ihn also hier vielleicht bestellen und Rechnung einsenden. Das nähme ich dann als Abschlagszahlurg.

Mit tausend, tausend Dank und Grüßen, von meiner guten Frau und mir,

Ihr treu-ergebener L.

An Ludwig Frahm.

K. 10. 3. 89.

Dank, hochverehrter Herr Frahm, für Ihren Brief u. für die Bücher. [. . . .] Über Ihre beabsichtigte neue belletr. Zeitschrift möchte ich Ihnen nicht abschreckend schreiben. Aber

alle die Zeitschriften, wenn nicht (wie z. B. bei „Über Land u. M.", „Z. g. Stunde" pp.) ein Kapital von Millionen vorhanden ist, gehen zu Grunde. Die grenzenlose Gleichgültigkeit des D. Volkes gegen alles, was Litteratur heißt, erstickt im Keim schon das Beginnen.

Ja, in Betreff des Aufgebens Ihrer Lehrer-Carrière, so fühle ich vollkommen mit Ihnen. Und auch das ist richtig: will man g a n z der Schriftstellerei leben, so muß man keinen anderen Beruf haben. Aber dennoch flehe ich Sie an: bleiben Sie auf Ihrem Posten (das ist sichere Einnahme), bis Sie Sich schriftstellerisch durchgefressen haben. Als Litterat, Zeitungsschmierer, „Schriftsteller" pp. geht man sofort unter als „Dichter". Dichter könnte man nur sein in völliger geistiger u. materieller Unabhängigkeit. Deßhalb rathe ich, nicht abzugehen vorläufig. Und dann auch: Wenn Sie n i c h t Deutscher wären, dann hülfe Ihr Volk Ihnen; hier läßt es Sie (wie jeden Dichter) stehn wie einen Feldstein. [. . .]

Ihr D. Liliencron.

An Karl Henckell.

K. H. 10. 3. 89.

Verzeihung, lieber Freund und Dichter Karl Henckell, daß ich erst jetzt Ihre liebe Sendung der Gedichte mit herzlichem Danke bestätige. Aber bei d e m Reichthum, mit dem Sie mich überschütteten, ist es ganz unmöglich, schnell vorwärts zu kommen. [. . . .]

Es giebt — und es hat nie gegeben — keinen Dichter, der ein solches Raketenfeuerwerk in die Wolken wirft, wie Sie. Darüber sind wir in Deutschland Alle einig. Sie sind verschwenderisch ausgestattet mit Reimen, Gedanken, Bildern. Das ist ja alles wie spielend bei Ihnen. Ob diese mächtigen, unaufhörlichen Flammenbüschel auf Ihre Gehirnsubstanz mit der Z e i t nicht nachteilig wirken könnten — ich meine, daß eine Art (nicht Erlahmung) Abspannung folgen könnte — ist bei Ihnen durchaus noch zu verneinen; denn Alles finde ich frisch und originell (natürlich aber nicht Alles gleichwertig).

Lassen Sie sich also nicht durch kritische Faselhänse beirren. Für politische Gedichte fehlt mir jeglicher Sinn [. . .] aber ich werde niemals in roher Weise mich über die Denkungsart Anderer aufhalten. Jeder Einzelne hat das mit sich zu verantworten.

Köstliche, köstliche Gedichte fand ich bei Ihnen. Wollte ich sie alle aufführen, so wäre es kaum möglich. Viele kannte ich schon aus unseren Zeitschriften. Zwei nur hier, die ich ganz wundervoll finde: „Das bejahrte Freudenmädchen" (— ausgezeichnet! und mit so liebevollem Herzen geschrieben; das wäre so ein Gedicht für eine Anthologie für die höhere Tochter —) dann die Braut mit dem Schlußvers: „Ich k a n n s nicht mehr". Ausgezeichnet! Und so sind es deren viele, die ich mit vollem Genuß gelesen habe.

Aber wie kommen Sie zu meiner alten guten Landsmännin, die ich so liebe (die Rosenkränzerin) Anna Ovena Hoyers? Die mußte damals schleunigst aus Husum, denn sie sollte als Hexe verbrannt werden.

Mein lieber Freund John Henry Mackay ist, wie er mir schreibt, wieder in der Schweiz, und Sie werden sich schon gesehen haben. Mein Freund Friedrichs, z. Z. in Kopenhagen, den ich wegen seiner Festigkeit und Bestimmtheit liebe — obgleich auch wir gänzlich verschiedene politische Ansichten haben, die wir aber, auf Abmachung, nie in unserer Correspondenz erwähnen — scheint mir ganz in der „Frauenfrage" aufzugehen. Auch bei Ihnen habe ich es (namentlich in letzter Zeit) in Gedichten bemerkt. Gut, das ist grundedel und tiefmenschlich und tiefherzensfreundlich gedacht; aber wenn ich mich mit dieser Frage beschäftigen würde, glaube ich, verlöre ich alle „Lust am Weibe". Mir ist das Weib ein so unglaublich liebes Genußgeschöpf (— Sie brauchen deßhalb nicht von mir als einem Unmenschen und Unhold zu denken —) daß ich es das einzig „Famose" auf diesem elenden Erdenfleck halte, wie Hamlet sagt: Zwischen den Beinen u. s. w. Oder, um mich ganz zart auszudrücken: Die „Liebe" ist für mich das einzige w i r k l i ch Begehrenswerthe. Sie mißverstehen mich nicht? — Und nun leben Sie wohl und haben Sie herzlichen Dank für die gütige Übersendung Ihrer Gedichte. Sehen Sie John Henry, den ich

tief in mein Herz geschlossen habe, dann grüßen Sie ihn bitte von mir. Ihr treu-ergebener Detlev Frhr. Liliencron.

An M. G. Conrad.

Kellinghusen, Holstein, 15. 4. 89.

Dank, lieber Freund, für Ihre freundlichen Zeilen vom 28. v. M. Ich sah darin mit großem Vergnügen, ein wie glückliches Familienleben Sie führen, wie der Erwin mit jedem Tage herrlicher aufblüht: das ist denn doch das Erstrebenswerteste und zu Erringendste in unserem Leben. [. . .]

Das Neueste: Ich hörte, (relata refero!) daß Friedrich Nietzsche wahnsinnig geworden sei (natürlich Größenwahn). Er unterzeichnete zuletzt seine Briefe an seine Freunde: Caesar et Imperator. Wie schändlich doch; denn er war der geistig höchst stehende Deutsche. Aber der ausbrechende Wahnsinn war fast vorauszusehen. Man merkte ihn schon in seiner Antwort an Avenarius. Ich las eigentlich nur von ihm ganz: „Götzendämmerung". Es war vorzüglich, was Sie, lieber Freund, damals über ihn (bei einer Anzeige und Besprechung der „Götzendämmerung") sagten: „Nichts für Deutsche". In keinem anderen Blatte (diese Feiglinge!) habe ich ihn je erwähnt gesehen. Wie unendlich mag Nietzsche das betrübt haben.

Köstlich, ganz köstlich war neulich das, was uns in der „Gesellschaft" Dr. Poppe-Wiesbaden erzählte über Goethe und Frau v. Stein. Der alte Olympier (der mit so viel Geheimnissen in die letzte Kammer gehen mußte) würde sich riesig freuen, wenn er es lesen könnte. Köstlich, köstlich, alle die langen Gesichter nun, die durchaus nicht haben wollten, daß ihr „Gott" fleischliche Gelüste gehabt hätte. Gerade dadurch haben wir ja das Herrlichste und Schönste von Goethe.

[. . .] In diesen Tagen sende ich Ihnen meine „Gedichte"; und ich bitte im Voraus um Entschuldigung, denn ich möchte es fast als eine Beleidigung ansehn, wenn einer mir seine Gedichte sendet. Leider genieße ich dies Vergnügen jetzt häufiger: von oft verzweifelt fürchterlichen Poeten. Und alle wollen doch Antwort haben. [. . .]

Ihr treuer Liliencron.

An Theodor Fontane.

Kellinghusen, Holstein, 20. 4. 89.

Hochverehrter Meister, Gründonnerstag wird in meiner Heimath (wohl aus dänischen Zeiten her) so still gefeiert wie Charfreitag. Ich habe diese beiden Tage benutzt, an denen auch von draußen her kein Geräusch klingt, um Ihre „fünf Schlösser" zu lesen. „Quitzöwel" las ich nun noch einmal, im Zusammenhang, nachdem ich es schon, in Fortsetzungen, aus der „Guten Stunde" kennen gelernt hatte. Ich wollte, Wildenbruch hätte es studiert vor Beginn seines neuesten Dramas. Ich habe weder sein Schauspiel gelesen noch gehört, und kann daher kein Urtheil fällen — aber gut wär' es ihm doch gewesen. Mag Wildenbruch, über Schiller und H. Kleist, sich als Dramatiker direkt Shakespeare anschließen: ein Dichter ist er in meinen Augen nicht! Ich habe sehr enttäuscht seine „Gedichte" wieder aus der Hand gelegt. Aber sehr freue ich mich, daß er neidlos von fast ganz Deutschland als erster Dramatiker der „Jetztzeit" anerkannt wird.

„Dreilinden" kannte ich schon fast ganz aus Auszügen, die die Zeitungen brachten. Da blieben die drei prächtigen, von einem D i c h t e r geschriebenen: „Plaue a. d. H.", „Hoppenrade" und „Liebenberg" übrig. Ich habe sie aufmerksam und liebevoll, Zeile für Zeile, genossen. Welche Freude hätten sie Storm gemacht. Das Anhängsel an die „Krautentochter", weil nur äußerlich durch den Namen verbunden, hätte ich ebenso gern vermißt. Es hat mich, so zu sagen, ein wenig entnüchtert. Aber ich verstehe es: Es ist ein Kulturbild aus den öden 30er Jahren, „und ein bitteres Lächeln überkommt den, der jene Tage noch mit durchgekostet hat". [. . . .]

Ich sehe auch in „Fünf Schlösser" Ihr Bestreben, den Hiatus zu vermeiden. (In der P r o s a wird dies zuweilen für mich zu hart.) Schon vor Jahren, z. B. in „Grete Minde", fiel es mir wie auch Bekannten von mir auf, daß Sie stets das etwas knusperige „wurd'" statt „ward" schrieben. Auch jetzt ist es mir wieder aufgefallen.

Darf ich Sie mit meinen „Gedichten" belästigen, die gleich

nach Ostern erscheinen. Bitte Sich nicht in den Inhalt weiter zu bemühen; selbst Dichter können Gedichte in unserer Zeit nicht mehr lesen. Nur „Poesie" bitte ich noch einmal gütigst einsehen zu wollen. Es hat Änderungen erhalten. Vielleicht auch interessieren Sie die Dichtungen „in willkürlicher Betonung": „Notturno", „Über ein Knickthor gelehnt", „An wen", „Schmetterlinge". — Im Übrigen bitte ich das Buch nur aufnehmen zu wollen als ein geringes Zeichen meiner Liebe und Hochachtung und aufrichtigsten Verehrung für den Dichter (ach! wie, wie selten haben wir einen Dichter in Deutschland) Theodor Fontane. Und dann bitte: es ruhig fortlegen und daß es kein Gegenstand wird wie ein Brief, den zu beantworten man sich gedrückt fühlt. Bitte, bitte, das nicht.

Hochachtungsvoll ergebenst Detlev Frhr. Liliencron.

An Hermann Friedrichs.

K. 8. 5. 89.

Mein sehr lieber Freund [. . . . .] Ihr Urtheil über mein neues Buch erfreute mich. Schon macht es mir keine Freude mehr, u. ich sage mit Ihnen, daß mir „Adjutantenritte" lieber sind. [. . . .]

Überhaupt fängt mir an, meine Dichterei widerwärtig zu werden. Ich gäbe mein Leben darum, nur einen Schlachttag noch durchzumachen mit meinen alten Offizieren und Leuten. Ich würde den ganzen Krempel meiner Dichtungen darum geben. [. . .]

Im Übriegen: Ich läge gerne unter der Erde. In meiner Einsamkeit werde ich zum Cretin. Es ist Alles so schaal u. langweilig. Ein Dichter muß mitten im Leben stehn.

Ihr D. L.

An M. G. Conrad.

Kellinghusen, Holstein, 22. 5. 89.

Hochverehrter Freund, vergebens wandert die Anlage [„Das Richtschwert von Damaskus"] von Zeitschrift zu Zeitschrift (ich wollte endlich auch einmal Geld für mein

Schaffen haben) — und so sende ich sie denn Ihnen mit der Bitte, zum Abdruck sie gelangen zu lassen, falls sie Ihnen gefallen und Sie sie für geeignet in der „Gesellschaft" halten sollten. Im Annahmefall würde ich Friedrich dafür um 100 Mark bitten. In Frankreich, England hätte ich 1000 M. dafür gefordert. [. . .]

Wenn Sie wüßten, was ich durchzumachen habe mit den Redactionen. Nicht nur, daß ich der „Rohste der Rohen" genannt werde, so fragen mich die Redactionen wegen Abdrucks von Gedichten aus „Adjutantenritte" an, und — — nehmen natürlich nur die kindischen, kindlichen und Bourgeois-Gedichte daraus, die ich in einer zweiten Auflage fortlassen werde. Schreibe ich nun: Nein! sondern die und die und die!, dann werden sie ungezogen — — — ach, es ist in Deutschland zum Rasendwerden mit dieser Philistersippschaft. — Die meisten Blätter fragen mich allerdings gar nicht an, sondern drucken ruhig ab. [. . .]

Mit tausend herzlichen Grüßen

Ihr Detlev Liliencron.

An Karl Henckell.

Kellinghusen, Holstein, 3. 6. 89.

Lieber Freund Henckell, Dank für Ihr Wort „Peter Humanus"; ein herrliches Wort für unsern Peter Hille. [. . .] Nun habe ich eine Frage in Bezug auf Gedichte von Ihnen. Ich schreibe nämlich eine Skizze (Novelle) „Abseits" (werde sie wohl „Mäcenas" nennen), in der ich einen Grandseigneur von 30—50 Millionen Thalern beschreibe, der der einzige Deutsche ist, der auf seinen Schlössern den „Jüngsten" mit vollster wärmster Begeisterung Thür und Thor öffnet. (Es wird diese Novelle Sie interessiren, ich lasse in mich hineinblicken . . .) Nun gebe ich, d. h. der „Mäcenas", am Schlusse eine kleine Anthologie der Dichter (es werden 20—30 werden), die seit 1880 etwa Liederbücher herausgaben. Darunter natürlich mein lieber Karl Henckell. Nun wollte ich gern darunter „Das alte Freudenmädchen" (vorzüglich! 1 a; etwas Shakespeareskes! Ja!!!) mitnehmen. Wenn es

Ihnen nicht genehm wäre, so lasse ich es aus. [. . . .] Sonst habe ich mir schon einige aus Ihren mir gütigst gesandten Büchern entnommen dazu. Ich schrieb (und schreibe noch daran) „Mäcenas“ nur für mich. Entschuldigen Sie diesen rasenden Egoismus. Also ich schrieb bisher Alles nur zu meiner Freude. Wie? Etwa für die grenzenlose Gleichgültigkeit (in litterarischer Beziehung meine ich) unseres deutschen Volkes? Für Kinder, Nähmammsellen, Skatbrüder, Hausknechte? No, Sir! Pour moi. Sie fühlen darin mit mir, nicht? Ich freue mich auf Peter Hille!!!

Ihr Liliencron.

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen, 16. 6. 89.

[. . .] Von Ihren Sonetten nehme ich auf: „Den Geierhelm“ und „Die verlorene Quelle“ . . . Und zwar sind Sie der liebe Gast des Mäcens, und lesen selbst die beiden Sonette vor. Fürchten Sie also nichts. Jedenfalls kann es doch nicht schaden, daß die Welt, die Menschen — wenn's auch nur wenige sind — Sie so zu lesen bekommt. Es würde mich sehr interessiren, wenn Sie mir über meine „Gedichte“ schrieben. Allmählich, merk ich doch, erreg' ich Aufsehn, und namentlich die hochmütigen alten Bl. u. Zeitschriften fangen an, aufmerksam auf mich zu werden. Nun — 150 Jahre noch, dann bin ich vielleicht gelesen. Ich lese jetzt Stendhal. Kennen Sie den? Viele Grüße.

Ihr alter Detlev Liliencron.

An Timm Kröger.

Kellinghusen, Holstein, 9. September 89.

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt [. . . .] Ich bin froh, daß Sie wieder schriftstellerisch thätig sind. In der letzten Zeit schreibe ich auch sehr viel Prosa und Vers: um mich zu befreien — von so manchem.

Wie jammerschade, daß Sie Ihre Gedichte vernichteten: wie viel Lebensvolles wird verloren gegangen sein.

Ein Gedicht mit rollendem Blut ist ja gegen 100 000 marklose ein höchster Schatz. Diese Gedichte sind so selten bei uns.

Ich hoffe, aus Ihrem Schreiben herauszulesen, daß es Ihnen besser geht nun. Ja, die Nerven. Aber ohne Nerven, ohne vibrirendes Leben — kein Leben überhaupt. Alle jene dicknervigen Menschen sind mir eigentlich zuwider. [. . . .]

Mit respektvoller Empfehlung Ihren Damen

Ihr Detlev von Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

Kellinghusen, Holstein, 9. 9. 89.

Hochverehrter, lieber Freund. Die mir gestern freundlichst übersandten Gedichte Ihres unglücklichen Freundes haben mich so ergriffen wie mich künstlerisch entzückt. [. . .] Nur müßte, nach m. Ansicht, sehr gefeilt werden. Einige Füße z. B. oft zuviel. Dann auch der Reim! Aber hier bin ich wütender Purist, und also nicht zuständig. Des Unglücklichen Verse (noch dazu in der mir sehr lieben Ottave) sind voller Leben. Ich wüßte, nach Byron's herrlichen Stanzen in Don Juan, kaum je etwas, das so die verdammte kleine Schlange treffend gezeichnet wie hier. Ach, die Weiber! O Gott, Lieber.

Ja, Lieber, die Weiber. Wie wär' es denn des Lebens wert zu leben ohne die Liebe. Und all die Folter, Qual dabei, und dann ein Satz: Je älter man wird, je mehr weiß man sie zu — nehmen; aber je älter man wird, je bequemer und klüger wird man. O Schicksal! — Und doch, und doch — — —

Dank für Ihre Grüße von Conrad und Reder. Conradis Broschüre kenne ich noch nicht. Eins möchte ich sagen: Conradi muß verstanden werden. Er ist ein äußerst feinnerviger Mensch. Sein Roman „Adam Mensch" wird das Entzücken des nächsten Jahrhunderts sein. Es liegt unendlich viel Großes in diesem Buch.

Glück auf zu Ihrem Unternehmen. Ja, Geld! O, das

ewige Hindernis. Wann kommen Sie wieder nach Berlin; es könnte sein, daß ich schon sehr bald hinginge, und dann wäre es doch mein sehnlichster Wunsch, Sie dort zu treffen. Was halten Sie von meinem Gedicht „Auf einem Bahnhof"? Ich schrieb enorm viel in der letzten Zeit ... mußte, mußte, weil ich — mußte, d. h. nicht um Geld, sondern sonst: weil ...

Ihr Liliencron.

An Timm Kröger.

Kellinghusen, Holstein, 16. X. 1889.

Ich hatte, hochverehrter Herr Rechtsanwalt, eine so gute Stunde — beim Empfange Ihrer Novelle „Auf der Haide", daß ich sie sofort las. Herrlich! Herrlich in seiner köstlichen Einfachheit und Frische; köstlich auch in Einzelheiten. [. . . . .]

Wie echt schlesw.-holst.-dithmarsisch! Wie reizende Sachen darin: z. B. I) Amor im Kuhstall II) der Pflüger III) und zahlreiche sehr feine Bemerkungen über die Weiber!!!

Endlich: Nicht in die Kieler Zeitung! Viel zu fein für den Plebs. Ich bring's Ihnen in eine neu entstehende vornehme Zeitschrift: „Moderne Dichtung", in Brünn wird sie erscheinen. Dorthin will ich's selbst mit einem Anschreiben senden.

Bis Seite 19 zu lang. Pardon! Aber zu lange Küssereien und Ansprache. — Von S. 19 an wundervoll!: Natur, Natur!!! — Zu oft das Wort: Schürze!!! — Nicht zu viel Gedankenstriche. Immer nur wenig.

Tausend, tausend Dank für den herrlichen Abend neulich in Elmshorn! Welche Wohlthat für mich!!!

Ihr treuergebener D. Liliencron.

An Karl Henckell.

K. Ende Oktober 1889.

Hochverehrter, lieber Freund, tausend Dank für Ihren lieben Brief. Sie werden begreifen, wie sehr Sie mich mit

Ihrer herrlichen Kritik erfreuten. Nun erhielt ich auch Ihr „Diorama", Gedichte aus einem Jahre (es ist ja fast überirdisch). Es ist diese Sammlung ein Sprudelquell, wie noch nie einer gesprungen. Rückert schrieb ja auch so viel, aber was für Schund dazwischen. Bei Ihnen ist Alles interessant. [. . . . .]

Und nun: unser Peter Hille, dieser Herrliche. Ich bin fast verrückt vor Sorgen um ihn. Er schreibt oft nicht zu lesen, ganz verwirrt. Das unendlich Wenige, das ich für ihn thun konnte, that ich. [. . .] Hille giebt bald so, bald so (zuletzt p. rest.) seine Adresse an. Nun hab ich keine Antwort mehr, fürchte Briefe verloren. Ich fragte ihn an: ob ich für ihn an unseren Botschafter in Rom, Grafen Solms, der ein herrlicher Mensch sein soll, berichten dürfte? Mein Gott, wozu sind denn die Botschafter p. p. da? Das ganze deutsche Dichterelend fällt mir bei unserem Peter Hille ein.

Ihr treu ergebener Detl. v. Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

Kellinghusen, Holstein, 31. X. 89.

Sehr vielen Dank, Theuerster, für Ihre Zeilen. Was Sie über den „Mäcen" sagen, freut mich natürlich ins innerste Herz hinein. In Betreff des „Hupfen" verstand ich auch gleich, was Sie meinten. Aber das Wort an und für sich scheint mir hier gewagt [. . .] „Unserer lieben Frauen Natur" ist an und für sich unsagbar schön. Doch hätt' ich hier das Bedenken: Bei „unserer lieben Frauen" denkt man immer an die Mutter Gottes, also es ist ein Heiligenschein dabei. Mutter Natur hat aber absolut keinen Heiligenschein, sondern einen strengen, herben, nach Erdschollen, Dünger, Verwesung, Frühling und Winter riechenden Schein um sich.

Nach München komme ich! Nur bäte ich, mich dort auf dem Bahnhofe abholen zu wollen. Pardon. Es wird eine herrliche Zeit!

Sehen Sie Wechsler, so bät' ich, ihm zu sagen, daß mir

fast stets meine Prosa-Arbeiten zurückgesendet wurden als „nicht recht für unsern Leserkreis passend." Da hab ich's denn in Wut fast ganz aufgegeben. So ist es!

Ja, von Angesicht zu Angesicht: Es giebt so Vieles, das nur Stirn gegen Stirn gesprochen werden kann. Ich bitte Sie um die Gefälligkeit, mich immer gleich Ihre Adresse wissen zu lassen. Vielleicht ein Kärtchen, wenn Sie aus Berlin gehen.

Ihr Detlev.

An Timm Kröger.

Kellinghusen, Holstein, 6. XI. 89.

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt, ich beantworte dankend, in heller Freude, Ihre gütigen Zeilen! Ja, Dr. Kafka schrieb es mir auch heute. Sie haben den unermeßlichen Vortheil (weil Probenummer), daß Ihre Novelle an etwa mindestens 70 000 Zeitungen, Journale p. p. p. p. geht. Und schon der Neugierde wegen liest der trägste Redacteur diese Nummer. Nach Schl.-Holst. gehn (an die Zeitungen) wenigstens 10 Exempl. Die Worte Kafka's sind: „Die Novelle, welche Sie mir einzusenden die Freundlichkeit hatten, gefiel mir so außerordentlich, daß ich sie — trotzdem ich bereits eine andere bestimmt und sogar schon gesetzt hatte — in das erste Heft mit hineinnehmen will. Ich schrieb auch bereits an Herrn Timm Kröger p. p. — —"

Die Novelle verdient es wahrlich: Es ist ein Stück entzückendster Art: Natur, Natur! Was sollen wir mit dem enormen Schund, der uns sonst vorgesetzt wird? Ein Zauber liegt in Ihrer Novelle: Der Schollengeruch!!!

Ist Ihnen „der Mäcen" zugegangen? Sonst darf ich ihn Ihnen senden? [. . . .]

Ihr Detlev Liliencron.

An Karl Henckell.

Abdera in Holstein, 14. XI. 89.

Das war eine große, liebe Überraschung, theurer Karl Henckell, als ich Ihr Lichtbild erblickte. Menschenskind, das

nenn ich einen Künstlerkopf! Ein wenig: ein bischen Bosheit um die Lippen. Und so klug, so interessant, und dabei dieser römische Kopf. Tausend Dank! [. . . . .] Ihre politischen Lieder lese ich als Dichter mit wehmütigem Lächeln, und sage mir immer: Wenn Karl Henckell in meinem Alter sein wird! Vor einigen Nächten war ich mit Ihnen, Ihnen gegenüber, auf der Barrikade. Ich mit dem blauen Blümchen der Treue auf dem Helme. Wir durchstachen uns gegenseitig, und gaben uns dann sterbend die Hand als — Dichter. Merkwürdiger Traum. Sie sehen, wie ich mich mit Ihnen beschäftige. — Ich habe nicht die Angst, daß Sie überproduciren. Es steht einzig da, wie Sie aus dem Ärmel schütten, einzig in der That. Ich zeigte heut Morgen gleich einem hiesigen Herrn, der ein fanatischer Anhänger von Ihnen ist — er radikal, ich durch und durch Royalist — Ihr Bild. Er hatte eine Zeitung mit einem langen Gedicht von Ihnen im „Henckell-Ton" bei sich, das er mir wies. Es ist mir vollkommen gleichgültig in Betreff politischer Ansichten. Ich sage mit Bismarck: „Ein Gutsnachbar wie Lasalle ist mir lieber als 100 dumme Gutsbesitzer, nur interessant will ich die Menschen haben." Mit dem Obengenannten [Molkenbuhr] treff ich zuweilen am dritten Ort zusammen. Wir haben uns von vorn herein das Versprechen gegeben, nicht von politischen Dingen uns zu unterhalten, und so geht denn die Sache vortrefflich, zumal er der Einzige hier ist, mit dem ich mich über litterarische Dinge — er ist ein großer Goethe-Kenner und Liebender (ja Goethe!!!) — auslassen kann. [. . . .]

Ich verstumpfe und ersticke jetzt hier in den kleinen Verhältnissen. Noch einmal, wohl zum letzten Mal, konnt ich 6—10 stürmische Liebeslieder schreiben. Das, glaub ich, war der Schluß meiner Dichterei. Der Dichter soll leben und erleben. Und Sie thun sehr recht, nach Wien zu gehen.

Ich habe von unserem Peter Hille einige herrliche Aufsätze untergebracht. O, diese Canaille, die diesen Herrlichen nicht verstehen will, oder milder ausgedrückt: nicht verstehen kann — — — o Gott, Karl Henckell, das Verständnis der Poesie fehlt den Deutschen. Ihr herrliches Gedicht „D. Freudenmädchen" freut mich riesig, es aufgenommen zu

haben. Donnerwetter, d i e Gesichter von den alten Tanten. Es ist goethisch, shakespearisch!

Ihr Detlev L.

An Arno Holz.

Kellinghusen, Holstein, 13. 12. 89.

Hochverehrter Herr Holz! Sehr verehrter, lieber D i c h t e r! Das sind nun schon zwei Jahre her, daß Ihr letztes liebes Schreiben datirt? Zwei Jahre schon steht Ihr gelber Brief in meinem Kasten „zur Beantwortung"? Und Hunderte von Schreiben sind indessen erledigt, und immer harrt noch Ihre interessante, mich unendlich erfreut habende Zuschrift der Antwort. Wie oft wollte ich Ihnen schreiben! Ich wußte nie den rechten Ton zu finden. Vielleicht, daß ich Sie kränken würde mit politischen Ansichten: ich bin fröhlichster Durchaus-Royalist, und mit dem blauen Blümchen der Treue auf dem Helm steh ich in jeder Zeit zu Kaiser und Reich. Wir Beide würden allerdings wohl kaum politische Fragen berühren. Wie ich Jedes politische Ansichten ehre, so war es mir stets auch eine Bitte: dann mir die meinen zu lassen. Das also war der Grund bei Ihnen, geliebtes Menschenkind. — Nie, ich schwöre, hat mich ein Buch so krank, so gesund, so gesund, so krank, ja elend gemacht, wie Ihr herrliches „Buch der Zeit". Nie hat mich ein Buch so erschüttert und erregt! Das nun war es wohl, daß ich Sie nicht belästigen wollte mit meiner allzu stürmischen Huldigung. — Wie oft hab ich nach Gedichten usw. von Ihnen ausgeschaut in den Zeitschriften. Aber ich sagte mir stets, daß Sie zu vornehm denken, um sich dem Pöbel (you know) preiszugeben — und erst in Buchform werden wir Sie finden . . . [Schluß fehlt.]

Vierter Abschnitt
1890—1893

Charakterkrisis. Aufenthalt in München. Rückkehr nach Holstein. Zweite Ehescheidung. Weitere Schuldenlast. Verlagsplage. Anfänge von Poggfred.

An Arno Holz u. Johannes Schlaf.

Kellinghusen, Holstein, 9. 1. 90.

Meine sehr geehrten Herrn! „Die Familie Selicke"! Gestern Abend, bei verschlossener Thür, um unter keinen Umständen gestört zu werden, las ich Ihr Drama. Es hat mich bis ins Innerste erschüttert. Das i s t das Leben, das ist a u s dem Leben. Und nichts, kein Wort, keine Scene ü b e r t r i e b e n e n Naturalismusses. Alles abgetönt mit herrlicher Künstlerhand. Ich denke mir, daß es z. B. zum Schwersten gehört, einen Betrunkenen (wi seggt eenfach „duhn" in Holsteen) auf der Bühne richtig darzustellen. Ich meine nicht jenen angeheiterten Fatzke, wie uns die albernen deutschen Lustspiele und Possen zeigen, sondern s o, wie es Selicke ist. Das grenzenlose Elend in der Familie wird durch den 2. Akt m e i s t e r h a f t, auch gerade v o r der Ankunft des Vaters, vor Augen geführt: In jedem Wort, in jeder Wendung, in jeder Bewegung: die furchtbare Angst vor dem Vater — — — nein: es ist kein Buchstabe zu viel, zu wenig! Herrlich! Toni ist unendlich liebevoll (das gute, einfache, seinen geraden Weg gehende, s e l b s t l o s e Mädchen) gegeben. Es freute mich, daß Sie einen Candidaten der Theologie genommen haben. Und wie mit Ihren guten Herzen, meine Herren, haben Sie uns ihn herausgemeißelt. Und die feine, ja feinste Bemerkung Kopelke's einmal: „Un denn, wissen Se: in die zwee Jahre haben Se hier wat kennen jelernt."

Ich hoffe nun natürlich stark, daß das Drama b a l d ü b e r a l l angenommen wird. Wir sind im deutschen Theater allerdings oceantief gesunken, aber das ist mir klar: der Anfang zu neuem r e a l i s t i s c h e n Leben auf der

Bühne ist auch bei uns Deutschen da: Gerhart Hauptmann, Schlaf und Holz, Max Halbe. Und es soll uns doch gelingen! — Über das unvermeidliche Glockengebimmel habe ich (Pardon) etwas gelächelt. Die Bemerkung einmal über die „Berliner" Glocken ist wundervoll — (ich glaube, Wendt sagt sie).

Herzlichen Dank, meine Herrn, und herzlichen Glückwunsch. Ich bin Ihr treu ergebener

Liliencron.

An Timm Kröger.

Kellinghusen, Holstein, 19. I. 90.

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt, würde es Ihnen passen, in Ihrer Güte, mir in folgender Angelegenheit mit Ihrem Rathe zur Seite zu stehen.

Ich stehe unmittelbar vor Abgrund und unaufhaltsamem Untergang, wenn es mir jetzt nicht gelänge, wenigstens für einige Wochen einmal reisen zu können (nach München) und aufzuathmen.

Aus verschiedenen Gründen müßte ich diese kleine Reise-Abwechslung haben, hauptsächlich aber deßhalb: weil ich erstic̈ke, erstickt bin schon in den kleinen, engherzigen Verhältnissen.

Vergebens, seit Monaten, suche ich das Reisegeld zu bekommen. Nun habe ich mir immer seit 10 Jahren (so lange währt gerade meine Dichterzeit und — meine Geldqual) damit geholfen, daß ich, sogar auf Jahre hinaus, meine Pension verpfändete (104 M. 75 Pf. monatlich). Ließe es sich diesmal durch irgend einen Ihrer Freunde machen? Freilich ist das Risico: mein etwaiger Tod; u. zweitens die Pension noch besetzt bis 1. Juni d. Jahres. Aber sollte sich da nicht irgend ein Haken einschlagen lassen? Ich brauchte 650—700 Mark. Etwa 200—300 zu kleinen Mußschulden hier, ehe ich abreiste, und der Rest zur Reise, erstem Aufenthalt in München u. zu einem Anzug, der mir fehlt. — Und Sie sind mir nicht böse, hochverehrter Herr Rechtsanwalt, daß ich in meiner Verzweiflung mich zuletzt an Sie wende? —

In allen Besprechungen und Anzeigen zu Nr. 1 der

„Mod. Dichtung“ wird Ihre Novelle glänzend hervorgehoben. Und mit tausend Recht: denn es ist jene köstliche, herrliche Naturfrische und Farbe darin, die Deutschland seit Jahrzehnten vermißt hat.

Ihr ergebenster Detlev v. Liliencron.

An denselben.

Kellinghusen, Holstein, 27. I. 90.

Zuerst, hochverehrter Herr Rechtsanwalt, Dank, Dank, Dank, Dank.

Ich las gestern in stiller Mitternacht — draußen ein tolles Wetter — Ihre wundervolle impressionistische Skizze „Im Moore“, und ich finde sie als das Beste, das ich bisher von Ihnen las. So voller Unschuld — ich meine in edlem, natürlichem Sinne, in jenem köstlich wahren Sinne der Natur; so voller Tiefe, so vollen Auges für die Haide, für die Menschen dort. Der Schluß: wie Sie in der Gondel sitzen, und mit Ihnen die Nymphen, kleine Götter, Putten, ist böcklinisch entzückend; es ist ein Bild! Es ist nicht Beschreibung, es ist Erzählung und sichtbare Vorführung. [. . . .]

Darf ich nun, unerträglich, Pardon, zwei kleine nörgelnde Schulmeisterworte sagen? Seite 20 steht „zweifelsohne“. Ich glaube sicher, daß dies Wort erst durch Handelsreisende in die deutsche Sprache überging, ebenso wie „selbstredend“ (scheusliches Wort). Der edlere Ausdruck dürfte „ohne Zweifel“ sein. Sie nehmen es mir nicht übel? Dann auch finde ich zuweilen bei Ihnen nach dem Comparativ das Wort „wie“ statt „als“. Und auch diese freie Äußerung nehmen Sie mir nicht übel? Ich bin so ein deutscher Sprach-Fanatiker. [. . . .]

Ihr Ihnen so dankbar ergebener D. v. L.

An Arno Holz u. Johannes Schlaf.

Kellinghusen, Holstein, 30. 1. 90.

Erst gestern, hochverehrte Herrn, kam ich zur Lesung Ihres „Papa Hamlet“. Dieses, dann „Ein Tod“, dann „Der erste

Schultag" ist für mich die Reihenfolge. Mit welchem Genuß ich sie las, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sehr hat es meine Farbenfreude und meinen Farbensinn entzückt: so viel Farbe zu finden. Bis ins Feinste hinein: jedes Tüpfelchen, jeder Schatten, Dunst, Refler. Vollkommenes haben Sie uns geschenkt. Bitte sich nicht über Leixner zu ärgern. Dieser — sonst ein gentleman und Ehrenmann durch und durch — steht in litterarischer Beziehung (ich meine, was seine Bücherbeurtheilungen anbelangt) unter dem dümmsten Nachtwächter.

Übermorgen fahre ich auf 6—8 Wochen zu den Freunden nach München. Komm' ich über Berlin zurück, suche ich zuerst Sie auf. Dessen, geehrte Herrn, sind Sie sicher.

Ihr ergebener Detlev Liliencron.

An Timm Kröger.

München, 4. II. 90.

Hochverehrtester Herr Rechtsanwalt. [. . .] Ich müßte Stundenlang schreiben, um Ihnen die überwältigenden Eindrücke wiederzugeben. Reder und Conrad zu sehen! allein schon das! Ibsen sah ich gestern im Café Maximilian. Heute Abend „Götterdämmerung". Theater habe ich jeden Tag frei! München, erster Eindruck: Stadt der Paläste. Viel vornehmer als Berlin. Ich war auch schon im Gewühl des Hofbräuhauses. Erstickende Luft. Für uns Norddeutsche erst sehr ungewohnt. Ich wohne in der vornehmsten Straße, Königinstr. 4, parterre; es wohnen viele Künstler in diesem Hause. Gemälde in m. Stube; wohl Pfandlassungen armer Maler. Mein Fenster geht auf den berühmten Englischen Garten. Mir gegenüber die Paläste des Malers Defregger und der Schauspielerin Clara Ziegler. In diesen Tagen zu ihnen, zu Gabriel Max, Uhde, Lingg, Jensen. Mir nebenan, Thür an Thür, eine junge Schauspielerin, die gerade scheusliche, langweilige Clavierübungen vorhat. Ich denke, ich begleite sie einmal zu Liedern u. s. w. — Einen sehr netten Anzug habe ich mir gekauft, sodaß ich überall hinkann.

Welche Pracht hier in München! Leider sah ich die Stanzen Raffaels in den Loggien des Königl. Schlosses (Copieen aus dem Vatican) für abscheulich verblichene Kindereien an. Aber Bierbaum, ein ganz prächtiger Mensch, wird mich schon auf den richtigen Weg bringen. Viele, viele Grüße von Bierbaum, Reder, Allen. Der ganze Kreis hat den Zauber Ihrer Skizze „Im Moor" genossen!

Ihr dankbarer Liliencron.

Ich bin ganz sicher jetzt auf einem andern Stern. Auf dem Aldebaran?

An denselben.

München, Königinstr. 4, part. [Ende Februar 1890.]

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt, ich muß Ihnen tausendmal Dank sagen, daß ich durch Sie, sehr hochverehrter, lieber Herr Rechtsanwalt, hierher gekommen bin: Nicht nur, daß ich, in Kellinghusen damals ein Sterbender, durch meinen hiesigen Aufenthalt wieder auflebte (wie ein von Neuem ins Wasser geworfener Fisch) — sondern vor allen Dingen: daß ich hier zahlreiche für mich günstige litterarische und künstlerische Verbindungen anknüpfen konnte. Die Folgen schon fangen an, sich zu zeigen. Ich möchte, wenigstens den größten Theil des Jahres, nie mehr hier fort. Die Alpen, die wir schon mit ihren schneebedeckten Spitzen von hier aus fast täglich (— bei reiner Luft — es sind 8 Meilen bis dahin —) sehen, so nah, mit ihren Schroffen und Thälern, als wären sie zwei Meilen von uns. Und das Völkchen hier (— o Gott, die süßen Weiber hier! —) das harmlose! Diese Fröhlichkeit, dies gefällige Wesen, dies heidnisch-schöne Leben in München! Freilich, 1000 M. täglich möcht' ich haben. Aber es geht auch so; und ich bilde mir ein, in einem halben Jahr endgültig aus aller Geldverlegenheit zu sein. In den bayrischen Hochalpen war ich schon in entzückender Begleitung. Als mein Tagebuch, das ich bisher in Minga (so nennen die Land-Bergbewohner München) schrieb, darf ich Ihnen beim Erscheinen meines nächsten Gedichtbuches die Lieder bezeich-

nen, die es darstellen. Ich habe v i e l e Anregung gehabt schon. Leider (n e i n! noch bin ich jung!) nur stets mit dem kleinen Gotte verknüpft. Im Juniheft der „Modernen Dichtung" steht eine holsteinisch-bayerische (das Katherl, o Himmel! das Katherl!!) Novelle von mir: „Die Schnecke". [. . . .]

Bitte schreiben Sie einige Worte wieder

Ihrem d a n k b a r e n Detlev von Liliencron.

An denselben.

[Ende März 1890.]

[. . . .] Der hiesige Aufenthalt hat in tiefgehendster Weise auf mich gewirkt. Was an interessanten Menschen, Kirchen, Museen, Palästen, Hütten, was an F a r b e n, L e b e n zu verschlucken war: ich hab's mit den durstigsten Lippen eingesogen. Jetzt oder nie ist für mich die Weitergestaltung meines Talentes gewesen. Unendlich fruchtbringend!!! — Nach Kellinghusen fahre ich nur zurück, um mich dort gänzlich zu lösen. Dann möchte ich nach Hamburg oder München ziehen. Gerade hier bin ich auch mit Menschen zusammengetroffen, durch die ich vielleicht — freilich nur selbstverständlich für Gegenleistung meiner Arbeiten — endlich in günstigere Geldverhältnisse kommen könnte. . . .

[Schluß fehlt.]

An Reinhold Fuchs.

Kellinghusen. Holstein. 14. 4. 90.

Sehr lieber Freund R. F. [. . .] Ich war 8—10 Wochen in München, Wien, Alpen und — 2 Tage in Italien (Verona). Nun will ich bald, in etwa 3 Wochen, wieder nach München, u. von dort Südfrankreich u. Spanien. Ich las in letzter Zeit viel s e h r Schönes von Ihnen, namentlich in „Mod. Dicht.". Hat mir s e h r gefallen.

Ihr alter Detlev Liliencron.

An Hermann Heiberg.

Kellinghusen, Holstein, 20. IV. 90.

Mein innig geliebter Heiberg, moriturus te salutat. Es ist vorbei — es geht nit mehr.

Unser guter vortrefflicher Herr v. Wolzogen, den Du und ich mit Recht so lieben, hat die Gewogenheit, nie zu antworten. Nun hab ich eine letzte Hoffnung: Wolzogen schrieb mir — vor Monaten — daß er Seiner Kgl. Hoheit dem Großh. v. Weimar schreiben wolle über mich, behufs einer Unterstützung für mich. Auf alle meine Briefe setzt nun Wolzogen ein starres Schweigen entgegen. Bitte, frage Du ihn doch mal! Diese Ungewißheit ist so mörderisch.

Dir Dank für die Schillerstiftung. Ich konnte meine Münchener Zeit bezahlen, u. hierher reisen, was ich mußte. Kann ich nun nicht bis zum 1. Mai hier fort, zurück nach München, und auf Jahre verschwinden, dann ist Matthäi am Letzten. Ich muß hier auch Miete zahlen pp. Deutschland hat mir nichts gegeben — Keiner.

Sollte also, nach meinem gewaltsamen Tode, von mir das wackere deutsche Biedervolk wie stets schreien: er war leichtsinnig! so bitte nimm die größte Reitpeitsche u. ziehe dem Viehzeug rechts und links Hiebe durch's Gesicht. — In Treue und herzlicher Dankbarkeit

Dein Liliencron.

An Arno Holz.

München, Königinstraße 4, part. 11. 5. 90.

Sehr geehrter Herr Holz, endlich komm' ich mit einem Beitrag für die „Freie Bühne".

Als ich in den liberalen Zeitungen, freisinnigen und nationalliberalen, ersah, wie diese Edlen auf „die Familie Selicke" (deren Darstellung) schimpften, frohlockte ich, denn ich wußte: das Stück hat gesiegt. Ja, diese hundsföttischen Unkünstler von Kritikern. Sehr hab ich mich dann gefreut, wie ich dann in vernünftigen und guten Zeitschriften pp. von dem prächtigen Erfolge las.

Ach, das Katherle! Sie war ein veritables Alpenmädel aus Tegernsee. W e l ch e Tage und Nächte! Dann war ich natürlich undankbar — ich k a n n nit lange treu sein; scheuslich. Aber sie hat eine gute Stelle in Zürich jetzt, in der großen Fahnen- und Goldstickerei-Fabrik. Bestes, liebes Menschenkind, lieber Freund Holz, die „Liebe" ist es doch einzig, die uns das Leben ertragen läßt — und dann vielleicht noch die Zeugung und das Geborenwerden eines Gedichtes oder guter Prosa. [. . .] Mit herzlichem Gruß an Freund Schlaf

allzeit Ihr Detlev Liliencron.

An Karl Henckell.

München, Königinstraße 4, p. 27. 5. 90.

„Indeß in leisem Bogen
Zwei Fledermäuse flogen."

Lieber Freund Henckell. Wie danke ich Deiner Fräulein Braut und Dir für die gütige Sendung Haidekraut, die ihren erhöhten Werth hat dadurch, wie sie gepflückt ist. Sie prangt, die liebe, bescheidene, von mir so unendlich geliebte Erica in meinem Zimmer. [. . . .]

Deiner Fräulein Braut meine respectvollsten Empfehlungen und besten Dank für deren so gütigen Brief an mich, für den so gütigen wie interessanten. Ich ersah, daß das „Kußtempelchen" wirklich in Deiner Nähe ist, d. h. ein „Tempelchen"! Du wirst es vielleicht selbst nicht wissen: „Kußtempelchen" ist ja im Balladenton geschrieben. Und geradezu einzig, und nur von Dir möglich zu machen, ist eben, den Balladenton mit d i e s e m Inhalt zu verbinden und mit einer Graziösität, wie ich kaum wüßte, je gelesen zu haben.

Nächsten Monat kommt Herm. Bahr einige Tage zu uns. Ich freue mich unendlich darauf. — Ich lese jetzt Nietzsche. Ich bin hingerissen von ihm. Es ist selbstverständlich, daß die guten Bier- und Skatdeutschen ihn nicht kennen. Zu empörend. Mit der Bitte, Deiner Fräulein Braut mich bestens empfehlen zu wollen — Bild steht neben Deinem —

Dein D. Liliencron.

An Otto Ernst (Schmidt).

München, Königinstr. 4, p. [Anfang Juni 1890.]

Hochverehrter Freund, lange war es meine Absicht, Ihnen zu schreiben. „Allerlei" Gründe, nicht zum wenigsten solche aus materieller abscheulicher Lage, hinderten mich. Vor allem muß ich Ihnen abermals meine hellste Freude sagen über Ihr herrliches Gedicht „Ein Besuch" in der Aprilnummer der „Gesellschaft". Ich habe es hier in Künstler- und anderen Kreisen wohl zwanzig Mal vorgelesen. Und ich habe jedes Mal den tiefsten Erfolg gemerkt. Nicht nur das wundervolle Gedicht (der Inhalt) an und für sich ist es, der es so hoch über Tausende von Poemen stellt, es ist auch die meisterhafte Behandlung des Blankverses; und namentlich diese in den beiden Schlußversen.

Seit einiger Zeit fällt mir in den Zeitschriften ein anderer junger Hamburger Poet auf: Gustav Falke. Bei dem ist es die Künstlerhand, die graziöse Künstlerhand, die er souverain schalten läßt. Im Juniheft (— dem eben erschienenen der „Gesellschaft" —) steht ein Fischerdorf-Idyll (jedenfalls Oevelgönne oder Neumühlen) von ihm: entzückend. Ich will ihm einige aufmunternde Worte schreiben.

Immer noch zehre ich von unserem lieben Tage bei Ihnen in Hamburg. Er kommt mir nicht aus dem Gedächtnis. Ich weiß nicht, aber nie im Leben habe ich so den Eindruck gehabt, als wenn Einer nach dem heißen schweren Kampfe des Tages in so liebevollster Weise die beste Erholung, die die Erde bietet, findet: in der Familie. Sie kommen mir als der Kämpfer „an sich" vor: mit so mächtigem Ernst! Unablässige Sorge für Weib und Kind — und dafür ein glückseliges Haus, ein „Daheim". Wie beneid' ich Sie . . .

Daß ich nach München — das zweite Mal ebenfalls fluchtartig — ging, war sehr gut für mich. Die gute Stadt scheint mir denn doch die Stadt der Städte. Es ist entschieden etwas hier ausgesprochen, das man „südlich" nennen muß, bei Bewohnern und in der Landschaft. Und die Alpen (— ich sehe sie von meinem Fenster aus —) in solcher Nähe! Ich bin außerordentlich gern hier. An die Aussprache der Münchener, so scheuslich sie ist — und die Excellenz spricht

genau so wie der Knecht oder das Hökerweib: ü wird i, eu = ei, z. B. i hab a Freid (grauenhaft), ö = e — gewöhnt man sich; nie aber gewöhnt sich der Norddeutsche an das unendlich schlechte Essen hier. Es ist unglaublich, mit welchen Haren, Gehirnen, Gekrösen p. p. der harmlose, bedürfnislose Münchener sich zufrieden giebt. Die Leute können einfach nicht kochen. Die ärmste Arbeiter-Familie bei uns in Hamburg würde schöne Gesichter machen, wenn sie z. B. mein Mittagessen bekäme. Aber was ist dieser kleine Nachtheil gegen die tausend Vorzüge!

Und welche Anregung! Ich bin sehr fleißig. Anregung: durch die Künstlerkreise, in denen ich, mit Ausnahme natürlich, es zu vermeiden suche, mit den biederen teutschen Tichtern zusammenzutreffen. Meistens eine fürchterliche Bande. Nun, Sie wissen Bescheid. Aber Tausende von Malern, Musikern, Plastikern. Und die Fülle von interessanten Menschen hier. Mit den herzlichsten Grüßen an Ihre liebe Familie bin ich

Ihr ergebener Detlev von Liliencron.

An Klaus Groth.

München, Königinstr. 4 p. den 4. Juni 1890.

Hochverehrter Herr Professor, ich komme, ohne Einleitung, mit der großen Bitte, mir 50 M. vorstrecken zu wollen. Meinen Freund Th. G. bat ich ebenfalls um 50 M.; dann, gegebenen Falles, wären es 100 Mark. Sie erlassen mir gütigst Einzelheiten; aber meine materielle Lage — mein Gott, wie hab' ich zu kämpfen! — war niemals fürchterlicher als in diesem Augenblicke.

Aus Kellinghusen — ich werde immer wieder in mein liebes Vaterland zurückkehren — mußte ich heraus auf einige Zeit, weil ich merkte, daß ich durch die kleinen und kleinlichen Verhältnisse dort geistig untergehen mußte.

Bitte, schreiben Sie nichts von meiner Geldnoth an Wilhelm Jensen: Ich bin in dessen gastfreiem Hause mit so vieler

Liebe und Freundlichkeit aufgenommen, daß es mir ganz unerträglich wäre, wenn er davon erführe.

In alter hoher Verehrung

Ihr treuergebener Detlev von Liliencron.

An Heinrich Zeise.

München, Königinstr. 4 p. 13. Juni 1890.

Hochverehrter Herr Zeise, haben Sie herzlichen Dank für die gütige Vorstreckung der 20 M. Daß ich nicht sofort wieder schrieb, hatte darin seinen Grund, daß ich mir, wenn es mir s o schlecht wie zur Zeit geht, den Luxus einiger Tage dumpfer Verzweiflung gestatte. Und so auch jetzt. Aber schon hebe ich mich wieder. Ja, das ist so der richtige, gewissermaßen (ich bitte mich nicht mißzuverstehen) der vom deutschen Volke gewünschte „Ton" für seine Dichter: daß sie nur ja nicht frei von den drückendsten Sorgen sind.

Ich besuche hier einige Vorlesungen an der Universität. Gestern hörte ich einen kunstgeschichtlichen interessanten Vortrag über den Maler Feuerbach. Der ist faktisch (er starb, ohne daß ein Mensch zugegen war, in einem Hôtel Venedigs) an der Gleichgültigkeit seines Volkes zu Grunde gegangen. Hat der deutsche Künstler Geld, so lassen ihn seine Landsleute verkümmern; ist er arm, so lassen sie ihn verhungern.

Nochmals herzlichen Dank. Hören Sie, hochverehrter Dichter, von einem Mäcen in Hamburg-Altona, so thun Sie etwas für mich. Ja?

Ihr sehr ergebener Detlev von Liliencron.

An Karl Henckell.

München, Königinstraße 4. pt.

18. 8. 90. (Vor 20 Jahren war's ein so heißer Tag wie heut!!! I hab's a bissl mitg'macht. „Bei dera Hihtzen" sagen die Bayern.)

Mein alter geliebter Henckell! Nein, nein! Ich bin tief beschämt, daß S i e nicht statt meiner im Bilde prangen im

Augustheft der „M. D.". Ihnen gebührt der Vortritt. Sie sind der Mann des Beginns des neuen Jahrhunderts, Sie frischer, lebendurchglühter und lebendurchglühender Lockenkopf Sie! Ich bin, trotz aller Modernität (— sicher, ich bin modern, warum das Licht unter den Scheffel stellen —) fin de siècle! Und gestern noch, der immer wahre Bierbaum (er ist mein Herzensfreund wie Iven Kruse) und ich, haben wir auf den ersten Dichter angestoßen, auf Karl Henckell; und dann kommen Arno Holz und Maurice Stern und noch viele andere — und dann komm' erst ich. [. . . .]

Wie wird man aber meinen Charakter sich construieren aus „der Schnecke", aus Iven Kruses „Bei Detlev von Liliencron" und Bierbaums „Epistel an Liliencron" — ach, egal, egal: es lebe das Leben! das schöne, herrliche, glorreiche Leben! Und nun leben Sie wohl, und trotz aller politischen Verschiedenheit sei etwas gut

Deinem Detlev von Liliencron.

An Arno Holz.

München, Königinstr. 4. — 19. 8. 90.

Herzlichen Dank, lieber Freund, für die Correktur. Zu liebenswürdig von Ihnen. Das Augustheft, so ungemein freundlich es von dem prächtigen Kafka gemeint war, gefällt mir nicht. Ich schäme mich: Denn erst kommen Sie, Henckell, Stern und noch manche Andere; dann ich. Keine Widerrede! [. . . .]

Ihr treuergebener Liliencron.

An Johannes (Iven) Kruse.

München, Königinstr. 4. — 22. 8. 90.

Mein innigstgeliebter Iven. Ich habe das Augustheft der „Modernen Dichtung" erhalten u. finde darin Deinen Essay. Du Guter! viel, viel zu gut für mich. [. . . .] Doch hab innigsten Dank, mein Kruse. Was allerdings die Deutschen denken werden — aber wer liest überhaupt die „Mod. Dichtg." — über meinen Charakter nach Deinem Essay,

Bierbaums „Epistel" u. meiner Novelle, mag Gott wissen. Ich bin aber auch dahin gelangt, daß es egal ist. [. . . . .]

Es ist eine Unmöglichkeit, noch zu leben, für mich: nirgends, nirgends kommt Hülfe. Die paar lumpigen Honorarmark send' ich natürlich meiner unglücklichen Frau. — Kruse, ich hebe die Hand zum Schwur: Ich kann, ich darf nicht mehr leben. Der Hunger ist egal; aber man braucht auch zu andern nothwendigen Sachen Geld. Nun fiel mir diese Nacht Prof. L. in Kiel ein, der Millionär. Ob Du, ob ich ihm schreiben könnte. Ob Du's, ohne mein Wissen, thun möchtest? Das ist mir — dieser Gedanke — wie eine letzte Rettung. [. . .]

Du, Kruse, weißt Du was? Ich merk's: der Neid (— ich will keine Namen nennen —) fängt an bei Andern. Ich versichere Dich. Ich Harmloser darin, aber nun hab ich's gemerkt. Sie gönnen es mir nicht, daß ich à la König, daß ich als Grandseigneur schreibe! Glaub's mir, Du alter Herrlicher, ich hab's gemerkt. [. . .]

Dein in den allerletzten Zügen liegender Detlev.

Du Lieber, soll ich Dir was sagen: Ich schrieb noch Vieles außerdem — so Wundervolles (— o Gott, verzeih mir, Du Lieber, daß ich so spreche —) noch, was „der Tod" sagt, in den „Haidegänger". Namentlich entsinne Dich später der „drei Abschiede", die der Tod dem Haidegänger ins Ohr flüstert. Die hab ich direkt aus dem guten, unwissenden, tastenden Volk geschöpft. Bierbaum, als er's las, brach — zu meinem Entsetzen — in lautes Schluchzen aus. [. . . .] Heute — ich muß zu Hause bleiben, da kein Essen — schreib' ich: „Ausflug". Und dann noch ein Gedicht zu meiner demnächst herauskommenden Sammlung: „Einem deutschen Dichter". Mein Abschiedsgedicht.

Treu in Ewigkeit Dein Detlev.

An Timm Kröger.

München, Königinstr. 4. — 29. 9. 90.

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt! [. . . .] Der „Haidegänger" dürfte mein Testament sein, denn in der Verfassung,

wie jetzt, kann ich einfach nicht mehr schreiben. Ich bin sehr biegsam und schnelle immer wieder wie eine Toledoklinge in die Höhe; aber dies Leben ohne Geld bricht mich endlich zusammen.

Wenn ich nicht meine Verpflichtungen gegen Ihre unbeschreibliche Güte hätte, und einige mich äußerst drückende kleinere Schulden, so hätte ich seit Wochen meinem mutlosen, ewig gequälten Leben ein Ende gemacht; sicher. Denn: der Großherzog von Weimar hat abgeschlagen, auch aus principiellen Gründen. Ich darf hier hinzusetzen, daß er sehr, sehr gütig über den Fall gesprochen hat. Natürlich hatte er nie von mir als Dichter gehört. [. . . . .]

Namentlich drückt mich meine Schuld bei meiner alten, unvergleichlich guten, hiesigen Wirthin, Frau Hintermayr. Die hat schon mit mir gehungert. Sie ist über 70 Jahre schon. Eine solche Fülle von Güte und Menschenliebe sah ich noch nicht. Um sie, die so Unendliches für mich gethan hat, zu retten, vor unserem Hausherrn, dem Vermiether, schrieb ich diesem Herrn, sicher auf den Weimaraner rechnend, 200 M. für Miethe als Wechsel zum 14. Oktober, die Fr. Hintermayr ihm schuldet, u. die ich wieder Fr. Hintermayr schulde. — O h n e Geld (ich rechne niemals den Hunger hinein, als zuweilen selbstverständlich) kann man einfach nicht leben. Und ich darf es hier aussprechen: Ich bin n i c h t leichtsinnig gewesen, konnte es nicht sein, da mir Geld und Credit (außer bei einigen so armen „Collegen", wie ich bin) fehlt. Einzig für die Weiber. Aber auch das reducirt sich auf Null, wegen Mangel an Geld. So hat mein entzückendes Modell für die „Haidehanne" Josepha K. . . (ich nenne sie Seffinka) . . . oft mit mir Kartoffeln und Salz gegessen. War das ein Mädl! das r o c h alles noch nach Acker und Erde. Unbeschreiblich entzückend! — Für das „Katherl" in der „Schnecke" diente mir ein „früheres" Madl: Kathi Sch. . . aus T. . . (Hochalpen). A u c h 16 Jahre, und a herrlich's Madl. Aber die Seffi (Seffinka) die würde mir noch 100 Stoffe geben. — Die 100 M. Honorar für den „Haidegänger" schickte ich an meine gute, jetzt kränklich seiende Frau.

Mit heißem Danke Ihr Detlev Liliencron.

An Otto Ernst (Schmidt).

München, Königinstr. 4. — 19. 10. 90.

Mein hochverehrter Freund Schmidt. [. . .] Wie oft dachte ich Ihrer, und mit jenem Neide, den ein Unruhiger hat gegenüber dem so ernst das Leben fassenden. Immer als Höchstes stell' ich mir Ihr Familienparadies vor: Sie in der Mitte, für Frau und Kinder rastlos arbeitend, verehrt, vergöttert (und mit wie hohem Recht!) von Frau und Mama! Dabei Ihr bestimmtes und klares Programm, das die Milde nicht ausschließt. Mit großem Interesse (lassen Sie Sich's gesagt sein: ich dachte früher anders) las ich Ihren Artikel aus dem „Magazin", die Tendenz in der Dichtung betreffend. Dann las ich ein sehr herrliches Gedicht von Ihnen: Vision. Bravo! Alles so fein, so fein! Sie sollen sehen, Sie lieber Mensch, es wird Ihnen alles prächtig gelingen, und auch materiell werden Sie „sicher" bald stehn durch Ihre rastlose Thätigkeit und Ihre Klugheit. [. . . . .]

Im November, Dezember gebe ich mein neues Buch „Der Haidegänger und andere Gedichte" heraus. Ich sende Ihnen dann gleich ein Exemplar. Und zwar mit Furcht. Sie müssen noch einmal den subjektiven, wilden, stürmischen Dichter Detlev Liliencron hinnehmen, wie er ist. Es war das letzte Jahr meiner „Jugend", das ich erlebte und auskostete. Nun soll's anders werden: Die Ruhe (o ein Seufzer, ein langer!) soll über mich kommen, und ich will „objektiv" zu schreiben mich befleißigen. München, überhaupt die Fremde, war ein Muß für mich. Ich wäre verrückt geworden in dem Nest K. [. . . . .]

Und nun: tausend Grüße Ihrem geliebten Hause u. Ihnen, und geben Sie noch nicht ganz auf

Ihren Detlev von Liliencron.

An Arno Holz.

München, Königinstr. 4. — 29. 11. 90.

Hochverehrter lieber Freund, was haben Sie mir da für ein wundervolles Buch von Sich gesandt [„Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze"]. Tausend Dank! Und vorn=

weg: die lyrischen Stellen darin: das ist ja (um ein vielgehörtes Holsteiner und Hamburger Wort zu sagen) ganz prachtvoll Alles. Dreimal (und noch öfter wird's von mir wiederholt werden) habe ich von Seite 82 etwa an das Buch gelesen. Und allmählich geht's in meinen Schädel hinein. Ja, zuweilen sagte ich mir beim Lesen: Wie einfach, wie klar, wie überzeugend ist das Alles geschrieben, so zwar, daß selbst ich Schwerfälliger es gleich in meinen Grützkopf hinein bekam. [. . . . .]

Ich entsinne mich des Jahres sehr genau, als das vermeintliche Gedicht Heine's durch alle Blätter ging. Und nun les' ich, daß es von Ihnen ist, und hab' a grenzenlose „Freid", daß Sie diese ganze Schweinebande der Presse so genasführt haben. Ja, o bêtise!

Mit herzlicher Freude, daß Ihnen ein so herrliches Buch in die Feder kam, bin ich wie stets

Ihr treu-ergebener Detlev von Liliencron.

An Frau Hedwig Kiesekamp (L. Rafael).

München, Königinstr. 4. — 5. I. 91.

Gnädige Frau. Euer Hochwohlgeboren gefällige Zeilen vom 3. d. M. und die 2te Auflage Ihrer Gedichte habe zu empfangen ich die Ehre gehabt. [. . .] Ich kann Ihnen sagen, daß ich das Erste, das ein Dichter haben muß — wie ich es auch bei Alberta Puttkamer treffe — bei Ihnen fand: Rasse, Blut, Leidenschaft. Ich habe häufig Gedichte von Ihnen vorgelesen und jedesmal eine besondere Wirkung erreicht.

Die Gedichte bitte ich Herrn Dr. M. G. Conrad senden zu wollen. Ich werde ihm Bescheid sagen. Um Gotteswillen, gnädige Frau, nein! nein!!! ich bin nicht in der Redaction. Ein gräßlicher Gedanke. Ich glaube, Sie verwechseln mich. Nichts liegt mir ferner, nichts ist mir langweiliger als die Litteratur; und nun gar noch Handwerker (Litterat, „Schriftsteller", Redacteur) sein. Um des Himmels willen, nein! Ich habe nur immer ein unermeßliches Gelächter, wenn ich von den Millionen teutschen „Dichtern"

lese. Ich reite, jage, treibe Alles Andere lieber als lesen. Wenn ich den Artikel über Alberta Puttkamer schrieb, so war es eine Laune, ein Einfall von mir: Ich liebe diese Dame als Dichterin sehr. Zugleich kitzelte es mich, die Gelegenheit zu haben, dem teutschen Philisterlumpenpack einige Hiebe lachend zu geben. Also ich bitte Sie, gnädigste Frau, mich nicht für einen Kritiker, Redacteur, „Schriftsteller" (d. i. Handwerker) oder gar für einen Dichter zu halten. Einige Verse, die ich schrieb, berechtigen mich nicht zu diesem ehrenvollen Namen. Ich darf hinzufügen, daß ich die Ebengenannten natürlich für ebenso ehrliche und biedere und vortreffliche Menschen halte wie die übrigen Gewerbetreibenden im Deutschen Reich. [. . . .]

Sollte ich über Münster kommen, was in den nächsten Wochen nicht zur Unmöglichkeit gehört, würde ich mir die Ehre geben, Ihnen, gnädigste Frau, meine Aufwartung machen zu dürfen. Brahms, den ich so sehr liebe, von Ihnen singen zu hören, wäre mir eine Hauptfreude. Kennen Sie Hugo Wolf (k e i n Jude), den jungen Componisten, in Wien? 50 Jahre wird's dauern, bis er, nach der bekannten „Eigenthümlichkeit" der Deutschen, durchgedrungen ist. Das ist (— dessen Musik-Compositionen —) einfach phänomenal. Er schrieb (spielte und sang sie mir vor) 53 Mörike-Lieder und 51 Goethe-Lieder. Lassen Sie bitte sich diese Lieder ja aus Wien kommen; aber erwähnen Sie bitte seinen Namen nicht dem lieben Johannes (Brahms). Der ist, glaub ich, rasend auf ihn. [. . .] — Ich entfliehe hier in den nächsten Wochen einem Theaterstück von mir, das sie auf der hiesigen Hofbühne zur Darstellung bringen wollen; und so könnte es sein, daß ich auch über Münster komme.

Ich bin der gnädigen Frau gehorsamster Diener

Baron Detlev Liliencron (n i c h t „kron")
Hauptmann a. D.

An Timm Kröger.

pp. 14. I. 91.

Niemals, hochverehrtester Herr Rechtsanwalt, hat mich ein Wort von Ihnen so deckenhoch vor Freuden springen lassen,

als das, das heut zuletzt in Ihrem Briefe steht: „Lassen Sie sich nur keine grauen Haare wachsen.“ Nein, wirklich, Sie würden mich nicht richtig beurtheilen, wenn Sie mich für schlecht hielten; ich habe eine zu unbändige Freude am Weibe, an der Sonne, am Leben. Aber keine Gefahr, keine Spur, daß ich etwa verloddere. Alles das mach' ich spielend ab, u. weiß stets, wie weit ich gehen darf. Nur der entsetzliche Gelddruck ist der einzige Haken. Sonst geh ich, Augen auf, immer en védette (— in welcher prekären Situation ich mich auch befinden mag —) meines Weges. Ich habe nämlich immer das ängstliche Gefühl, daß Sie mich verdammen im Geheimen. Und so kam Ihr eben erwähntes Wort wie eine freudige Erlösung für mich. Falke freut sich sehr, Ihrer gütigen Einladung zu Dienstag dem 19. d. M. nachkommen zu dürfen. Er ist ein stiller, unendlich bescheidener Mensch, dem man den großen Dichter nicht anmerkt. [. . . .] Sie, lieber Herr Rechtsanwalt, und Gustav Falke zusammen zu sehn, freut mich so: zwei sehr liebe, zwei sehr vornehme Naturen kommen da zusammen. [Schluß fehlt.]

An Karl Henckell.

München, 16. 1. 91.

Lieber, herrlicher Henckell, nimm herzlichen Dank für Deine gütigen Neujahrsgrüße, die ich von ganzer Seele erwidere.

Am 25. d. Mts. haben wir hier den ersten Vortrags-Abend für „Modernes Leben“. Natürlich wirst Du dabei sein. Wir wählten vor allem „Armband“, dies unvergleichlich schöne Gedicht, dann das mit dem Leander und der Hero-Zeile; und noch einige andere. Vorgetragen werden sie von den beiden ersten Hofschauspielern hier, die wir dafür gewinnen wollen. Baron Perfall, der hiesige Intendant, hat sich gleich für unsere Vereinigung für „modernes Leben“ unterschrieben. Bravo! Bravo!

Paul Heyse ist in diesen Tagen schwer am Stein (der Ärmste, gräßliche Schmerzen) erkrankt. Müßte er zum Orcus, hätten wir Neutöner schon viel freiere Bahn.

Mir geht es ganz gut. Das teutsche Volk hatte mir allerdings eine etwas erhöhte Bantingk-Kur vorgeschrieben. Aber jetzt darf ich schon wieder Fett ansetzen. Bald werde ich hier abreisen. Ich sehne mich nach holsteinischer Haide-Einsamkeit. Noch einmal war ich jung, hatte „Sturm und Drang". Nun ziehe ich denn in die „zweite Periode" ein. Eigentlich sollte ich jetzt „gehen". Ich habe meine Schuldigkeit gethan: Natur den Dichtern gezeigt. Weiter hats bei mir nichts auf sich. Du aber, geliebter Henckell, sollst Dich ganz ausleben; ganz Deine Eigenart uns geben, noch viele, viele frische Jahre. Glückauf, Glückauf!

Deiner Fräulein Braut und Dir darf ich meine besten Wünsche zum neuen Jahre zurufen.

Und nun leb wohl, geliebter, feuriger, echter Mensch und Dichter, und vergiß nicht ganz

Deinen Detlev von Liliencron.

An Arno Holz.

München, 16. 1. 91.

Lieber, herrlicher Freund Arno Holz. [. . . .] Am 25. d. M. haben wir hier den ersten Vortragsabend für „Modernes Leben". Es kommen von Ihnen das wundervolle „Idyll" und einige Gedichte ferner zur Vorlesung. Ich setzte mit allen Mitteln ein, um auch den unvergleichlichen „Phantasus" für die Zuhörer zu kriegen. Dies Gedicht liebe ich so unendlich. [. . .] Wenn nicht diesmal, so das nächste Mal. Könnt' ich nur selbst gut lesen, würd ich's mir nicht nehmen lassen. Außerdem wird von Ihnen zum Vortrag kommen: „Ein Tod". Wir werden fraglos die beiden ersten, noch jungen, Hofschauspieler dafür gewinnen. Baron Perfall, der hiesige Intendant, ein wahrhaft prächtiger Kerl, hat sich sofort mit unterschrieben; und so hoffen wir auch das Residenztheater zu bekommen. Man denke sich Hochberg dagegen.

Ich werde jetzt nach Holstein zurückkehren. Ich hatte hier letzten Sturm und Drang. „Ich war so glücklich" noch einmal!!! Eine kleine mir vom deutschen Volke befohlene Bantingk-Kur ist überwunden. Ich darf wieder Fett an-

setzen. Es kommt mir vor, als wenn mein „Dichten“ zu Ende sei. Oder „zweite Periode“?

Sie aber, lieber herrlicher Mensch, sollen uns noch viel, viel Schönes geben. Letzte Grüße aus München, von Seffinka; letztes Glück und letzte Liebe ist's gewesen.

Ihr alter Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

Hamburg, 1. II. 91.

Als ich hier ankam, mein geliebter theurer Julius, von meiner leichenblassen, aufs äußerste kummerbleichen kränklichen Frau empfangen wurde, als mir Hamburg so unermeßlich ekelhaft-roh-viehisch in einem naßkalten undurchdringlichen Nebeltag entgegentrat, hatte ich nur das eine Gefühl: tot, tot so schnell wie möglich. Ich merkte deutlich, daß mein Leben erloschen sei. Meine Frau, eine Heilige gegen mich Scheusal, und ich traten uns kalt, uns suchend, gegenüber. Das Wort, worauf sie wartete, und der Kuß — sie kamen nicht. Es wird Monate dauern. — Ich ging sofort zu Baron O. Ein strenger, kalter, körperlich Conrad überragender Jesumann trat mir gegenüber. Wir empfanden sofort die Kluft zwischen uns. Überall, auf Treppen, in den Gängen, Stuben, hingen gedruckte Bibelstellen, auf Pappe geklebt. Zum Beispiel:

Der schlechte Weg:
Paradies, aber sehr dunkel.

Der rechte Weg:
Wüste, aber sehr hell.

Und wie das dumme Zeug Alles heißt. Doch hatte ich das Empfinden, daß der Mann vollkommen wahr sprach. Er meinte, daß R.-J. nur gäbe, wenn er mich persönlich kenne. Da er aber (z. Z. in Berlin im Auswärtigen Amt) jetzt wieder auf seinen Posten nach Buenos-Aires gehe, so sei kaum eine Hoffnung.

Der Abschied vom alten treuen Bernhard Schrader war der schwerste, den ich je durchgemacht. Nie im Leben habe ich die Elementarkräfte im Menschen so hervortreten sehen,

wie bei ihm. Er blieb, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Fortwährend wimmernd, schluchzend; die Haare waren ihm aufgegangen, das Gesicht vom vielen Weinen gelb und aufgedunsen. Das Wimmern kann ich nie, nie vergessen. Mein Gott, mein Gott, Julius, ist es denn doch nicht auch ein schönes „Gefühl", zu merken einmal, daß eine Menschenseele uns geliebt hat? Ich bin nicht sentimental, und ich weiß, daß nach einigen Monaten Alles vorüber ist. Aber ich dachte auch daran: Da stand er nun, aus dem rohen Volke: aber das gleichgültig, ja, da stand er nun, hatte zum ersten Mal mit seinen 16 Jahren Liebe gefühlt. Dachte sich nicht anders, als daß es so immer bliebe; hatte doch einen Menschen, dem er sich rückhaltlos vertrauen, alle seine kleinen Leiden beichten konnte — und der Mensch verließ ihn nun — — — und es war keine Seele, die ihn tröstete und trösten konnte . . . Ein letztes Wehen mit dem Taschentuch. Sie stand ohnmächtig an einem Pilaster in der Halle — — —

Ich weiß noch nicht, wie, wo es hier wird. Und nun wird mein einziger Gedanke der Tod sein. Zu Kröger-Elmshorn fahr' ich heute Nachmittag. Habe Du noch einmal Dank für Alles, was Du mir in so großer Güte gethan hast. Meine Adresse vorläufig: Hamburg, St. Pauli, Marienstraße 81, II. Wie sollte man doch den „Dichter" schonen; versteh mich recht aber. Bitte, sowie Du es weißt, schreibe mir, wann der „Trifels u. P." gegeben wird. Ich komme auf alle Fälle dann nach München auf 8 Tage. Aber sonst bin ich incognito da. Laß es keinen wissen.

Dein treuer, dankbarer Detlev.

Geld, Geld gehört zum Leben.

An Frau Hedwig Kiesekamp.

Ottensen bei Hamburg, Bei der Kirche 33.
Am 21. Februar 1891.

Gnädigste Frau, ich erhielt Ihre Briefe, auch den letzten, nach Kellinghusen gerichteten, alle zusammen erst heute. Ich

war völlig verloren auf der holsteinischen Haide, irrte da trostlos umher wie der alte König Lear einst, und monologisierte mit Hamlet, ob es nicht besser sei gegen all die Pfeile u. s. w. Aber ich habe mich noch einmal aufgerafft. [. . . .]

Das schmerzt mich immer so bei der Deutschen Nation, daß die wackeren Landsleute nie den Dichter-Künstler verstehen, den sie stets in einen Topf werfen mit dem Schriftsteller-Handwerker. — Ich danke Ihnen sehr für die freundliche Weisung, in Betreff des Landhauses bei Münster. Aber ich habe hier, bei ärmlichen, einfachen, aber, wie mir scheint, guten kleinen Bürgersleuten, ein Quartier gefunden, wo ich noch einmal versuchen werde, in der Einsamkeit arbeiten zu können, wenn ich nicht zu sehr von äußeren, grausenhaftesten Geldverhältnissen in den Tod gejagt werde. Sie hatten, gnädige Frau, die besondere Güte, ganz offen von Ihren äußeren Verhältnissen zu schreiben. So thue ich es auch. Wenn auch nicht in glänzenden, so lebte ich doch als Offizier in guten Verhältnissen; ich lebte sehr flott, meine Schulden wurden stets bezahlt. Aber das änderte sich, ich möchte sagen: von dem Augenblick an, in dem ich teutscher Dichter wurde. Von da ab, es ist erst 10 Jahre her, hatte ich mit äußerster Geldnoth zu kämpfen. Sie finden in meinen „Gedichten" in der Abtheilung „Aus der Zunft" das Schreien meines Herzens. Leider gelingt und gelang es mir nicht, mir zu helfen. Bettelbriefe zu schreiben, ist mir nicht gegeben, und wo ich es auf dringendes Anrathen meiner Freunde that, wurden diese Briefe dermaßen hochmüthig, humorvoll und burschikos, daß die Empfänger mich wahrscheinlich für verrückt gehalten haben. So sitze ich denn in unwürdigster, unerträglichster Lage. Seit 5 Monaten — und das ist das erste Mal, daß das „Leben" mich unterkrigte — habe ich nichts mehr geschrieben (gedichtet). Zum „Schriftsteller" fehlt mir auch das geringste Talent. Und es ist wohl verzeihlich, daß ich mehr und mehr mich in den Gedanken einlebe, diesem ewigen Elende durch den Freitod zu entfliehen. Sie waren, gnädigste Frau, so liebenswürdig-offen, daß ich es nun auch gewesen bin. [. . .] Ich habe jetzt hier die köstlichste Einsamkeit, u. könnte, wenn

irgendwie meine unwürdige Lage es mir gestattet, könnte und m ö ch t e — ich bin sehr dazu jetzt aufgelegt — Vieles mir von der Seele arbeiten (eine Masse Stoffe hab ich zur Zeit), das ich in jüngster Zeit erlebte. Darunter auch das Capriccio, das ein Deckmantel für Ihre „Gedichte" werden soll. Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Und nun noch einmal meinen herzlichsten Dank für das Bild und für Ihre lieben, herrlichen Briefe. Gestatten Sie mir, Ihnen, gnädigste Frau, die Versicherung meiner Verehrung auszusprechen.

D. v. Liliencron.

An dieselbe.

Ottensen b. Hamburg, Bei der Kirche 33, d. 28. II. 1891.

Gnädigste Frau! Wie herrlich, wie entzückend, wie überaus gütig waren Ihre Zeilen. Meinen allerinnigsten Dank! Sie haben mich wahrhaft erhoben und gehoben. Durch die grandiose Güte der 500 M. konnte ich aus dem Schlimmsten heraus. Und nun, in einem einsamen kleinen Poetenstübchen, „dichte" ich wieder (dank I h r e r Güte) frisch drauf los. Und ich glaube, meine „zweite Periode" wird gekommen sein; und das ist gut. [. . . . .] Ich bin wirklich sehr fleißig. Es fließt Alles nur so. Eins muß ich Ihnen schreiben. Von dem mir so grenzenlos gütig gesandten Gelde behielt ich für mich nur einige Mark, die ich für einen heiß, heiß ersehnten Wunsch, den ich ein Jahrzehnt hatte, ausgab. Nämlich für Aschbecher und Aschenschaalen. Sie sind aus Kupfer und indischer Bronce, und sind mein fortwährendes Entzücken. Da mein sehr schönheitsbedürftiges Auge immerwährend nur jämmerliche Umgebung hat, wie es meine Verhältnisse mit sich bringen, so lechzte ich darnach. Und nun hab' ich's. Und nun — (und dabei, bei diesen schönen Bechern und Schaalen, kann ich so wundervoll arbeiten) — denk ich Ihrer, als eines lieben Geschenkes von Ihnen, stets dabei. So haben sie doppelten, dreifachen Werth. Dank, Dank. Fast 6 Monate hatte ich keinen Strich gedichtet. Und nun brechen die Quellen auf. [. . . .]

In aufrichtiger Ergebenheit Ihr Detlev Liliencron.

An dieselbe.

Ottensen bei Hamburg, 30. III. 1891.

Gnädige Frau, Ihre schönen drei Dreizeiler haben mich beschämt. Möchten sie mir stets ein Sporn sein, weiter zu kämpfen und zu ringen.

In meinem Roman habe ich die erste Strophe Ihres Gedichtes „Alles verloren" vortrefflich anbringen, habe überhaupt Ihren Namen (L. Rafael) bringen können. [. . . . .] Ich schrieb gestern ein langes Gedicht: „Das graue Kleid" (eine Hunger-Erinnerung gewissermaaßen). Es dürfte Sie, gnädige Frau, sehr rühren. Merkwürdig: ich hatte es durch 4 Jahre hindurch als Blankvers im Kopfe, und sowie ich endlich gestern zur Niederschrift komme, wird's im Alexandriner.

Ich habe ein Grauen vor der Aufführung meines Stückes in München. Weit, weit möcht ich davor fliehen; und doch ist's ja nur natürlich, es zu sehn. Aber heimlich, und etwa vom 3. Rang aus. [. . .]

Mit herzlichem, herzlichem Danke

Ihr ergebenster Baron Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

Ottensen bei Hamburg, 31. III. 91.

Verzeih, lieber Julius, die grausame Enttäuschung, die ich Dir mit den 100 M. per Postanweisung machen muß. Aber um sie nicht auszugeben, u. um sie bis zum letzten Augenblick für meine Münchener Reise zu sparen, sende ich sie Dir mit der Bitte, sie mir auf mein Ersuchen im gegebenen Augenblick wieder zu senden. Der anliegende Brief Weigands, den ich zurückerbitten darf, wird Dir doch auch Freude machen. Nur sprich nicht mit ihm darüber.

Und so hoffen wir für uns Beide das Beste. Dein „Golgatha" kannte ich. Du selbst hast es mir vorgelesen. Überaus schön! Nur hätt ich gern „Helle" statt „Hellig-

keit". Der Sklavenvogt unter dem Kreuz, weil concretes Bild, unter den Garben, ist ganz herrlich. Der Heiland in Berlin: süperb. Aber zu viel um ihn herum. Zeige (bilde!) das vorbeirückende Alexanderregiment z. B. mit klingendem Spiel, den Bettler, den Börsenjuden; greife ein paar Typen heraus aus dem Straßengewühl. Herrlich, herrlich ist der Vogt mit der Peitsche. — —

[. . .] Nun hast Du meinen „Linken Ellenbogen" gelesen. Ich zittere! — Brauchst Du Geld grade, so nimm von den 100 Mark, was Du willst. Wenn ich's nur im rechten Augenblick wiederbekommen kann. Also keinem, keinem sagen, daß ich nach München komme.

Ich bin fleißig und sehr gehirnflüssig. Ich schrieb in den Ostertagen das „Graue Kleid" und „die Stelle im Thucydides" — (ist „Thucydides" richtig geschrieben?)— Ich verdanke das erste Gedicht Seffi und einer furchtbaren Winternacht mit ihr, wo wir beide kein Obdach — entre nous — hatten! sic! und bei 18 Grad Kälte dem „Liebesodem" in einem verschneiten Tann „oblagen".

Neulich, Sonnabend Abend, als ich die letzte Karte an Dich einsteckte, ging ich in die Blumenstraße. Dort unten Martha im Dunkeln an der Hausthür: „Komm". Ich mit, da ich Editha nicht mehr „beodemen" mag. Also Martha und ich fort, in die Weidenstraße, zu einer dritten Schwester, 23j. Wittwe! Himmlisch, himmlisch!!! [. . .] Und nun verlasse ich auch Martha, und besuche die Wittwe allein, bis ich wieder genug habe. Brutalität allein giebt uns den Beweis, wenn wir leben wollen.

Also in Betreff der 100 Mark, so benutze sie so lange, bis ich hier abreisen muß. Sahst Du Bonn? Weiß er nicht, an welchem Tag mein Stück gegeben wird? Wenn ich den nur erst wüßte. An diesem Tage, oder einen zuvor, komme ich. Ich habe schon Wohnung bei Körners. Und da soll das dicke Schwabenmadl noch mal her. [. . . .]

Dein treuer, Dich innig verehrender Detlev.

Der Brief Weigands ist außerdem sehr interessant. — Er sandte nur 100 M.! —

An Timm Kröger.

Ottensen, bei der Kirche 33. — 2. IV. 91.

Zunächst bitt' ich um Entschuldigung, hochverehrter Herr Rechtsanwalt. Ich habe Ihnen heute unendlich viel mitzuteilen: Zuerst meine große Freude, daß Sie mich mit der Nachricht überraschten, daß Sie sich in einer Novelle mit breiter Grundlage „festgesogen" haben. Nun möcht' ich Ihnen vor Allem wünschen, daß Sie jedesmal, wenn Sie Stimmung zu dieser haben, auch nicht verhindert sind durch Geschäfte, zu schreiben. [. . . . .] Den Offenbarungseid leistete ich in Kellinghusen.

In Betreff Ihrer „Correctur" darf ich noch einmal, als alter Prakticus, darauf hinweisen, daß ich unter allen Umständen, trotz der Langweiligkeit, für geboten erachte, diese Sich zweimal kommen zu lassen. Man ärgert sich nämlich nach dem Erscheinen des Buches fürchterlich über die zahlreichen Druckfehler. [. . .] W. Friedrich, in seiner grausenhaften Geschäftsgier, überstürzt sich stets mit der Herausgabe eines neuen Buches. Aber ich passe auf. — In Betreff meiner Hamburger Visiten müßte ich Bogen schreiben; wenn wir uns sehen, erzähle ich Ihnen. Hier heißt es jetzt: klug sein, das Geld liegt für mich da. Aber — meine unglückselige Heirath liegt dazwischen. Sie sollen sehn, sie wird mich an Allem hindern. — Und noch zum Schluß: daß ich riesig an m. Erzählung „M. dem l. Ellenbogen" arbeite. Ich habe Vieles wieder umgeworfen. Fleiß gehört dazu. Und sonderbar: Ich, der ich nie einen Funken Ehrgeiz in m. ganzen Leben besessen habe, bin jetzt ehrgeizig geworden. Denn ich habe ja eigentlich noch nichts geschrieben. — —

Und nun zu der Angelegenheit, die Sie in Ihrer außerordentlichen Freundlichkeit für mich führen wollen. Meine Frau hat endlich zugesagt gestern, wenn ich ihr 75 M. von meiner Pension gebe bis zu ihrer event. zweiten Verehelichung. Wir könnten es dahin näher motiviren, daß sie diese Summe vom Tage der Scheidung an erhält.

Und jetzt die Hauptsache. Ich wiederhole: Meine Frau ist eine herrliche, hochdenkende, reine, vornehme Seele; jung, schön, mit wundervollen Augen. Aber — da ich sie nicht

ernähren konnte — sie mußte nach Hamburg ziehen, in die Nähe ihrer Mutter, damit sie, im Verein mit m. alten Papa, leben konnte überhaupt. Nun ist das Lokal der Mutter meiner Frau in St. Pauli. Es ist, wie jedes andere dort, schlecht und recht. Capitäne verkehren da, und trinken schlechten Sekt für theures Geld. Wenn nun — man hat mich schon bei meinen Besuchen gefragt, ob ich verheirathet sei — das die erfahren, wo ich eben Besuch machte, jene unermeßlich reiche, eisige, die Armuth nicht kennende, hochnasige, erste, allererste Gesellschaft Hamburgs, so bin ich sofort dort unmöglich. Und es ist natürlich, daß die Mutter, wie ich höre, mit meinem Namen prahlt. Also natürlich, daß die Menschen es alle skandalös finden. Meine Ehre ist angerührt. Ich leide darunter grauenhaft. Soll ich zur Ruhe kommen überhaupt, dann müßte ich geschieden werden. Ich habe ja meine Frau verlassen, verstoßen. Sie ist mir — jeder Mensch hat natürlich seine Schwächen wie sie auch — treu und aufopferungsvoll gewesen, wie kein Mensch je zuvor. Nur mit äußerster Mühe habe ich sie davon überzeugen können, daß es für uns Beide das Beste sei. Denn: Nun wieder mit ihr zusammen, dann würde die alte furchtbare Geschichte von Neuem beginnen. Und noch einmal 10 Hungerjahre auszuhalten, wäre weder ihr noch mir gegeben, zu ertragen. Mir allein schon ist es entsetzlich, immer so knapp oder gar nicht in Geld zu sitzen. Noch mal zu Zweien, unmöglich. [. . . .]

Ich weiß, ich fühle: Gelingt es jetzt mir, ohne Geldsorgen zu leben, dann wird noch ein Dichter aus mir. Ich habe das an dem einen einzigen sorgenlosen März-Monat erlebt und empfunden. Eine Unmasse schrieb ich in diesem. Meine Frau wünscht, und wohl mit Recht, daß die ihr von mir cedirt werden sollenden 75 M. monatlich gerichtlich oder notariell zugesichert werden. Ich versprach es.

In voller herzlicher Dankbarkeit Ihr D. Liliencron.

Meine Frau war hinreißend schön, als sie endlich, endlich den Widerstand aufgab. Solche Augen sah ich noch niemals. Mir wollte das Herz brechen. Ich wollte schreien:

„Komm, niemals wieder wollen wir uns trennen." Ich wollte sie an mich reißen. Aber die Vernunft mußte siegen. Sie sah es ein.

An Frau Hedwig Kiesekamp.

Ottensen bei Hamburg, b. d. Kirche 33. — 12. 4. 91.

Gnädige Frau, Sie sind so gütig zu mir, daß ich es wage, Ihnen mein eben gewordenes Gedicht anliegend zu überreichen: „Der eine Tag im Jahre." Ein furchtbarer Gedanke, ein furchtbares Thema. Vor etwa einem Jahre, einmal beim Ankleiden, schoß mir der Gedanke, die Überschrift (woher? wer gab es?) durch den Kopf. Aber ich konnte ihn nicht bekommen, ihn nicht ausführen in meiner unerträglichen Lebenslage damals.

Nun hat Ihre Güte, gnädige Frau, mir schon so viel geschenkt, und auch dies Gedicht wieder. Es war in sofern sehr schwer: Ich nahm einen fünfzigjährigen Mann an (die „fünfzig Matrosen", die der Tod führt). Aber nun konnt' ich doch nicht fünfzig Mal den Tag bilden, schildern („Bilde, Künstler, rede nicht"). Das wäre sehr langweilig geworden. So nahm ich nur drei Tage: den Tag vor dreißig, vor zwanzig, vor zehn Jahren.

Natürlich muß es noch gefeilt werden. „Der Dichter nur versteht den Dichter." Ich muß immer an dies Hebbelsche Wort denken. So ist es auch. Ich lese niemals einem Menschen etwas von mir vor; nur ganz vertrauten, von denen ich weiß, daß sie Dichter sind. Das ist ja traurig: denn ich bin in herrlichster, jauchzender Stimmung, wenn ich dichte. Ich renne im Zimmer umher, pfeife, singe, rauche unaufhörlich. Das ist denn wohl auch die einzige Freude, die uns Dichtern und Dichterinnen gelassen ist. Und um diese allerdings kann uns die ganze übrige Welt beneiden.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Aussetzungen zu dem Gedichte schrieben.

Außerdem — Alles durch Ihre Güte — schrieb ich mehrere Gedichte in dieser Zeit, gleichsam wie eine Erholung im

Arbeiten meines Romans. [. , .] Und ich bitte, geben Sie mir Ihre Güte noch weiter, gnädige Frau! In einem Jahre muß ich durch sein. Fleißig bin ich sehr. Ihr s o Ihnen

dankbar ergebener Detlev Liliencron.

An dieselbe.

Ottensen bei Hamburg, 15. 4. 91.

Gnädige Frau haben mir einen so herrlichen Brief geschrieben. Gleich zu Anfang darf ich freudig sagen, daß ich etwas mißverstanden sein dürfte. [. . . . .] Ich lache innerlich immer so, wenn ich alle diese tausend verschiedenen Meinungen, w i e ein Poet beschaffen sein soll, lese. K ö n n e n heißt's. D i c h t e r s e i n wie Goethe, H. v. Kleist, Theodor Storm. Ich kehre mich an Keinen, wenn ich „schreibe", lasse nur mein Künstlerauge wachen. „Nur nicht für die Deutschen schreiben," dies entsetzliche Wort Goethe's. Und noch entsetzlicher: er hat ja Recht. Also da bleibt eins übrig: Selbstzucht, wie im Leben, auch Selbstzucht in seiner Kunst üben! Und dann nur frisch drauf los, und sich nicht an Hinz und Kunz kehren: dann würde nie etwas daraus. [. . . . .]

Ihr d a n k b a r ergebener D. v. Liliencron.

An Timm Kröger.

Ottensen. Am 30. April 1891.

Hochverehrter, lieber Herr Rechtsanwalt, allerlei Entsetzliches hatte ich durchzumachen. Neulich wurde ich auf die Polizei beordert, mit offenem Zettel, den meine Wirthin las. Auf dem Bureau waren 2 Herren, 1 Viehjude, und Gott weiß wer. Dann noch 1 mal eben. Ich sollte 2 Zeugen mitbringen. Endlich, endlich hatte ich sie. Da waren 2 Juden, 1 Hure, 1 Tischlergesell, 1 vornehmer (heruntergekommen aussehender) Herr, 1 Kaufmann p. p. zugegen. Der alte Herr Assessor las l a u t vor. Alles horchte gespannt. Ich dachte immer: Nummern, Nummern. Und

so ging's vorüber. Und heut Nachmittag schreib' ich zur Befreiung: „Der Kartäusermönch". Den hatte ich schon, während man mich quälte auf dem Polizeibureau — — — Nummern, Nummern . . .

Und nun bitte ich noch Eins: Sie sind so ganz unermeßlich gütig gegen mich gewesen. Also: Ich fange jetzt an, mich selbst zu ernähren. 50 Pf. pro Gedicht-Zeile fordere ich jetzt immer, und ich möchte um alle Welt nicht, daß Sie Geld verlieren möchten durch mich. Meine Bitte geht deßhalb dahin:

Wollen Sie so lange das übriege Geld der jedesmaligen Monatspension behalten, bis Sie ganz gedeckt sind — und wenn es noch Jahre dauern sollte. Sie haben mir soviel Gutes und Liebes gethan, daß ich darum dringend bitte.

Heute Abend: Der Kartäusermönch. Es wird herrlich: Mein entsetztes Herz (— Herr Gott, war es gräßlich! aber „Nummern, Nummern" dachte ich —) soll sich beruhigen.

Ihrem Frieden: Ihrem lieben Familienhause 1000, 1000 respectvolle Grüße.

Ihr Detlev Liliencron.

An Otto Ernst (Schmidt).

31. 5. 91.

Lieber Freund, W. Friedrich schreibt mir heute, daß Conrad einen Tag nur zu spät Ihr Gedicht geschickt habe. Und nun mache es der Buchdruckerstreik zur Unmöglichkeit. Den Seeräubern, wollt' ich sagen den Herren Verlegern, ist nie recht zu glauben und zu trauen. In diesem Falle aber glaub' ich W. Friedrich. Ich bin empört, daß es nicht an den Schluß meines Geschreibsels kommt; denn darauf spitzte sich ja mein kleiner Aufsatz zu! Grade aus meiner Salbaderei sollte „Sorge", diese herrliche schwarze Rose, sich um so mehr abheben. Es wird nun im darauffolgenden „Dichteralbum" („Album" — greulich!) stehn.

Neulich las ich sieben Damen „Sorge" vor, las es gut

vor. Es erzielte einen heißen, großen Erfolg. Dank, Dank Ihnen.

Wenn ich Montag oder ein ander Mal nicht zur „Sitzung" [des Literarischen Vereins] kommen sollte, so rechnen Sie es mir nicht an auf Kosten meiner Trägheit oder Gleichgültigkeit; denn ich halte es für meine Pflicht! zu kommen. Aber es giebt Hindernisse! Bei mir auch das Hindernis zuweilen: H. m. ka Göld, is man wie a Sau.

Noch eins! Kommen Sie, wie vorgestern, Abends (oder am Tage) in die Nähe meiner Wohnung, so beehren Sie mich doch; wir trinken dann ein Glas Grogk und amüsieren uns über die moderne teutsche Litteratur. — Viele herzliche Grüße den Ihrigen. — Ich bin sehr fleißig. Diese Nacht hatt' ich einen schrecklichen Traum. Als ich erwachte, dichtete ich ihn schon in — Alexandrinern. Göttlich.

Ihr Detlev Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

pp. 12. 6. 91.

Mein liebster Julius! Die Fite-Erklärung: Meine Frau war hier. Sie weiß Alles von mir und Fite, deren Wohnung pp. Ich hatte außer Mite keinen Mitwisser. Und die verräth nichts. Also: Sie, meine Frau, hat, wie stets früher, also durch Menschen bis zu 6 jährigen Kindern abwärts, mich, ohne daß ich eine Ahnung hatte, beobachten und verfolgen lassen; ja, sie hat mich selbst auf einem Stelldichein gesehn! Dann das Mädchen verfolgt u. s. w.

Nun heut Abend: meine Frau, leichenblaß, mit zitternden Lippen, tritt plötzlich herein: „Die wenigstens sollst du nicht unglücklich machen." Und sie erzählt mir Alles. Ist jedenfalls bei der Fite selbst gewesen: hat sie gewarnt oder grauenhafte Scene gemacht. Hinc illae lacrimae, in Deutsch: deßhalb seh ich das Fitchen nicht mehr — — — Was sagst Du dazu, mein geliebter Julius? — — —

Darauf erzählte mir meine Frau haarklein die ganze Seffi-Geschichte, haarklein bis auf die kleinsten Kleinigkeiten. Hat Seffi an sie geschrieben? Nicht weniger als

21 (nicht 11) Briefe hat sie aus München darüber bekommen. Nun, ich konnte sie beruhigen. Seffi's Briefe, Bilder pp. bis auf das letzte Andenken wandeln morgen zu Feuer. Sie ist v e r l ö s ch t in mir, gänzlich. — — —

Dann wurde m. Frau zärtlich; ein Strom von Thränen; mir zu Füßen; mir die Hände geküßt. O Gott, Gott, wie z a h l r e i ch e Scenen habe ich derart mit meinen Weibern, verheirathet oder nicht, gehabt. Dann bin ich brutal. Das ist grauenhaft. Du glaubst nicht, daß ich das sein kann. Ich versichere Dich, ich bin es tausendmal mehr, als Du ahnst. . . Allerhöchstselbst beobachtet zu sein von der eigenen Frau beim Rendezvous . . . Aber nun Fite! Ich sehe sie nit mehr. Was macht d i e? Die liebte mich (pardon), wie mich heute noch m. Frau liebt. Wenn nun Fite um mich weint. Na, das klingt mal rührend gesprochen von mir. Ich alter Fuchs. — Du, ich bitte Dich, heirathe n i e! Schrecklich eifersüchtig sind die Weiber dann. Daß Mite in O. wohnt, weiß m. Frau n i ch t. Wenn sie's wüßte, würde sie das Mädchen umbringen. So haßt sie die noch von Kellinghusen her. — — —

Und nun meine neue Bekanntschaft gestern im Concert bei Hornhardt. D a s ist entzückend. Dienstag geht sie mit mir zum ersten Mal aus, aber weit, weit, in meilenweiter Entfernung vom Ort. Diesmal paß ich auf.

Ich komme immer mehr zu folgendem Lebensresultat: Schweigen können, soviel wie möglich, — Alles verheimlichen, soviel wie möglich, — a l l e i n sein. Was die Weiber betrifft: Genießen, fortschmeißen. Je m'en fiche!!! Je m'en fiche.

Bei jeder (sexuellen) Liebe, bei jedem Verhältniß sind zahlreiche Verdrießlichkeiten. B e s s e r: man kümmert sich n i ch t um die Weiber. Läßt die kleinen kommenden Blasen zerplatzen, denkt an Anderes sonst, dann thut man am Besten. Aber wer's kann. Ich könnte es nicht: ich b r a u ch e das Weib. — Lebe wohl. Weiber oder „Trifels u. Palermo", Geld oder keins: Je m'en fiche, je m'en fiche. Aber genießen die Weiber, das will ich d o ch. — Die Scheidung geht ihren ruhigen Gang. Nit übel.

Dein Detlev.

An denselben.

pp. 2. 7. 91.

Ich bekam heute, mein Julius, Deinen Rathskellerbrief! Ich ersah vor Allem daraus, daß Du Dich aus der ewigen Vereinsmeierei hinaussehnst. Ich kann es Dir wahrlich nicht verdenken. Dein Drama Pascha-Sascha war famos. Ich las es Emanuel Reicher vor, der grade mich besuchte. (Du wirst nächstens meine erste Theaterkritik lesen: Von mir? !! Wer lacht da herzlich???).

Ja, so ein ewig einsaugendes Madl kann gefährlich werden. Ist mir mit „diversen“ (wie die Handlungsreisenden sagen) Frauenzimmern ähnlich ergangen. Da giebt es aber doch zwei ganz bestimmte Barrieren, oder eigentlich drei: 1.) Die Natur sagt Halt. 2.) Der Mann sagt sich selbst Halt; denn er ist ein Dummkopf, wenn er das nicht thut. 3.) Die Langeweile hilft. Ich meine: die Sache wird einem langweilig. Du weißt: toujours perdrix . . .

Du solltest zu mir nach Hamburg kommen. Zwar die nette Wohnung ist fort. Aber ich schaffte Dir leicht eine andere. Aber zuerst Spanien. Ich glaube auch, daß es Dir sehr nothwendig ist, einmal aus dieser ewigen Handwerkerei herauszukommen. [. . .]

Ich muß Dir doch noch, und zwar zum letzten Mal, etwas von der kleinen Fite erzählen. Denn es muß Dir nachgrade langweilig werden. Also, wir sehen uns jeden Tag. Aber es ist sehr schwierig, und nur mit großer Gefahr verbunden, länger — — —. Also meistens, was mir anfängt ein ganz klein wenig langweilig zu werden, zwischen Knicks und hohen Roggenfeldern. Noch einmal sauge ich vollkommen die Landluft ein, den Acker, das Korn, den Kuhdreck, Schafe, Taglichtnelken, Eichen usw. usw. Und das ist allerdings das Schönste dabei: In diese Staffage hineingestellt dies g a n z sonderbare, ja sonderbarste Mädel, das ich je in meinen Armen fühlte: verschlossen, finster, dann Semiramis mit Wollustmord-Gedanken (Wollustmord = e i n Wort); dann zimperlich wie eine alte englische Gouvernante. So z. B. „Sieh mir doch in die Augen Fite.“ ‚Ach, laß mich‘ — und sie reißt sich wie ein hyperfrommes Weib los. Dann darauf

merk' ich Folgendes: Sie sieht sich rasch und verstohlen (ich weiß schon, was kommen soll, laß mir aber niemals „was merken", weil es zu reizend ist) um, ob Menschen zu sehen sind. Wenn nicht, dann fällt sie mir stürmisch um den Hals, indem sie feuerroth wird (— sie wechselt alle Sekunde die Farbe —) und mich küßt, daß ich glauben muß, sie ist toll geworden. Hab ich sie Dir nun charakterisirt? Außerdem hat sie Mörderaugen, die mich, wenn sie glaubt, daß ich es nicht bemerke, von unten ansehn. Sie ist klein (mir bis an die Nasenspitze), hat schwache Ärmchen, ganz kleine Füße. Und dann: sie hat etwas „Feminines" (ein herrliches Wort). Natürlich die kleinen, süßen Weiber-Arschbäckchen und den reizendsten „Busen": zwei harte große Äpfel! Und wenn sie mich umklammert, geht mir die Luft weg vor Lust und „Süße". [. . .] Für „Getichte" (ob von mir oder von andern) ist sie nicht, gelobt sei Gott: „Schmarrn, Schmarrn"!!! Und das ist ja auch grade die Hauptsache, daß sie mich nicht als Dichter kennt.

Und nun Addio, Julius; schreib bald, und wo Du abgeblieben bist. Von Fite, wenn auch in flüchtigeren Strichen, sollst Du den weiteren Verlauf — ich selbst bin gespannt — hören.

Dein Detlev.

An Johannes Kruse.

p. p. 11. 7. 91.

Lieber Freund Kruse, ich danke Dir herzlich, mein Iven, für die 4 Bücher, die Du mir sandtest. Ich las natürlich nur die beiden Fontanes. Kürzlich las ich die erste Hälfte von „Unwiederbringlich" des gleichen Meisters. Das wird Dich interessiren! Ganz herrlich. Wohl das Beste, das er geschrieben hat. Meine Frau nahm sie mit. [. . .]

Von Hamburg kann ich Dir Neues nicht berichten, da ich seit Deinem Hierfortsein dort noch nicht wieder gewesen bin. Mich lockt nichts dahin. Umso mehr erfreuten mich meine oft meilenweit in die holsteinische Landschaft gemachten einsamen Spaziergänge; und diese Spaziergänge sollen mich auch ferner erfreuen. — Dir gab ich hier an

2 Abenden das ekelhafte Bild großstädtischer Sommerabende. Man muß als Dichter auch solche kennen lernen. — Meine Frau sah und sehe ich selten. Ich freue mich, daß Dein herrliches treues Herz sie so hochhält. Aber man muß oft im Leben, um nicht einseitig im Urtheil zu werden, die gesammten Verhältnisse kennen lernen. [. . . .]

Was schriebst Du in dieser Zeit? — Hoffentlich seh ich Dich bald auf 2 Tage in Deinem ruhigen Winkel! „Ruhwinkel"! Glücklicher! — Thu Kröger und mir doch den besonderen Gefallen u. schreibe eine kl. Recension für Kröger ins „Hamb. Frmdbl.". Er verdient es wirklich. Denk' Dir seine Bauern und diejenigen Auerbachs. Der Unterschied. — Schreib mir viel von Dir und Deinen Plänen. Bis zum Herbst sauge unsre gute holst. Erde ein. Sie ist so gut und liebestill, diese holsteinische Erde. Ich merk' es jetzt erst recht wieder. Ist Alles bei mir zur Ruhe gekommen, werd' ich wohl ganz nach Bahrenfeld, Othmarschen, Flottbeck oder Blankenese ziehn. Es ist noch viel nichtstädtische Landschaft, also echte, da herum.

In Treuen Dein Detlev.

An Karl Henckell.

Ottensen b. Hamburg, b. d. Kirche 33. — 22. 7. 91.

Lieber Henckell, ich erhielt dankend Deine Karte. Auch Deine „Trutznachtigall". Ich wartete die erste ruhige Stunde ab, und dann drüberher! Kostbarkeiten ersten Ranges darin! Ich möchte Dir eigentlich schreiben, was mir nicht darin gefallen, dann wäre ich gleich fertig. So viel Herrliches aber. Gleich „Trübe"!!! Weshalb erwähnte das Gedicht noch kein Kritiker? Ebenso erwähnte noch keiner „Gelegentlich". „Statistik" vor Allem: Es ist unvergleichlich schön! Dann mein süßes, zauberhaftes, goethisches, schmetterlingisches „Kußtempelchen". Dann „Hermann Conradi": Edel. Rein! Vornehm! Voll echten Herzensfreundschaftsblutes! Ach, das Schweinepack, daß es uns den untertauchen ließ; das Schweinepack, das Schweinepack. [. . . . .] 1000 Dank, Du Dichter!

Dein Liliencron.

An Timm Kröger.

p. p. 27. 7. 91.

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt [. . . .] Wunderbar: immer wenn ich Morgens wieder mit dem Einschlafgedanken aufwache: nun ist's endlich Zeit, den kurzen erlösenden Schuß zu thun, — tritt die von mir so oft verhöhnte Frau Muse zu mir auf den Plan. Und sie überschüttet mich grade dann mit ihrem Füllhorn. So, um es zu erhärten, hat sie mir grade in letzter Zeit die herrlichsten Stunden gewährt. So werden drei Kritzeleien, an denen ich zugleich (je nach Laune) arbeite, zum Herbst fertig: Mein Roman „Mit dem l. Ellb.", eine neumodernste Werther-Nietzsche-Novelle „Je m'en fiche", und endlich ein vielleicht 100—150 Strophen enthaltendes Gedicht in ottave rime: „In Poggfred". Dieses Gedicht trug ich drei Jahre in mir. Vorgestern kam's endlich zum Ausbruch. Ich schrieb gestern (ohne Dünkel zu sagen: eine Riesenleistung) 18 ottave-rime-Strophen. Dieses Gedicht wird Ihr Wohlgefallen erregen. [. . . .]

Der 5. Gesang: Teutsche Litteratur. Köstlich, köstlich! Wie werden Sie lachen. Nämlich die „Alten" belauschen die „Jungen" (uns). Die „Alten" glauben, daß wir mit den neun Musen eine scheusliche Orgie treiben und schließlich noch den guten Apoll selbst päderastiren. Diese Erzählung ist mir gelungen. In ottave rime hab' ich's noch nicht, doch heut oder morgen. [. . . .]

In Treue und Dankbarkeit Ihr Liliencron.

An Arno Holz.

[September 1891.]

Lieber Freund. [. . .] „Einen Sommer lang" ist die kleine Fite, ein kleines Bauernmädchen aus Othmarschen bei Ottensen. Wohl mein letztes „derartiges" Abenteuer. Ja, es war „diesen" Sommer lang. Unbeschreiblich reizend. Sie sehen, ich kann auch noch zart dichten. Dies Ged. hat — wer lacht da — „Daheim" aufgenommen. Die

kleine Fite (Sophie) hab ich noch einmal verewigt in dem kleinen Stanzen-Epos: „In Poggfred". Diese wilde Weiberlust stammt doch wohl besser von meinem Großvater väterlicherseits her, als von meiner Großmutter, der Schweinehirtin und Leibeignen. Mein Großvater muß ein schlechter, wilder, wüster Mensch gewesen sein, der wie wahnsinnig hinter den Weibern her war. Als Student hatte er mit Bürger's dritter Frau in Göttingen die Geschichten (das ist „der Baron L."). Also daher in mir? Vererbung!

Wegen meiner beiden Scheidungen schreib ich Ihnen, Sie treuer, herrlichdenkender Mensch, noch einmal ausführlich diesen Winter.

Ihr Detlev Liliencron.

Meine Vorliebe zu den frischen, hübschen, lütten Buerdeerns hab ich natürlich durch meine Großmutter, die Leibeigene. Vererbung.

An denselben.

[Septbr. 91.]

Lieber! [. . .] „Betrunken" ist eine Erinnerung noch aus meiner Nordseeinsel Pellworm. Dahin will ich noch mal, 3 Wintermonate. Grenzenlose Einsamkeit! Herrlich! Kommt mit! kommt mit, Ihr Lieben! Eine neue, liebe, schöne Welt dort! — Neulich besuchte mich ein herrlicher Mensch: R. D. aus Berlin. Sollten Sie ihn sehn, bitte 1000 Grüße. [. . .]

Kommt, kommt, kommt 3 Wintermonate mit nach Pellworm!

Euer Detlev.

Ja! 3 Wintermonate auf der Ozeaninsel Pellworm. Mitten im Meer. Nordsee = Mordsee! Ostsee wirklich ein Teich dagegen. Die Nordsee ist grandios, furchtbar ernst, Wikinger, norwegische Felsenkönige, Grogk. Wir wohnen bei meiner alten herrlichen Bauernfrau, Mutter Jensen. Essen vorzüglich. Als ich dort königl. Landvogt wurde, war das Erste, daß ich (als unnötig) die Gendarmen

auf's Festland sandte. Dann erlaubte ich allen Wirthen, so viel tanzen zu lassen, als sie wollten. Und bis zum jüngsten Tage ist mein Name auf Pellworm: „De Danzbaron". Aber der Brodneid petzte bei der königl. Regierung. Ich bekam einen gottsjämmerlichen Anschiß. Na, hab i g'lacht, hab i g'lacht! — Also Essen sehr gut da; die alte Mutter weiß zu braten und zu bretzeln. Und sehr billig! — — Detlev.

An Timm Kröger.

pp. 21. 9. 91.

[. . .] Sehr wohl gethan haben mir die 1000 M. des Herzogs. Zwar eine Lumpensumme, aber sie half mir über manche greuliche Schuld heraus. Ich selbst, eigentlich im strengsten Sinne zu nehmen, habe nichts von diesem Gelde gehabt. Dafür habe ich einige glückliche Gesichter gesehen. [. . . .]

Die Anlage [„Aus einem Raubzug"] schrieb ich gestern. Ich habe sie Seiner Hoheit zu verdanken: denn vorgestern traf ich ein indisches Madl (— die zweite Strophe ist noch nicht ganz in Ordnung —) und ich sagte „Halt", und sie war das Madl eines Seeoffiziers aus Friedrichsort (wie ich übriegens erst am andern Morgen beim Caffee hörte). Und das ist der Dichter: Ausleben! 150 000—190 000 M. jährlich. Dann: — — — Selbstzucht! — — — Aber nichts vorübergehn lassen!!! Und das thut nie

Ihr dankbarer Liliencron.

An denselben.

Ottensen b. Hamburg. 23. X. 91.

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt. [. . . .] Ich habe unterdessen das kleine Epos „In Poggfred" vollendet. Ca. 200 Stanzen. Noch immer, wie eine Art Echo aus der oder jener Gegend, kommen mir Stanzen, die ich dann nach der Druckerei sende. [. . .]

Es kommt mir vor, als ob dies kleine moderne Opus meinen litterar. Ruf begründen würde. Es ist auch voller

Humor. Ich kehrte mich beim Schreiben weder an Hinz noch Kunz. S t o l z und f r e i! g a n z frei! schrieb ich es, mich nur fragend stets: ist es künstlerisch? Ich hatte mein schönstes halbes Jahr; es ist unendlich viel entstanden darin. Niemals schrieb ich soviel; ich hatte einmal nicht so viele Sorgen. Und das danke ich wieder Ihnen! Jetzt gehe ich an den Schluß m. Romanes.

Sie kommen doch Montag zum ersten litt. Vereins-Abend? Bitte thun Sie's, wenn Sie irgend können! E n t s e t z l i c h waren und sind für mich diese vielen langweiligen Sitzungen. Aber der S a c h e wegen halt ich aus. Heut war ich sogar zu Pollini und Frau Ellmenreich gesandt. Ja, ich bin zuweilen sogar Protocoll-Führer. O, diese deutsche Vereinsmeierei. Aber es m u ß t e sein! Und vorsichtig, wundervoll vorsichtig ist Alles (für Hamb o r g!!!) geordnet. [. . . . .]

Ihr Liliencron.

An denselben.

Ottensen bei Hamburg, 29. X. 91.

Lieber, hochverehrter, sehr lieber Herr Rechtsanwalt, das war wieder so unendlich liebevoll von Ihnen. Tausend, tausend Dank. Ja, es wäre entsetzlich, wenn ich nicht geschieden würde! Dann wäre mein Leben und Dichten aus. Und — mein Leben und D i c h t e n soll doch erst jetzt beginnen. [. . . .] Ich war t i e f unglücklich beide Male, die ich verheirathet war. Es lag in beiden Fällen n u r an mir. Aber ich kann nicht treu sein; da steht das schreckliche Wort. Mit gradezu wahnsinniger Liebe umfasse ich das Weib, das ich liebe — (wie könnte ich sonst so viele Liebeslieder geschrieben haben) — aber: immer ist es, nach wahren Orkanen auf dem Opferaltar Amors, bald vorbei, sowie mich eine Andere reizt. Es liegt aber auch psychologisch etwas zu Grunde: Bisher — mit einer einzigen Ausnahme, wo das Mädel starb — hat mich seelisch noch kein Weib gefesselt. Und das gehört unbedingt in die Ehe. — Ich habe ein herrliches halbes Jahr diesen Sommer gehabt. Es ist toll zu sagen: Genau wie jene Zeit, als ich ein zwanzigjähriger Lieutenant war. Abenteuer über Abenteuer. Oft in gewag-

tester Situation, tollkühn. Ich habe das Glück, eine Hauswirthin zu besitzen, die Alles abhält (andere Weiber), wenn ich Besuch habe. Die gewissermaaßen die Freude einer alten Amme hat an mir. Wenn sie das lesen würde, wäre sie schön wüthend. Denn sie ist noch jung. [. . . . .] Ungeheure Arbeitslust hält mich gefangen. Pläne über Pläne. Und diese Arbeitslust könnte mich (nach der Scheidung) allerdings bestimmen, in die N ä h e Hamburgs zu ziehen. Denn ich werde schon jetzt durch die paar gesellsch. Verpflichtungen abgehalten. — Unser litt. Eröffnungsabend war herrlich. Ich sende Ihnen aus der dieswöchigen Nummer des „Magazins" eine Studie über mich. Der Artikel ist l i e b e v o l l geschrieben. Aber der Verf. hat mich doch nicht ganz erkannt. Das Geheimnisvolle, das Böcklin'sche, Klinger'sche in mir hat er völlig übersehen. [. . . .]

Der Ihrige! Liliencron.

An Arno Holz.

Ottensen bei Hamburg, 11. 11. 91.

Lieber, hochverehrter Freund, gleich kommt meine Antwort auf Ihren überaus lieben, interessanten Brief. Und Eins gleich: Fürchten Sie keine „Correspondenz"! Denn Sie, wie ich, und jeder scharf im Leben Stehende ist ja mit „Schreiben und Antwort" überhäuft. [. . . . .]

Nach Pellworm möchte ich schon diesen Winter (Januar, Febr., März). Aber es steht noch an: Erst muß sich Verschiedenes in meinem Leben „erledigt" haben. Jedenfalls dann nächstes Jahr. D a s ist ja auch das Köstlichste dabei, daß man, wie es mir zweimal passierte dort, völlig abgeschlossen wird von aller Welt, Wochen lang. Nämlich das Dampfschiff kann des Eises wegen nicht fahren; und der Telegraph (durch das durch die Ebbe auf Grund gehende Eis) wurde durchschnitten. So hörte ich erst wochenlang, nachdem Richard Wagner gestorben war, von dessen Tode. Also: keine Briefe, keine Depeschen selbst, Urzustand! Ach, es war unbezahlbar herrlich!

[. . .] Wie s e h r recht thun Sie und Schlaf, Sich nicht

um die „Litteratur" zu kümmern. Ich thue es auch, so viel es angänglich ist, nicht. [. . . .] Nach Weihnachten etwa kommt eine kleine biogr. Skizze bei W. Friedrich heraus über mich von Bierbaum. Ja: W. Friedrich. Er ist mir ein äußerst interessanter Mensch. Voller Rücksichtslosigkeit, Brutalität. Aber — er hat kein Geld. Und so muß ich darunter furchtbar leiden. [. . . .]

Eins sage ich immer: der Dichter soll sich ausleben . . . Aber Alles ebnet die Zeit; auch ich werde graue Haare bekommen; die Anzeichen — ich bin 47 (!) alt — kommen schon. Viel liegt auch von meinem wilden Blut, meinem gesunden Blut daran: daß meine Großmutter väterl.seits eine Leibeigene (siehe „Breide Hummelsbüttel"!) war, eine Schweinehirtin von den Gütern m. Großvaters. Die Leibeigenschaft wurde erst 1804 aufgehoben in Schleswig-Holstein. Mein Großvater hatte die „Gewohnheit", sich einfach durch den Kammerdiener die und die und die, die ihm am Tage begegnet waren unter seinen Dörfern und Höfen, ins Bett befehlen zu lassen. So war's auch mit der wunderbar schönen Schweinehirtin. Die aber hatte Haare auf den Zähnen, fuhr nach Kopenhagen und that vor dem sehr „frommen" Könige einen Fußfall. Nun mußte m. Großvater sie heirathen. Dadurch endlose Familiengeschichten. Ich bin z. B. dänischer Baron (durch Kaiser Wilhelm I. deutscher „Freiherr", weil Baron und Freiherr das ganz Gleiche ist; ebenso geschah's bei Moltke) — während meine Namensverwandten deutsche Reichsfreiherrn sind. Das Schlimmste aber ist für mich: Ich wäre der alleinige Erbe enormer Gelder gewesen. Dadurch endlose Prozesse und Familiengräuel. Alles das schrieb ich mir vom Herzen in „Breide Hummelsbüttel". Ich schrieb Ihnen eben diese Gleichgültigkeiten nur, weil es vielleicht psychologisch interessant ist: Es steckt kerngesundes Bauernblut in mir, daher vielleicht meine gradezu plebejische Gesundheit. Mein Vater, der noch, 90 Jahre alt, hier in Hamburg lebt, ist ein tief herzinnerlicher, humorvoller Alter. Durch und durch der Landjunker sonst, der nie einen Strich von m. Dichtungen gelesen hat u. diese weder verstehen könnte noch lieben. Er macht sich — in seiner unendlich gütigen Weise — oft

genug deßhalb über mich lustig. Meine Mutter aber, schon lange tot, war eine fein- und freisinnige (im rechten Sinne des Wortes) h o ch gebildete Frau. Von der hab' ich die Dichternatur. Nie hat sie, weil sie vordem starb, ein Gedicht von mir gelesen. Es wäre ihre höchste Freude gewesen. (Alles in „Breide Hummelsbüttel"). Wie gesagt: durch m. Großeltern vät.seits habe ich die gute körperl. Gesundheit, und vielleicht durch sie auch: die rasende „Sucht" zum „Weibe". Ganz märchenhaft (ich schrieb es mir ab vom Herzen im „Mäcen") sind die Verwandtschaften durch m. Mutter. Sie aus Verden'schem (Hannov.) Adel. Mein Großv. mütterl.seits war der letzte Freund Washington's. Meine Mutter, in Amerika geboren, wurde geboren, als ihre Mutter dreizehn Jahre alt war!!! Dazu portugiesisches Herzogsblut pp. Unglaubliche Schicksale. Ihre Mutter, zum 2. Male Witwe, starb mit 19 Jahren in Wien, wo ihr 2. Mann amerikanischer Gesandter auf dem Congreß war. Ich habe von ihr ein Bild (Pastell) aus der Zeit. Sie muß von unglaublicher Schönheit gewesen sein. („Mäcen").

Ich schrieb Ihnen dies alles eben, weil Sie mein Freund sind, und dann: weil ich hörte, daß schon allerlei dummes Zeug über mich sich bei den „Litterarhistorikern" gebildet hat. Auch Bierbaum wird dies in s. Biographie über mich erwähnen. Also: aus merkwürdig verschiedenem Blute bin ich. Hätte mein Großvater väterl.seits eine Dame aus dem Landes- (Schl.-Holst.) Adel geheirathet, säße ich heute wahrscheinlich als Krautjunker irgendwo und goutierte mich an „Gartenlaube" u. „Daheim". Sonst, väterl.seits, steckt seit Jahrhunderten das Blut des schleswig-holst. Uradels in mir (m e i n e Familie ist aber nicht alt, etwa 200 Jahre erst) u. daher wieder zuweilen der Zug thörichtster Feudalität. So in m. Gedicht „Feudal". Aber Jeder, der klar sieht, wird in diesem Gedicht doch auch sofort die feine Satire sehn.

So, und nun tausendmal bitte ich um Verzeihung. Doch Keiner kann wissen, wann ihm der Dachziegel auf den Schädel fällt; u. so benutzte ich einmal diese Gelegenheit. Also bitte, bitte, nichts für ungut. [. . . . .]

Ihr Detlev Liliencron.

An denselben.

14. 11. 91.

Herzlichen Dank, hochverehrter lieber Freund, für Ihre gütigen Zeilen. [. . . . .]

Ich bin recht angegriffen. 4 Tage u. 4 Nächte kämpfte ich für meine kleine 13jähr. Haustochter Grete mit dem Tode. Lungen- und Rippenfellentzündung denkbar schwerster Art. 2 schreckliche Operationen. Gestern Morgen, wie schon 3—4 Mal, schien es zu Ende zu sein. Ein mit mir in demselben Hause wohnender Thierarzt, der sich herrlich in diesem Fall benimmt, raste wieder zum Doctor. Der Vater war fort vor Entsetzen, die Mutter lag wie im Wahnsinn auf der Erde. Ich hielt mit Kraft das zerflatternde Leben, das verlöschende Kerzchen in meinen Armen. Es schienen die letzten Röcheltöne zu kommen. Das Herz schlug so schnell wie eine Dampfschiff-Schraube, wenn sie über Wasser kommt (Kraftlosigkeit); der Schaum trat vor die Lippen; die Augen brachen. Da schrie ich (ich war ganz allein mit dem Mädel) den Tod an in meiner Verzweiflung: „Wull du woll, du Aas", und ich spie nach ihm! Und das nahm der alte Herr mir so übel, daß er davon ging. — Wir hoffen, hoffen noch. Es sind aufregende Tage und Nächte. Ja, der alte Gentleman Tod. Wir haben außerdem noch die, die völlig den Verstand verloren zu haben scheint, die Mutter zu trösten. Alles das erregt mich. Ich konnte stets tapfer mein Gefühl beherrschen in solchen Fällen. Aber oft wirds denn doch recht schwer jetzt. Alles nur: Rachen des Todes.

Ich hörte auf Umwegen (ich lese selten Zeitungen) daß fürchterliche Fallissements in Berlin gewesen seien. Wie angenehm dann das Gefühl: I hab mei Sach auf Nichts gestellt, Juchhe! — In der Lotterie gewann ich nichts. Eh bien: en avant. Was kann das alles helfen.

Seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem

Detlev Liliencron.

An denselben.

16. 11. 91.

Lieber, um ½12 ist die kleine holde, liebe, lustige Grete Schwabrach in meinen Armen gestorben. Ich riß mein

Hemd auf, und legte sie an meine nackte heiße Lebensbrust — umsonst. Ich hauchte ihr meinen Athem in den schon stehen bleibenden Mund — umsonst. Das Herz stand still. Noch einmal, wie zu einer Frage, bebten die Lippen — das letzte Rasseln in der Luftröhre. Sie war hinüber —

In Liebe der Ihrige. Detlev Liliencron.

An Timm Kröger.

Ottensen bei Hamburg. 29. 11. 91.

[. . . .] Aus voller Seele darf ich Sie auf ein eben erschienenes kleines Buch aufmerksam machen: „Allerhand Sprachdummheiten" von G. Wustmann, bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. Ich rathe aus tiefstem Herzen, daß es sich jeder Deutsche anschaffe. In welche Sausprache sind wir hineingekommen! Das Büchlein ist äußerst interessant. [. . . . .]

In alter Liebe und innigster Dankbarkeit

Ihr Detlev v. Liliencron.

An Otto Ernst (Schmidt).

Ottensen bei Hamburg, 5. 12. 91.

Mein Poet! Also Montag! Wenn ich kann, hole ich Sie etwa 5, 5½, 6 Uhr ab, um endlich das „Geheimnis" zu hören. Denn: ich habe jene „schnelle Gangart" (cavaleristisch gesprochen) noch nöthig (zum Closet). Es war mir deßhalb unmöglich, zum Vischer-Abend zu kommen: man denke sich die Störung: alle 10 Minuten „raus" — — — Ja! „Aus einem Raubzuge" und „Die Linde": Potenz und Impotenz! Ich mußte es einmal den wackeren Brüdern zeigen. Jetzt mache ich die letzte (Ruhr-) Kur durch: Rotspohn en masse. Aber da mir (nicht spießbürgerlich!) ästhetisch und körperlich jede Besäuftheit so unaussprechlich widerlich ist, so fällt mir diese Kur schwer. — Mein Poet! O, mein Lieber! Denn Sie sind einer jener Seltenen. Bitte, schreiben Sie mir, wann Sie mich besuchen wollen. Sind

dann Weiber da: hinaus!!! (natürlich die Weiber). O, mein Lieber! Wann bin ich der Weiber erlöst! Aber ich bin unverheirathet! Un i ma sie gar so gern! Als Lieutenant bekamen die kleinen Deerns immer das letzte abgelegte Glacee (Ball-Glacee)-Handschuhpaar. Jetzt — als teutscher Dichter: — — — das letzte „Buch", das mir von den Dichtern zugeschickt wird — — — o, o, o — — — Ich schrieb Ihnen das eben, weil Sie ein Dichter sind und Alles verstehen! Der Dichter dem Dichter! 100 000 Grüße.

Ihr L.

An denselben.

p. p. 11. 12. 91.

Lieber Freund, heute erhielt ich die „Gesellschaft". Mein kleiner Versuch über den Dichter-Künstler Otto Ernst Schmidt erfreut mich. Und Sie dürfte es erfreuen, darin zu lesen, daß der Sonnenanbeter Detlev Liliencron die Allmutter bittet, die Hühnergehirnchen der Kritikaster, also auch das, das Sie so infam kurz behandelte im Berliner Börsen-Courier, zu verbrennen.

Eitelkeit, laß nach. Und was citierte ich noch von Conrad?: „Seid bescheiden". Dennoch kann ich Eitler es nicht unterlassen, daß i a Freid g'habt ha, als ich Seite 1661 in der Dezember-Nummer der „Gesellschaft" heute las. Aber das ist es ja: Die Deutschen mögen mich nicht. Sie kennen mich auch nicht; und wenn sie es thun, dann — das gesammte Vaterland — lehnen sie mich ab! So ist es. Ich bin diesen ewig mürrischen Bären, diesen Säufern und Skatspielern, diesen Unkünstlern: zu fröhlich! Das kann mein Landsmann nun einmal nicht vertragen. Na, denn nicht. Schiit, wie wir Holsteiner sagen, wat geit mi dat an.

O, wie ärgerlich, lieber Freund, ist es doch, daß Ihr wunderherrliches Gedicht nicht mit in meinen bescheidenen Versuch hineinkam. Darauf hin hatte ich ja meine kleine Studie aufgebaut.

Ich lese jeden Tag 1—3 Kapitel „Wustmann". Ich entsetze mich, wenn ich bedenke, welches Deutsch ich geschrieben

haben muß. — Mir geht es besser. Nächste Woche verreise ich einige Tage. Ich hoffe, daß wir uns dann bald sehn werden. Ich bin eifrig in diesen Tagen dabei, noch eine kleine (Pagen-) Novelle in Ottaven zu schreiben, um sie noch meinem kleinen Epos „In Poggfred“ einzuverleiben. Ich erlebte in dieser Zeit mit einem kleinen Pagen (ganz jungem Mädel) eine fast tragische Geschichte, die mein ganzes Herz erfüllt, und die ich mir deshalb herunterschreiben muß. In den Stanzen wird mein kleiner Page erschlagen in einer Kneipe. Tausend Grüße meinem herrlichen Poeten Otto Ernst Schmidt. Meine Empfehlungen Ihrem lieben Hause. — Heute endlich geht's mir besser.

Ihr Liliencron.

An Arno Holz u. Johannes Schlaf.

Ottensen bei Hamburg, 20. 12. 91. 5 Uhr N.

Liebe Freunde, wenn Ihr es doch gehört hättet: „die papierne Passion“! Entzückend vorgelesen! von — einem kleinen 17jährigen Mädel, Dorette M.; etwas Theaterblut drin. Es machte ihr eine unermeßliche Freude. [. . .] Namentlich machte es dem Mädel „ernsten“ Spaß, als Herr Haase um Stundung der Miete bittet — „sich mit der Miete doch noch“ . . . Ach das arme Madel: sie las es auch deßhalb so vorzüglich, weil sie es ja erlebt hat. Geweint und gelacht hat sie dabei. „Die papierne Passion“ ist so tief aus dem L e b e n, aus dem Herzen: da habt Ihr beiden Freunde die herrlichste Kritik: durch dies Madl. Übriegens ist die kleine Dorette — seit 6 Wochen Bekanntschaft — mein Page. Wir gehen zuweilen, sie in meinen Sachen, wohinein ihre dicken Arschbäckchen famos passen (Ästhetik! Vischer sprach es mal aus), im Dunkeln in Hamburg spazieren, Arm in Arm. Neulich hätten wir in einer Seemannskneipe beinah „ein Jack vull“ bekommen: „Dat's n D e e r n“ lachte plötzlich einer. Wir rasch hinaus. Ich schrieb mein Pagenabenteuer noch in Stanzen in „Poggfred“ hinein. Darin wird der Page in der Kneipe erschlagen. [. . .]

Habt Ihr diese Weihnacht wieder ein Marzipanschwein-

chen übrig, so sendets an das Dorettchen! Sie wird Euch dafür halbtot küssen. Sie küßt wie der Satan.

Euer Detlev L.

An Frau Hedwig Kiesekamp.

Ottensen b. Hbg., den 15. 1. 92.

Hochverehrte, edle, gnädige Frau! [. . .] Vorgestern erhielt ich Ihr Märchenbuch „Winterträume". Es kam mir eine weiche Stimmung, als ich sie las. Ich war in meiner Kindheit wieder. Eins bewundere ich außerordentlich darin: Ihre Phantasie, gnädige Frau. [. . . .] Bei mir, gnädige Frau, hat sich eine neue Quälerei durch mein Vaterland etabliert: Da immer mehr ü b e r mich geschrieben wird in den Zeitschriften und Zeitungen p. p., so glauben alte Gläubiger sowohl wie die königl. u. städtischen Steuerbehörden, die (wie das gesammte Deutsche Volk) natürlich keinen Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller kennen, daß jetzt der Zeitpunkt herangekommen sei: ich müsse jetzt r e i ch sein. Und so ist wieder, wie früher, der Gerichtsvollzieher mein täglicher lieber Gast. Ich verfluche u. verdamme in die Hölle, daß ich Dichter bin. Mein Gott, für einen einzigen Gefechtstag gäbe ich meinen ganzen Dichterquark.

Da ich unpfändbar (natürlich!) bin, so können die Gerichte p. p. mir nichts anhaben; nur auf Ihr edles Geschenk, die Broncebecher, fällt ihr Blick, und diese sind denn auch richtig schon 6 mal „aufgeschrieben" und unten mit der Marke des Gerichtsvollziehers beklebt. Mein letztes Restchen von „Liebe" verwandelt sich in immer größeren H a ß. Zum ersten Male hab ich es fertig bekommen, poetische Regungen, die sich stark in mir regten, zu e r st i c k e n. Gestern las in einer Versammlung Otto Ernst (Schmidt) sein wundervolles Gedicht „Sorge" vor. Er las es, totenbleich geworden, (er hat es erlebt!) mit furchtbarem H a ß vor. Die Bourgeois-Gesellschaft, der er es ins Gesicht schleuderte, diese furchtbare Anklage, ist schon so versteint, daß sie nichts merkte. Sie aß ruhig ihre Austern nachher, lachend, als wenn nichts vorgekommen sei. Ja, ein immer größerer H a ß gegen mein Vaterland nährt mich. In so

unwürdiger Weise mich sitzen zu lassen. Ich bin weder ein großer noch weitblickender Dichter; ich bin recht mittelmäßig; aber ich bin ein Dichter-Künstler. Und das können die Deutschen nicht vertragen. Sie wollen Handwerker à la Ebers, Wolff, Baumbach, Eckstein usw. Diese haben ihre 80 000 — 100 000 M. jährliche Einnahmen. Ich — habe mehr als nichts: nur die schrecklichste Sorge u. Quälerei. Nur eins habe ich jetzt nicht: Ich brauche nicht zu hungern, wie früher. Ich esse täglich für 30 Pf. (— nicht ganz so gut wie die Soldaten in der Kaserne, aber immerhin kräftig —) wöchentlich 2 mal Erbsensuppe, 2 mal Bohnensuppe, 2 mal Fleisch. Es genügt mir vollkommen. Aber doch wird die Sehnsucht immer stärker — ich bin auch unverheirathet — mich wieder in der guten Gesellschaft zu finden. Das kann ich nicht, weil mir die Toilette fehlt, u. in den meisten Fällen das Geld für die Pferdebahn und Trinkgeld. — Und Sie können sich denken, gnädige, edle Frau, wie ich leiden muß, weil ich von Haus aus das denkbar fröhlichste Herz habe; von Haus aus die denkbar größte Freude am Weibe, an der Sonne, am Leben! [. . . .]

Mit herzlichem Dank, in treuer Ergebenheit

Ihr D. Liliencron.

An dieselbe.

Ottensen, d. 22. 1. 92.

Hochedle, gnädige Frau, Ihre Briefe stärken und erquicken mich. Es ist so viel Kopf in die Höh, so viel Mutig-Ernstes darin, so viel des festen, ruhigen Lebensganges, das mich entzückt und mitreißt. Dank, herzlichen. Die Austerngeschichte ärgerte mich nachträglich. Ich hätt's natürlich ebenso gemacht. Selbstverständlich. Aber wenn man immer und immer wieder Unglück hat, dann kommt allmählich die völlige Vergrämung. Und das ist der Tod für den Dichter. Ein Künstler soll, muß in Freudigkeit schaffen, dann wird er „Freilichtkünstler", wie man das immer von mir behauptet.

[. . . .] Verfolgen gnädige Frau die Briefe Moltkes an seine Braut und Frau in „Über Land und Meer"? Bei meiner grenzenlosen Hochachtung vor diesem seltenen Mann,

vor dem Genie (wo und wie immer es sich zeigt) — aber die Liebesbriefe, so fein und zart und liebevoll sie sind, sind kalt, ruhig, jedes Wort überdacht selbst hier, der Mathematicus selbst hier!!! Wo ist ein einziges Mal darin ein feurig Wort, ein wildes Wort, ein heißes Wort, ein heißheißes Sehnen? Die Briefe interessiren mich außerdem so, weil ich die ganzen Verhältnisse genau kenne, ja fast (wenigstens manches) miterlebt habe! Meine Mutter war eine intime Freundin Frau von Moltkes. — Herr Gott, wenn ich an meine Liebesbriefe denke! Lauter Gedichte, glaub ich, waren es; oft an solche, die keine Ahnung davon hatten. Lauter Springbrunnen, Romantik, Glutverlangen, heißeste Wünsche, Tollheit, Alles nieder und hoch reißendes Glück, tausend Wünsche: wärst Du doch bei mir! Wenn ich liebe, bin ich ja außer mir, verrückt; die Perlen beider Indien sind mir nicht genug, damit meine Liebste zu überschütten. Ich halte sie hoch in meinen Armen, ich werfe sie wie einen Fangball in die Luft, ich zerdrücke sie — unter meinen Küssen. Nun, das wird man auch wohl ein wenig aus meinen Liebes-Gedichten lesen. Aber nichts davon bei Moltke. Dagegen Bismarcks Briefe: Welche Offenheit, welcher Humor! Humor allerdings hat Moltke auch, und zwar den feineren. Aber selbst im Humor ist er vorsichtig. Das Nie aus sich herauskommen bei Moltke mag ich nicht.

Sie hatten die große Güte, mir C. F. Meyers Angela Borgia senden zu lassen. Herzlichen Dank. Es ist voller Schönheiten, Concretheiten (den Deutschen fehlt jeder Sinn für Concreta, ach: leider!) und Plastik. Aber ich kann, ich kann mir nicht helfen: So furchtbar es klingt: das Buch hat einen Anflug vom — Colportageroman. Es macht der gräßliche Stoff. [. . . .]

Ihr ergebenster Detlev von Liliencron.

An Arno Holz.

Ottensen bei Hamburg, 31. 1. 92.

Lieber Freund Arno Holz, Ihr „Buch der Zeit" [2. Ausgabe]! — Durch Freimarkenmangel (für wichtige Correspondenz) gelang es mir, einige freie Stunden zu haben, u.

zugleich — Stimmung. Mein Bester, Lieber, was ist es doch für ein herrliches Buch! Neben vielem schon Gekannten und Liebgewonnenen, fand ich manches Neue. Ich habe natürlich nur erst einen Bruchtheil lesen können. Denn, ich wiederhole es immer, Lyrik darf man nicht mit Löffeln essen.

Daß ich „Phantasus" und „Ecce homo" vorweg nahm, können Sie Sich denken. Beide Kostbarkeiten hatten dieselbe Wirkung auf mich. Heut Abend lese ich „Phantasus" vor. Ihnen sollen die Ohren klingen. Ich lese dies wundervolle Gedicht nicht übel. Es ist ja eine Hochfluth von Schönheit darin. Zugleich rührt es mich immer bis ins innerste Gedärm. Es ist der vollendetste Ausdruck der Noth (geistigen und materiellen) des unglückseligen teutschen Tichters, dahin verstanden, daß kein Mensch sich um den Dichter kümmert. — „Ecce homo" möchte ich Ihnen vorlesen. Ich lese dies Gedicht stets (laut, bei mir auch) in vollkommen monotonem Fall. Es ist mir so, als wenn ein Jaguar ruhelos, in gleichem Schrittsprung, in seinem Käfig hin und her sich wendet, am Gitter immer, von rechts nach links, von links nach rechts, den Kopf hebend, um bei den Eisenstäben vorbeizukommen. Durch diesen monotonen (übrigens raschen, stark gedämpften) Tonfall bekommt dies Gedicht etwas Furchtbares, etwas Überirdisches. Es ist dies das Gedicht des Märtyrertums. Es schüttelt mich stets so über alle Maßen, die Politik hat ja dabei garnichts zu thun. Es ist ja so ganz, so ganz Menschenthum. Und nun, lieber Freund, denken Sie Sich dies Gedicht von einem Schauspieler mit grenzenlosem Pathos gebrüllt! Wie entsetzlich. Ich kann diese Bretterbrüller überhaupt nicht mehr hören. Ich höre Gounods Faust lieber, als daß ich Goethes Faust sehe. [. . .] „Religion" herrlich! hätte im Landtage jetzt vorgelesen werden sollen. Mein Gott, mein Gott, diese Scheißangst vor den Folgen des Atheismus. . . . Werden wir alle doch endlich einmal Menschen!!! [. . . . .] Im Übriegen, so endete ich vor einigen Wochen einen etwas phantastischen Brief: „Bleiben wir tapfer und werden wir immer milder. Lassen Sie uns fröhlich sein die paar Tage auf Erden."

Ihr Detlev Liliencron.

An Frau Hedwig Kiesekamp.

Ottensen bei Hamburg, 23. II. 92.

[. . . .] Wie gütig und liebevoll haben Sie, edle Frau, über die Schrift Bierbaums geurtheilt. Wie dank ich Ihnen das! Die Broschüre, mich weit überschätzend (durch Freundesliebe), ist vor allen Dingen deßwegen interessant, weil sie einmal die ganze neue frische Richtung zeigt. — Ganz Deutschland fällt nämlich noch immer in Krämpfe, wenn es nur den Namen „Naturalismus" hört. Das zerstörte Herr Bierbaum mit seiner flotten Schrift.

Von Herrn Dr. Julius Grosse, dem Secretair der Schiller-Stiftung, hatte ich merkwürdiger Weise noch keine Nachricht. Ich fürchte, ich fürchte, die Herren in Weimar sind sehr böse auf mich als „abscheulichen Naturalisten". Keiner selbstverständlich hat nur ein Wort von mir gelesen, wie es deutsche Art ist. Ja, wie ich das eigentlich Alles trage? Ich weiß es nicht.

Da nun die kleine Biographie heraus ist bei W. Fr., so kann ich — grad heut schreib' ich ihm — bei ihm anfragen wegen meines neuen Buches: „In Poggfred u. a. Ged." [. . .] Ich mußte deßhalb bei W. Fr. mit m. Anerbieten warten, weil er sonst (ich fordere 1000 M.!) aus Wuth und Rache nicht die Biographie herausgegeben hätte! Ich schreibe jetzt, wenn irgendwie die Sorgen es zulassen, m. Roman zu Ende. Und grade jetzt — in den letzten Theilen — kommt eine edle, reine, hohe Liebe hinein. Sie werden, gnädige Frau, befriedigt sein. Diesen Gedanken danke ich I h n e n.

Es wird jetzt allerdings viel über mich geschrieben. Aber stets nur in Fachzeitungen, die das große Publikum nicht kennt. Ich selbst bin im Deutschen Volke v o l l k o m m e n u n b e k a n n t. Ja, was soll all diese Loberei p. p., wenn die guten Deutschen mich verkommen und verkümmern lassen.

Mit herzlichem Dank Ihr Detlev Liliencron.

An Timm Kröger.

Ottensen, 24. II. 92.

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt, so paradox es klingen mag, ich freue mich, wenn ich mich immer so lange wie

möglich von Ihnen fernhalten kann, brieflich. Sie werden mich verstehn: weil meine Schreiben eigentlich bis jetzt immer nur Klagen und Wehleidereien enthielten. Heute: keine directe Geldbitte. Aber ein ernster, entscheidender Brief für mich. Die Scheidung ist ausgesprochen. Ich bin frei. Ob verehelicht oder nicht verehelicht mit der Baronin, wird es mich in keiner Weise abhalten, ihr in Liebe, Verehrung und Dankbarkeit beizustehen, soweit es in meinen Kräften steht, bis sie durch Verheiratung oder eine auskömmliche Stellung wieder festen Boden unter den Füßen hat. Das versteht sich von selbst. Aber ich bin nun frei. Und ich könnte die letzten paar „Jugendjahre", und ich würde es thun, noch durch Reisen und Weltsehen ausfüllen. Doch hindert das in jeder Weise mein unerträglich widerwärtiger Geldpunkt. [. . .] Je öfter jetzt gute Recensionen und Besprechungen über mich kommen, um so häufiger senden mir die alten Gläubiger den Gerichtsvollzieher. Nach jeder guten Kritik (— sie müssen Aufpasser haben —) kommt eine Klage oder kommen mehrere Klagen. Damit aber nicht zufrieden, und um meine Freude als Dichter zu erhöhen, vereinigten sich einige und ließen mich — wohl seit 1½ Jahren — beobachten vom — — internationalen Geheim-Detectiv-Institut!!! Ich erhielt schon früher unverschämte Briefe daher. Nun aber kam ein so abscheulicher, daß ich durchaus ihn als Erpressungsversuch der Staatsanwaltschaft übergeben wollte. Ich zeigte ihn Herrn D. Der aber gab mir den Rath, es nicht zu thun, sondern zu dem betr. Gläubiger zu gehen. Das that ich, u. so ging diesmal in dieser Weise die Sache ihren Gang. Aber es ist doch gradezu ein abscheulicher Gedanke: zu denken, daß jeder Bissen, den ich esse, jede Person, die bei mir aus und ein geht, von einem Geheim-Detectiv beobachtet werden kann. Und während ich mehr als je in Geldnoth schmachte, meint diese Gesellschaft, daß ich in Geldhaufen herumwühle! Zum 1. Mai habe ich meine Wohnung gekündigt. Ich bin ja frei, und so kann ich meine Zelte aufschlagen, wo ich will. Aber wo? Da es mir an Geld fehlt, so werde ich wohl in Altona bleiben. Ich gestehe offen, ich sehne mich auch endlich mal wieder nach „guter" Gesellschaft. Ich möchte mal wieder in den „Salon". Und das kann ich,

wenn ich durch Poggfr. (1000 M.) u. m. Roman (einige tausend M.) jetzt verdienen sollte. [. . .] Ich gestatte mir, Ihnen die Nachricht Wilh. Friedrichs sofort überreichen oder mittheilen zu dürfen.

Ich dachte auch, in der Nähe Hamburg-Altonas aufs Land jetzt zu ziehen, in völlige Ruhe, doch so nahe dieser Stadt, daß ich ab und zu leicht hin könnte. Ich würde Blankenese vorziehn, aber es graut mir vor der „kleinen" Stadt. [. . . .] Wer die unglaublich furchtbare Misere der Abderiten kennt, wie ich sie habe Jahre lang durchmachen müssen, der scheut sich vor „noch einmal". So bin ich noch zweifelhaft, wo ich am 1. Mai bleibe, aber es wird wohl in der Palmaille-Gegend in Altona sein. Nach Hamburg mag ich nicht ziehn. [. . . . .]

Wie ist es mir doch so ganz unerträglich, wieder nur, wie in diesem Briefe, von mir schreiben zu müssen. Alles sträubt sich in mir dagegen. Gerade das Gegentheil möchte ich. Schrecklich, schrecklich!! Und Immer und Immer ist es ja nur die Geldfrage. Das möcht' ich jetzt endlich: endlich einmal herauskommen aus der Geldnoth. Denn ich ertrage es nicht länger. Oft hab ich beim Postboten bis 7, 8 M. Freimarken-Schulden. Das ist alles so furchtbar. Meine Correspondenz mehrt sich; mehr und mehr wird über mich Lobenswerthes geschrieben, und tiefer und tiefer sinke ich durch ewige Geldnoth in Elend und völlige Vergrämung. Monate, sozusagen, sitze ich ohne Geld, so zwar, daß ich alle Einladungen zu Freunden, zu den litt. Vers., zu Concerten (mir werden oft Billette geschenkt) absagen muß, weil mir Pferdebahn-, Trinkgeld und Garderobengeld fehlt.

Von Falke, diesem ganz herrlichen Menschen und Dichter, hörte ich Gutes. Er hat grade in der letzten Zeit uns eine Fülle von Liedern geschenkt, und zwar schönster Art. Völlig hat er sich von mir emancipirt. — Ich schließe mit tausend herzlichsten Grüßen und Danksagungen.

Ihr Detlev Liliencron.

Eben erhalte ich von der Schillerstiftung folgendes Schreiben:

„Wir bedauern Ihnen mittheilen zu müssen, daß der Ver-

waltungsrath der Deutschen Schillerstiftung nach reiflicher Erwägung der Verhältnisse sich nicht in der Lage sieht, Ihrem Gesuch vom 20. Januar Gewährung zu Theil werden zu lassen. Schon die vorige Ablehnung mußte betonen, daß die Verwilligung im Jahre 1890 ausdrücklich als letztmalige bezeichnet war." [. . .] Es ist mir klar: Die Schillerst., deren Leiter p. p. aus „Idealisten" bestehen, giebt mir nichts, weil ich zu den „abscheulichen Naturalisten" gehöre. Glauben Sie es mir! So ist es! Es ist abscheulich. Wirklich gut situirte Dichter bekommen aus ihr 1200 M. jährlich. Nun, das freut mich, das ist herrlich! Aber dann sollte auch der kämpfende, ringende Dichter berücksichtigt werden. Aber weil ich einige leichtsinnige Lieder schrieb, denken diese „hehren Idealisten", daß ich ein Schwein sein muß! Diese Professoren! Diese Litterarhistoriker! [. . .] Ich komme aus meinem Sarge heraus, wenn ich's dort erfahren sollte, daß so ein Litterarhistoriker so über mich schreiben würde. Ich schlüge ihm mit meinem würmerpolierten Kinnbacken den Schädel ein! Es ist nicht wahr, es ist eine Lüge, daß ich, wie hämische Kastraten munkeln, verkomme in Weibern, ihnen mein bißchen Geld gebe; es ist nicht wahr. [. . . .] Von 4 Zeitschriften bekam ich neulich „Erste Liebe" zurück; es war und ist das keuscheste, was ich je schrieb! Aber „zu viel Poesie" oder „kein Futter für das Lesepublikum" u. s. w. u. s. w. Ist es nicht furchtbar? Und während ich vielleicht Jahre lang an einer solchen Kleinigkeit vorbereite, warte (bis der Moment da ist), feile, arbeite — gelingt mir deren Annahme nicht. Ich verzweifle, ich verzweifle. Jetzt ist m. beste Hoffng. auf W. Friedrich. Aber er wird wegen der Forderg. auf den Rücken fallen. Ganz, ganz in Verwirrung

Ihr Detlev Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

Ottensen, 1. III. 92.

Mein sehr geliebter Julius: immer in Dankesströmungen für Dein herrliches Buch! Du Theurer, wie ist es — abgesehen von Deiner colossalen Überschätzung für mich —

doch herrlich geschrieben. Nie noch sind so unsre neuen Bahnen gezeichnet!!! Es soll mir nach meinem Tode nützen.

Die Weiber überlaufen mich täglich, ganz unbekannte noch auch. Alle wollen bei mir schlafen. Unerhörte Tragödien und Eifersucht dabei; schreckliche Scenen. Und Liebesbriefe!!! Die meisten schlagen Geld, was ich ja auch thatsächlich nicht besitze, aus. Erkläre es mir, bitte. Meine Erklärung ist so: Sie hören von mir, vom „B'ron". Und daß ich die Weiber liebe. Da sagen sie: „Was, der schläft bei der; der soll auch bei mir schlafen". Darin liegt ein Schlüssel zum Geheimnis des Don Juans. Die Eitelkeit der Weiber, das von sich eingenommen sein.

Und nun Henni: Ja, ich gestehs, das ist das schönste Mädchen, das mir je vorgekommen ist. Ich traf sie an der Elbe, wo sie dem Eisgang zusah. Ich war, wie immer, frech. Und so weiter. Ich hatte etwa 8 der denkbar glückseligsten Liebesnächte und Tage. Aber ich merkte, daß die Liebe bei mir kam, jener grauenhafte Zustand. Und da sagte ich ihr heute ganz unvermittelt: „Wir müssen uns trennen, Henni, denn mein Herz spricht mit". Sie sah mich mit den süperben Augen lange starr an, als könnte sie etwas nicht begreifen. Sie ließ den Mund etwas offen stehn, und stieß langsam die Zunge gegen den Gaumen. Dann endlich sagte sie ganz tonlos: „Ja, dann muß ich wohl gehen", erhob sich, zog sich an. Ich küßte sie auf die Stirn — — und ließ sie fort. — — Ja, das that ich. — — —

[. . .] Ach, Julius, ja: was hätten wir uns Alles zu sagen! — Ich habe hier gekündigt, blos wegen der Weiber. Ich werde wohl nach Blankenese bei Hamburg ziehn. O Geld, Geld. Ich kann diesen Zustand nicht mehr ertragen. [Schluß fehlt.]

An denselben.

p. p. 18. III. 92.

Darf ich mich, mein Julius, in bedrängtester Geldlage, erkundigen, ob Weigand etwas schicken wird? Und wenn,

so bitt ihn: „eingeschrieben", der Neugierde wegen! O, o, o — und ich hatte solche Blamage des Geldmangels wegen; Gott, Gott!

Nein, Du, jetzt hatte und habe ich ein Liebesabenteuer (Henni!!!), das in seiner Seltenheit höchst merkwürdig ist. Und dann zieh ich aufs Land und lasse mich entmannen. Hoch das Eunuchenthum!

Mein Roman ist fertig!!! Denke Dir das Unglaubliche: Während ich beinah verrückt werde und bin aus Geldlosigkeit — während ich das alle meine Geister verzehrende Henni-Abenteuer habe, — stürzt sich plötzlich vor 8 Tagen mit Krallen und Schnabel ihre Königliche Hoheit die Muse auf mich, schlägt mich so, daß ich 8 Tage und 8 Nächte jetzt den ganzen zweiten Theil schreibe!!! Fertig ist er. Erkläre mir den Dichter, Julius!

Und vor Allem doch immer zuerst, wie geht es Dir, den Deinen, Deiner Gusti!!! So schreib mir doch von Euch!

Mein Manuscript „In Poggfred und andre Gedichte" schimmelt in der Schieblade. W. Friedrich will keinen Pfennig geben, beharrt dabei. Aber nun kommt der Contractbruch. Wer wirds aber nehmen? O deutscher Dichter!

Kröger hat sich unendlich zu Deiner National-Zeitungs-Kritik gefreut! Wie geht es Dir, Dir! Deine Gedichte? Deine Aussichten. Unter immer erneuertem innigsten Dank für Deine Biographie

Dein Detlev.

Und nun die Novelle „Astaroth" (Henni). Keine sinnliche Liebe — 17 Jahre alt — im Schlamm geboren — mit 14 Jahren ein Kind bekommen — von phänomenaler Schönheit (ja! alle, die sie sehen, sind erstarrt!) — venezianischer, denkbar feinster Kopf — da . . . da . . . in einer Nacht (thatsächlich passirt! mir!!!) nachdem ich m. Liebe überwunden, u. nachdem ich sie (Henni) hinausgeschmissen hatte, liegt sie wieder an m. Brust, u. ein Strom von Thränen, u. ein Beben ihres Körpers in den Grundfesten, und — — jetzt ist sie krank! Mein Arzt curiert sie. Die Rache . . .

An Frau Hedwig Kiesekamp.

Ottensen, Frühlingsanfang, bei uns greulicher Südost: asiatischer Steppenwind. Diesen haben wir jeden Frühling auf der „cimbrischen" Halbinsel, etwa bis Mitte Mai. Kalt und staubig und trocken. 21. III. 92.

Gnädige, edle Frau, ich beantworte gleich Ihren Frühlingsbrief, aus dem ich ersehe, daß Sie Sich die ersten Krokus geholt haben. Auch ich sah schon diese mir lieben Blumen. Ihre heutige Zuschrift enthält so viel tiefe Fragen! Was wird „Nachher" sein. Ich fürchte, ich fürchte: Nichts. Aber das ist ein so furchtbarer Gedanke, daß wir — (mir s e h r schwer) — die Illusion nicht verscheuchen dürfen. Jedenfalls haben wir Ruhe dann, und das ist auch etwas werth; ja das Werthvollste. [. . . . .]

Ich denke wirklich öfter an den Tod jetzt. Es ist ja ein Unsinn, ohne Geld leben zu müssen. — Ich erlebte viel in diesem Jahre, in Sonne und in N a ch t. Es ist, als wenn ich gar nicht alt werden könnte, so entzücken mich die Weiber. Das Wort „Weiber" ist so edel, und klingt doch burschikos. Ja, was soll man denn sagen? Frauen, Mädchen? Wir haben ja gar keinen anderen Collectivnamen. Die höfische Poesie nannte sie: „Die Frouwen". Vor der Liebe nehme ich mich furchtbar in Acht. Sie ist jedesmal für mich etwas Entsetzliches. Neulich beinahe war ich daran. Aber ich riß sie aus dem Herzen. Dann ist mir wieder wohler, freier, freier, freier. Wenn ich liebe, leide ich sogar körperlich. Mein ganzes Nervensystem ist in furchtbarer Erregung dann. Ein äußerst entzückendes venezianisches Gesicht, nur die Nase nicht edel. Gnädige Frau kennen die Venezianerinnen? Für mich das Höchste an Frauenschönheit. Nur allerlei Thorheiten. Fast hätte ich Ihnen geschrieben. Ich hatte „Rettungsgedanken". Aber ich unterließ es doch. 17 Jahre alt. Und wunderbarste Seelengeschichten dabei. Schließlich jene „Scham und Blamage", weil kein Geld, das nöthig war; bitte gehorsamst, nicht etwa zum Kaufe dieser schönen Sklavin. Doch ich spreche in Räthseln: — „Astaroth" — —

[Schluß fehlt.]

An Timm Kröger.

Ottensen, 22. III. 92. Des alten lieben Kaisers Geburtstag.

Lieber hochverehrter Herr Rechtsanwalt. [. . . .] Einen gewissen Egoismus und ein klares Abwägen besitze ich leider nur zu sehr. Unendlich leicht finde ich, das Leben zu leben. Nur ohne Geld geht's nicht; das ist die ewige Quälerei. [. . .] Unter meinen höchst mäßigen Charaktereigenschaften hab ich die einzige gute, daß ich Menschen nicht im Stiche lassen kann, wenn sie in Noth sind; da kenne ich keine Menschenfurcht. So paradox es klingt: aber deßhalb habe ich mir die höhere Adjutanten- und Generalstabs-Carriere verdorben. Und diese eine einzige Christuseigenschaft, nicht feige zu sein, will ich behalten bis an m. Ende. [. . . .]

Der Ihre! Detlev Liliencron.

An denselben.

Ottensen, 6. April 92.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ein Programm [Liliencron-Abend der Hamburger „Litterarischen Gesellschaft"] übersandte. Wenn schon, dann Pardon. Man hatte — die hohe „Commischon" — von meinen Gedichten nur lauter sanfte Heinriche — (nur „die gelbe Blume Eifersucht" hatte ich durchgesetzt) — ausgesucht, damit ja, ja die wackeren Teutschen in ihrem Kastratenschlaf nicht gestört würden. Also kein einziges wirkliches, kräftiges, charakteristisches Gedicht von mir. O, o, o, mein Vaterland.

In heißem Dank der Ihre. L.

An Otto Ernst (Schmidt).

Ottensen bei Hamburg, 9. 4. 92.

Nicht unterlassen, lieber Freund, kann ich es, Ihnen und den Betheiligten, die mir einen so herrlichen Abend bereiteten, noch einmal von Herzensgrund zu danken. Ihre Vorträge waren wundervoll. Niemals hörte ich Sie so sprechen.

Löwenbergs Rede über mich war liebevoll und herzlich, daß ich es ihm nie vergessen werde. Ich freue mich, daß seine damalige Nervosität doch nur auf ein Gutes zurückzuführen war: Zum Schuldirector ernannt zu werden, wird doch nicht Jedem vergönnt.

Wir „paar" (Sie wissen, wen und was ich meine) sollten öfter zusammenkommen in irgend einem Local. Dr. Leo Berg beklagt sich über die „litterarische Vereinsamung" hier. Darin wird er Recht haben gegenüber Berlin. Andererseits hat es doch seine großen Vortheile, so incognito leben zu können.

Auf baldiges Ersehen Ihr dankbar ergebener

Detlev Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

Ottensen, 18. 4. 92. (Düppel!)

Mein lieber Einziger, Geldnoth wars, ists, daß ich Dir nicht schreiben konnte (dazu eine immer mehr überhandnehmende M u ß correspondenz). Alles Übriege im Leben ist ja außerordentlich leicht (ja, leicht! aber man muß ein Tänzerherz haben) abzumachen. Satis superque. Dank, lieber Julius, für Deine Briefe und Karten. Ich lese, las Alles mit größtem Interesse von Dir! Und was mich so innig freut und rührt, ist Eure Liebe zu einander. Freudig sag ichs: Ich beneide Dich deßhalb.

Ich habe aber deßhalb auch eine Art Scheu, Dir — wie ich es sonst so gern that — von meinem Schmetterlingsleben zu berichten.

Ich erlebte v i e l. Henni (nicht Hanne) ist aus dem Krankenhaus heraus, und wie eine aufgesprungene Rose lacht sie mir entgegen. Sie 17, ich 47! Eigentlich widerwärtig. Aber — — diese letztverlebten Liebesnächte mit dem herrlichen Madl registriere ich zu den wundervollsten meines Lebens. Alles mündlich!

Ach, wann, wann sehen wir uns einmal wieder. Wir müßten uns ja durch ganze Berge unserer Erlebnisse durchfressen, kämen wir, kommen wir jetzt mal wieder zusammen. Neulich war ein Litterarischer Abend hier. So liebens-

würdig der über mich Sprechende auch seinen Vortrag hielt — aber er hat mich doch nicht verstanden. Und die Auswahl aus meinen Gedichten war eine höchst zahme. — Lasest Du in der letzten Nummer von „Sodom und Gomorra" den Aufsatz über mich, der ich ein Schnapsbruder, modernes Biest, Schmeißfliege, Lebkuchenbäcker, Stern 17. (!) Größe am Dichterhimmel darin bin! Höchst spaßhaft. Aber wie kann einer sich so von Neid und Haß hinreißen lassen. Der Aufsatz ist überschrieben: „Ein liliengekrönter Dichter". Lies ihn bitte, er ist köstlich, köstlich! [. . .]

Daß Du Ärmster auch so unter Geldsorgen zu leiden hast, es ist doch zu gemein. Gäbe Euch das Schicksal doch den Einödbauern! Wie himmlisch wäre das!!! Könnt ich doch nur 2, 3 Tage mit Dir einmal zusammen sein!!! Es ist so Übervieles zu erzählen. Dir und Gusti einen Kuß von Euerm armen Hiob Detlev.

An Timm Kröger.

Ottensen, 24. 4. 92.

Sehr hochverehrter und sehr lieber Herr Rechtsanwalt. [. . . .] Fräulein Rehburg (kanonisches Alter) in Altona-Elbe, Palmaille 5. Ja, da hab ich nun heut endgültig gemiethet; die Zimmer mit herrlicher Aussicht nach der Elbe, und totenstill. Aber die 5 alten Damen dort. Verschlossene Vorthür, wo diese 5 alten Damen jeden Brief, jeden Besuch an u. für mich empfangen und erst 6 mal um und um drehen werden. Kein süßes Mädel darf mich dann besuchen mehr, wie in m. jetz. Wohng., u. bei mir Thee trinken u. schlafen. O, diese letzte Nacht noch, eine Liebesnacht wie nie zuvor, und ich machte doch schon 100 000 durch. Sie kostete mich nur twintig Penn Peerbahn und ein Rosenbouquet zu 5 M., das ich der Schönen heut Morgen als Dank sandte. Noch zittert mein Herz von der Glückseligkeit. Es war zu, z u , z u schön!

Also jetzt: Palmaille 5 (vom 1. Mai an). Wie das vornehm klingt! Das hat mich auch etwas zum Miethen veranlaßt. Und nun tret' ich in die 2. Periode ein. Also: Abstract, Reflexion, Kastrat — also: Teutsch. Ihr L.

An denselben.

Ottensen, 28. 4. 92.

[. . .] Diese neue Wohnung soll eine Wende sein in m. Leben, es soll der Beginn sein m. 2. Dichter-Periode. Die Miethe, 75 M., muß vorausbezahlt werden. Die gemeinsamen Diners p. p., Betereien u. s. w. will ich, mit den alten Damen, ertragen. Denn die beiden Zimmer sind zu herrlich: einsam u. totenstill. Und dann auch: Erste Bedingung der Wirthin: keinen unschicklichen (göttlich gesagt) Besuch dürfte ich empfangen. Das ist's mit, dem ich hier entfliehe. Weiß es der Satan, was die Weiber von mir wollen. Auf m. Tische prangen Rosenbouquets, die mir von ihnen gebracht wurden, und in einem Restaurant brachte mir neulich ein Blumenmädchen ein Veilchensträußchen, das mir ein (mir allerdings bekanntes) Mädel schickte, das einige Tische von mir saß. Was ist es? Meine körperliche Constitution ist wie bei jedem fixen Mann normal und gesund. Das muß sich vielleicht herum erzählen. Oder, weil ich immer so lustig bin mit den Mädels? ihnen Geschichten erzähle? sie zum Lachen bringe? sie mich anglotzen in Verwunderung? Und, wie gestern Nacht: wo sie im Bette sich auf die Ellbogen stützte und immer sagte: „Sprich, sprich nur; weiter nichts, ich mag dich so gern sprechen hören." Und das ists, darin liegt der Don Juan: in der Neugier der Weiber! „Was?" sagt die eine, „er schläft bei meiner Freundin? Weßhalb schläft er nicht bei mir?" Und wupps, ist sie frech bei mir. [. . .]

Also: das Geld ist es nicht, u. ich bitte Sie, Sie hochverehrter, gütevoller, lieber Herr Rechtsanwalt, Jeden nach m. Tode gleich über die Klinge springen zu lassen, der solche Infamieen erzählen wird. Denn in solchen abscheulichen Reden nach des Dichters Tode sind die Deutschen groß. Aber auch hierin muß die Einschränkung nun erfolgen. Qui s'excuse, s'accuse, fällt mir ein. Aber hier paßt's nit. [. . . .] Und nun die neue stille einsame Wohng., u. ein neues, frisches, stirn- und herzfreies Leben!

In heißem Dank Ihr Liliencron.

An Arno Holz.

Ottensen bei Hamburg, 3. VI. 92.

Lieber Freund. Ich las „Sonntagsidyll", „Ecce homo", „Phantasus" u. einige kleinere Gedichte von Ihnen vor. Und ich erntete den größten Beifall. [. . . .] Ums Himmelswillen, schreiben Sie Verse weiter!!! Lassen Sie Sich durch nichts davon abhalten!

Ja, der „Lästerbrief"! Gott schütze mich vor meinen Freunden. Ich habe nun schon ein paar Mal ähnliches durchmachen müssen. Aber Richard Dehmel ist mir ein unendlich lieber Kerl. [. . .] „Der Kranz" hat mir einige Anfragen gebracht: Was ich wohl mit dem Gedicht gemeint habe? Da schlage doch der Satan drein! Darf denn der Künstler nicht freie Phantasie einmal haben? Aber das verstehn die wackern Teutschen nicht. Gleich soll alles mystisch, in alles etwas „hineingelegt" sein. Ich sah neulich, als ich über den Ottens. Kirchhof ging, einen flatternden Kranz (die Bänder natürlich) auf e. Kreuze. Daraus entstand rasch das phantastische Gedicht. Mein Gott: so wars ja gemeint, blos eine leichte lyrische Phantasie. Freilich, ich will es nicht leugnen: später, als ichs fertig hatte, als ich meine Geburtsfreude an der Plastik dieser lustigen Phant. gehabt hatte, fiel mir ein: es liegt ja eine tiefe Symbolik drin: Der Tod Sieger über Glauben (Kreuz; er steht zuletzt ja hoch oben drauf), Leben (Äffchen) u. Ruhm (zerzauster Kranz). [. . .]

Das noch wollt ich Ihnen sagen: Eins der wundervollsten Gedichte von Ihnen (es war mir neu!) ist: „Ein Abschied". Sie Reiner! Vornehmer!! Ich las es wohl schon 20 mal! Jetzt hat Falke Ihr Buch; und schwelgt, schwelgt, schwelgt!

Ihr D. Liliencron.

An denselben.

Altona (Elbe), Palmaille 5. — 7. 6. 92.

Lieber, hochverehrter Freund Holz, „Firma Zirpel" ist wunderwundervoll, just in seiner einfachen Größe. Nur zwei Dichter, und zwar zwei große! wirkliche! können es geschrie-

ben haben: Sie oder Fontane. In seiner rührenden Einfachheit ist dies Poem so schön! Ein glückliches, zufriedenes Philisterthum — Gottes Segen bei Cohn: aber ist denn dies nicht eigentlich das Erstrebenswerteste. Sie verstehen mich! Sie kennen mich genau, um zu wissen, wie ich diesen Ausspruch meine. [. . .]

Ich arbeite jetzt als Rez. und Referent im hiesigen litt. Vermittlungsbureau. Schrecklich. Aber die Herrn sind sehr gütig zu mir. 6—8 Stunden gehen täglich über diese Arbeit hin. Und was für Schund darunter! Unter Gartenlaube meist!!! Diese Frohn, im Verein mit abgrundentsetzlichster ewiger Geldnoth, hat seit Wochen mein eigenes Dichten erwürgt. Es geht halt nit mehr.

In Liebe Ihr Detlev Liliencron.

An Timm Kröger.

Altona, P. 5. — d. 27. 6. 92.

Eben Ihr langes Schreiben, hochv. H. Rechtsanwalt. Ich antworte in diesen Tagen. Denn heut Morgen starb sanft, im 91. Jahre, mein alter herrlicher Papa. Mittwoch früh, 4 Uhr, begrab' ich ihn. Nur ich, die Baronin u. ein Priester sind dabei.

Er war ein einfacher Mann, aber voll eines guten, weichen Herzens, voller unendlicher Liebe zu mir; u. bis zum letzten Athemzuge eine noble, ritterliche Natur, ein Cavalier. Seine silbernen Tanzsporen u. sein altes Gesangbuch „For mein Louis" leg' ich in den Sarg.

Ihr dankbarer Liliencron.

An denselben.

Z. Z. Berlin [August 1892].

Lieber und hochverehrter Herr Rechtsanwalt, ich beehre mich, Ihnen die gedruckte Anzeige des Concurses W. Friedrichs zu überreichen. Ich sehe in diesen Tagen Fontane (den Buchhändler), um mit ihm über den Verlag zu conferiren. Die Frage ist: Bin ich durch den Concurs des Herrn W.

Friedrich frei, d. h. kann ich mich nun nach einem anderen Verleger umsehen? Ich will in diesen Tagen dem Buchhändler Fontane meine Manuscripte anbieten.

Berlin ist d o c h herrlich. Ich genieße die Gastfreundschaft meines lieben interessanten Freundes, des Dr. Richard Dehmel.

Von meinem Fenster aus überschaue ich ganz Berlin. Flüge weißer Tauben tummeln sich darüber in diesem Augenblick.

In ewigem Danke Ihr Detlev Liliencron.

An R. D.

Dienstag, 30. 8. 92.

Zuvörderst, mein Richard, Dank, Dank, Dank für Deine Gastfreundschaft. Ich werde n i e die Tage vergessen! — Du hast keinen Begriff, wie hier der schwarze Tod herrscht. Ich gehe unbekümmert darin herum. Was soll man anders machen. Neulich: die Depesche war ernst gemeint. Aber sie ist gerettet. Denke Dir also: Da gehe ich so durch die Straßen bei Tag oder Nacht: Geschrei (der Sterbenden, der Hinterbliebenen), die Polizei-(Sanitäts-)beamten a l l e besoffen, roh; der Cadaver oder noch Lebende (meistens in drei Stunden futsch) wird aus den Häusern herausg e r i s s e n (s e h r richtig), Geheul, weißes Laken, einige Sanitätsbeamte sprengen mit großen Malerquasten, ob auf Tote oder Kranke, große Massen Chlorkalk. A l l e s stinkt hier von Chlorkalk. Der Pferdebahnbetrieb hat fast ganz aufgehört. A l l e Theater, Musiken p. p. geschlossen. Und so traf ich Henni: In einer Mietskaserne (mit 300 Kindern), die entsetzlich schmierig ist, saß sie häkelnd in ihrer scheußlichen Cabine, nachdem ich sie also v e r l a s s e n hatte. Mich übermannt die Sinnlichkeit — sie warf sich mir zu Füßen: ich solle sie retten — und ich blieb die vorige Nacht bei ihr. I n d i e s e r N a c h t wurden 7 (schreibe: sieben!) Menschen aus dieser Mietskaserne wegen Cholera entfernt — und wir hörten das Geschrei, den Jammer, und Amor ward der schwarze Tod, die P e s t! [. . . .]

Liebster Richard, wir sind hier Alle auf den (so grenzenlos *ekelhaften*) Tod vorbereitet. Also: meine Manuscripte gehen zuerst an Falke, dann von dem an Dich und Bierbaum. Rettet meinen Roman und — mein neues Gedichtbuchmanuscript: „In und aus Poggfred". Das letzte Gedicht: „Die heilige Flamme" findet ihr in meiner gelben Mappe. Das Gedicht „Einen Sommer lang" ist mir auf irgend eine Art aus dem Ged.-Buch-Manuscript entkommen. Vergeßt es nicht. Dann auch schlagt mein letztes Gedicht-Heft nach (in meiner gelben Mappe), sodaß *Alles* noch gedruckt wird, was ich in den letzten zwei Jahren (nach dem „Haidegänger") schrieb. Jetzt gehe ich zu Henni, die ich so schmachvoll verließ — aber mir fehlte das Geld —, und schlafe wieder in dem Pesthause. Morgen, wenn wir noch leben, schaffe ich ihr ein besser Quartier.

Leb wohl; es kann uns Alle wie der Wolf um Mitternacht überfallen. Das Scheusliche dabei ist: daß man *sofort* in die Baracken muß (ohne Ansehn der Person, *sehr* richtig). Und da wird man dann erst recht inficirt. Wir alle sitzen voll von Bazillen. Leb wohl. Hab Dank! Du Lieber, Du Einziger.

Jetzt geh ich ins Pesthaus. (½9 Abends). Furcht? Quatsch.

Dein! Detlev.

An Timm Kröger.

Altona/Elbe, Palmaille 5, d. 2. 9. 92.

Hochzuverehrender und lieber Herr Rechtsanwalt, ich wollte Ihnen so lange schon gründlich schreiben; vor Allem bei Ihnen anfragen, wie Ihnen Kiel gefällt, Ihre Wohnung p. p. Aber ich kam und komme vor Geldsorgen nicht dazu. Was ist das bischen Massensterben an Cholera dagegen. Wie lächerlich. — *Noch* immer bin ich ohne entscheidende Nachricht von Cotta und Fischer. Seit etwa 9—10 Tagen bin ich wieder hier. Die Cholera fordert täglich unendliche Opfer bei uns. Der Tod ist ja gleichgültig. Aber das Hineingeworfenwerden zwischen Lebende und Tote in den Möbelwagen von stets besoffenen, rohen Trägern!

Und das ist so schrecklich. Ich glaube, man macht kaum mehr Unterschiede zwischen Toten und Kranken. Nachts kommt Alles in die Ohlsdorfer Massengräber, bei Fackeln, von betrunkenen Gugelmännern nur so ins Loch gekullert. Das macht einen unbeschreiblich grausigen Eindruck. Gestern war ich in einem Hause, wo schon 37 (!) gestorben sind in 4 Tagen. Die Zahlen werden von den Behörden hier immer viel kleiner angegeben. Das ist ja auch nur beruhigend für das Volk. Sie machen sich keine Vorstellung, wie still es hier bei uns ist in den Straßen und Wirtshäusern. Keine Musik tönt. Selbst die Pferdebahnen lassen ab in ihren Fahrten. Aber dies ist alles ein glänzendes Himmelreich gegen meine Geldnothqual. Meine geschiedene Frau hatte gleich zu Anfang die Cholera, wurde aber im Eppendorfer Krankenhause gerettet. Nun ist sie völlig schwach und hinfällig. Wenn Sie die — in diesem Brief als Anlage mitfolgende — Pension für September entbehren können, so bäte ich, sie meiner armen genesenen Frau gütigst senden zu wollen, und mir dann noch zu stunden. Für so viele, viele Güte von Ihnen meinen herzlichsten Dank.

Ihr D. v. Liliencron.

An R. D.

Morgens. 9. 9. 92.

Anliegend, geliebter Richard, „die Pest". Hätte ich dieses Gedicht nicht gestern schreiben können, wäre ich verrückt geworden vor Geldsorgen.

So zwang ich mich denn und danke der Mühe. Bitte möchtest Du Dich der Mühe unterziehen und es Dir, namentlich auf die Logik hin, ansehen? Und: Ist der Opfertod — aber für wen opfert sich eigentlich das Mädchen — gerechtfertigt? Die Pest-(Cholera-)Bilder darin sind von mir (auch das mit dem Knaben, in Ohlsdorf um Mitternacht, unserm Begräbnißplatz, und mit dem die Achse brechenden Wagen) *selbst* beobachtet.

Ihr habt anderswo keinen Begriff, wie furchtbar hier die Seuche herrscht. Die *Zahlen* sind *alle* falsch. Das Dreifache ist schon tot! Welche Greuelscenen, teils durch die

Besoffenheit der Abholer, Träger p. p., hier geschehn, ihr habt keine Ahnung davon! Die kleine Scene mit den drei Kindersärgen habe ich erfunden. Ich warte auf die Pest jetzt. Behaltet lieb Euren Detlev, der Euch so innig dankt für so viel Güte und Liebe.

Euer D.

An denselben.

Altona (Elbe), Sonntag, 11. Sept. 92.

Lieber Richard, darf ich mir erlauben, noch einmal „die Pest" zu senden, in hoffentlich stark verbesserter Auflage. Bitte, thue mir den Gefallen und sende sie mir mit Deinen Bemerkungen Dienstag gütigst zurück, weil ich das Gedicht bis Donnerstag an Maximilian Harden für seine neue Wochenschrift „Die Zukunft" einzureichen versprochen habe.

Höre, mein lieber Richard, es geht nit mehr, es geht nit mehr. Cotta läßt noch nichts von sich hören. Und schließlich haben Alle Angst, daß sie in Prozesse mit W. Friedrich kommen. Und Jahrelang wird sichs hinziehen — und ich komme längst, längst vorher ins Grab. Meine Manuscripte verfaulen. Fischer schrieb mir heute: Er möchte „Liliencrons gesammelte Werke". Aber Heilmann schrieb mir, er (Fischer) hätte pekuniäre und juristische Bedenken!!! Wie soll das noch enden. Und jetzt kann man sich nicht mal anständiger Weise erschießen, weil's dann heißen würde: er hat Angst vor der Cholera.

Bitte, mein Richard, wie ist es oft mit Präsens oder Imperfectum und Form in meinem Gedicht „die Pest"? Ist der Opfertod des Mädchens logisch?

Dein Detlev.

An denselben.

Freitag, 16. 9. 92.

Was sagst Du, liebster Richard, zu der Anlage? Soll ich denn niemals von diesem Teufel Friedrich loskommen? Wenn er den Poggfred nun aus dem „Magazin" abdruckt, so wärs ja gräßlich, da fehlte dann eine ganze Masse. — — Wenn

ich ihm mein ganzes Gedichtmanuscr. gäbe, gegen Gleichmachung meines (etwa 800 M.) Contos bei ihm, so hat er mich ja wieder in der Hand. Was thun? Meine Schulden fangen an, mir Alles über den Kopf zu nehmen. Ich fange an verrückt deßhalb zu werden.

Vielleicht das: Schreibe bitte gleich mit „Privat" auf der Adresse an Hans Merian. Und erkläre ihm einmal offen, wie die Sache liegt. Aber verpflichte ihn, kein Sterbenswort an W. Friedrich zu sagen. Soll ich denn immer gebunden sein an diesen Menschen. Und nie ein Geld haben. O Richard. Es wäre ja schändlich, wenn er nur den Magazin-Poggfred abdruckte. Ich habe ja so Vieles da noch hinein corrigiert und geschrieben.

Ich mag nicht mehr. Dein Detlev.

An Otto Ernst (Schmidt).

Altona, Palmaille 5. — 2. 10. 92.

Lieber Freund [. . . . .] Ich habe mal eine Glücksnummer dadurch gezogen, daß mal ein Gedicht von mir (Die Pest) in 30 000 Exemplaren ausgegeben wird. Ich machte mir, wie ich Ihnen schon schrieb, Ihre Notiz zu Nutze: ich schrieb noch — Sie werden's in der „Zukunft" lesen — nach dem „besoffenen" Satze: „Verzeihen wird wohl jeder ihnen gern". Und es war mir eine Beruhigung, als ich heute auch in Ihrem „Einschleicher" (diese Überschrift gefällt mir nicht) eine Entschuldigung fand für die besoffenen Transporteure.

Es ist nicht unmöglich, daß mich „der hohe Senat" oder ein „ehrbarer Kaufmann" (wer lacht da!) beim Staatsanwalt denunzieren, weil ich in meinem Gedicht die „großen Handelsherrn" der Verheimlichung zieh. Das wäre dann die beste Reclame natürlich für mich.

Ich hoffe, Sie bald in der „Zukunft" zu finden. Harden ist ein überaus muthiger Kerl. Sein Aufsatz „Vom Bel zu Babel" trifft diesen scheuslichen Giftdrachen auf den infamen Schädel.

Hoffentlich ist bei Ihnen Alles gesund!! Es rührte mich

tief, wie ich heute in Ihrer Cholera-Geschichte von Ihrer Familie, Ihren Kindern las.

Kopf in die Höh!

Ihr alter Liliencron.

An Timm Kröger.

Altona (Elbe), Palmaille 5. — 8. Oktober 1892.

Sehr hochverehrter und lieber Herr Rechtsanwalt. Ich ersehe aus Ihrem letzten Schreiben, in welchem Umzugstrubel Sie noch immer sind; und ich habe den lebhaften Wunsch, daß Sie bald in Ruhe gekommen sein möchten. [. . . .] Ich selbst habe mich nun auf Alles eingerichtet: Briefe, Bücher, Manuscripte, Alles verbrannt. Aus dem Nachlasse — sollte mir plötzlich der berühmte Dachziegel auf den Schädel fallen — ist nichts von mir mehr zum Druck fähig. An meinen Freund Richard Dehmel sende ich meine beiden Manuscripte, die völlig druckreif sind. Jetzt faulen sie weiter. Ehe meine vertracten Verlegersachen beseitigt sind, dauert's sicher noch ein Vierteljahr, und so lange ist's mir platterdings nicht mehr möglich auszuhalten. [. . . .]

Daß Ihnen im B. Tageblatt ein so hübscher Artikel geworden ist, freut mich innig. Ich prophezeihe Ihnen auch für später Ruhm und Erfolg. Was nützt aber aller Ruhm, wenn kein Erfolg dabei ist, wenn man thatsächlich dabei untergeht.

R. Mosse sollte heran für mich; d. h. vorstrecken ein paar tausend Mark für die Zinsen, bis die Verlegersache in Ordnung ist. Aber meine Freunde konnten sich doch nicht dazu entschließen: Der litterarische Anstand und meine Poetenehre würden zu sehr dabei blamiert. Aber ich kehre mich wirklich nicht an „litt. Anst." mehr und „Poetenehre". Beides verliert man in Deutschland gründlich. Sehr freue ich mich, daß ich Sie, lieber, so unendlich stets gütiger Freund Kröger, nicht auch noch, wenigstens vorläufig, mit Verlagsangelegenheiten zu quälen brauchte. Dies macht mein Freund Dehmel jetzt. Sollte je etwa mein Tod früher oder plötzlicher eintreten, als wir voraussetzen können, so wenden

Sie sich nur an diesen lieben Menschen. Er wird meine kleinen, sehr, sehr unschuldigen Wünsche nach meinem Tode kennen. Und nicht wahr, ja ich weiß es, Sie helfen ihm dabei.

[. . . . .] Sollte ich jetzt noch einmal gerettet werden, so bin ich damit in die II. (also langweilige) Periode übergetreten. Ich würde immer hier bei Frl. Rehburg wohnen bleiben, wo ich mich wohl und glücklich fühle. In meine beiden reizenden ruhigen Dichterzimmer verliebe ich mich Tag für Tag mehr. Die Kost ist sehr einfach, aber völlig genügend. Dann würde ich jetzt, brutal, wie ich stets gewesen bin (bitte, keineswegs sentimental), wenn ich ein paar hundert M. hätte, mit meinem letzten „Verhältnis" (ekelhaftes Wort) rücksichtslos brechen. Dies Mädchen ist mir unerträglich treu (welch erbärmliches, scheußliches Wort von mir). Und dann würde ich, 48 Jahre alt, Pfahlbürger werden, der sehr, sehr gut auskommen könnte mit den paar Mark. Und vielleicht würde ich dann erst ein Dichter werden: ruhig, objectiv. — Ihnen, Lieber, mein innigster, herzinnigster Dank für alle Ihre unermeßliche Güte.

Ihr Detlev Liliencron.

An R. D.

Altona (Elbe), Palmaille 5, Sonnabend, 9. 10. 92.

Mein lieber einziger Richard, eben war meine liebenswürdige Wirthin bei mir: sie sprach sehr ernst mit mir über die fehlende Miethe. Zu gleicher Zeit hatte ich gestern und heut die allerfatalsten, sogar lärmende Scenen mit Handwerkern, kleinen Leuten (die mir Geld geliehen) u. s. w. in meiner Wohnung. Alles dies halte ich noch mit sehr concentrirter, aber auch mit meiner letzten Kraft aus. Gehts nicht bis Schluß nächster Woche, muß ich dran glauben. [. . .]

Nun ist mir doch noch Rud. Mosse eingefallen. Und zwar bitte ich Dich, Dich mit Wolzogen darüber besprechen zu wollen. Der ist mir sehr gut. Er weiß von allen meinen Verhältnissen Bescheid; und er würde zu R. Mosse gerne gehn.

Da die Sache eine so außerordentlich dringliche, nicht mehr aufschiebbare ist, so bitte ich Dich um diesen Beweis Deiner Freundschaft. Es sind vorläufig, d. h. für nächste Woche, nur 1000 Mk. nötig. Das Andere (die anderen Gläubiger) halte ich bis Weihnachten, resp. bis der Verleger Geld schickt.

Dein Detlev.

Ist „Stündlich der Geldnot ins Gebiß zu müssen" nicht gut?

Vertrag.

Herr Rudolf Mosse überweist Herrn Detlev Freiherrn von Liliencron zur Tilgung seiner Schulden und zu seinem Lebensunterhalt successive den Betrag von viertausend Mark; nach Begleich der Schulden hat Herr v. Liliencron Herrn Mosse die Quittungen zu überreichen. Herr v. Liliencron verpflichtet sich, gegen dies Darlehn alle seine novellistischen Arbeiten oder Romane für den Zeitungsabdruck Herrn Mosse so lange zur Verfügung zu stellen, als jener Schuldbetrag nicht durch die für den Abdruck zu zahlenden üblichen Honorarbeträge gedeckt ist. Im Übrigen behält sich Herr v. Liliencron vor, das Darlehn auch in Baar zurückzuerstatten, sobald er in der Lage ist.

Berlin, Oktober 1892. [Abschrift von Liliencron.]

An R. D.

A. P. 14. 11. 92.

Lieber! — Schlußkapitel eines Romans: Vor mir auf meinem Schreibtisch welkt eine prachtvolle Marschall-Niel-Rose. Sie wurde mir vorgestern von der Baronin zum Abschied gebracht. Gestern nun begleitete ich sie nach Cuxhaven aufs Schiff (Rhätia), das sie wohl für immer nach fernen Ländern bringt. Mein Herz blutete — — —

Dein Detlev.

An Timm Kröger.

Altona (Elbe), Palmaille 5. — 24. 11. 92.

Sehr lieber und hochverehrter Freund und Herr Rechtsanwalt. Die Baronin ist in New-York angekommen. Und nun können wir vor allen Dingen anfangen, daran zu denken, daß Sie von meiner Schuld befreit werden. Wahrlich, Sie haben in zu liebenswürdiger Weise mir beigestanden. [. . . .] Und nun? Darf ich Sie einmal belästigen — belästigen ist wirklich das passende Wort — mit einem langen, langen Schreiben: Ich ritt also munter am 1. Nov. d. J. in die gute Stadt Pfahlburg ein und bin nun wohlbestallter Philister. Zwei Nachtwächter empfingen mich am Thore. Es geht ganz gut. Bis jetzt hatte ich nur 2 Rückfälle, aber auch diese werden aufhören allmählig. Also von Rudolf Mosse erhielt ich 4000 M. Dafür verkaufte ich ihm meinen Roman (den ich jetzt abschreibe und für den Zeitungs-Abdruck verwässere). Die Schulden bezahlte der 60fache Millionär allerhöchsteigenhändig; d. h. über alle Schulden bis zu 60 M. m u ß t e ich ihm die Quittungen schicken. Das war empörend und erniedrigend; aber es war seine conditio sine qua non. Diese 4000 M. machen sich enorm. Aber sie zerstieben sofort, wenn ich Ihnen berichte, daß ein Posten von 600, einer von 500 und mehrere von 400 M. darunter waren. Herrn Mosse danke ich natürlich aus wirklich fröhlichem Herzen. Er war ein Gentleman durch und durch, und behandelte die ganze Sache nur als Geschäft. [. . . . .]

Es wird nichts andres übrig bleiben, als ein Prozeß mit W. Friedrich. Aber ein Einziges vermag ich dabei nicht: den sogenannten Armenschein mir geben lassen. Ich habe damals bei der Trennung von der Baronin zu ungeheuer darunter gelitten. Und ich bin außerdem fest überzeugt, daß ich, schon durch Ihre geniale Prozeßführung, gewinnen würde. Würde es nun nicht zuerst darauf ankommen, bei W. F. anzufragen, ob er nicht auf irgend eine Weise geneigt sei, mich loszugeben? Ich machte ihm den Vorschlag. Er ist nicht darauf eingegangen. [. . . .]

Aber ist es nicht zu ärgerlich, daß ich nicht in den Cottaschen Verlag kann, nicht nur des herrlichen Geldes wegen,

sondern hauptsächlich deßhalb: weil ich dann endlich bekannt würde. Denn es ist unumstößlich wahr: Ich bin noch vollkommen unbekannt. Große Buchhändler in Berlin und hier haben mir gesagt, daß es auch so bleiben würde, solange ich bei W. Fr. im Verlag wäre. Denn so sagen diese Herren: Kommen Büchersendungen von W. Fr., so legen wir sie nicht einmal ins Fenster; sind Sie (ich) dagegen in einem guten, renommirten Verlag, so sind Sie binnen Jahresfrist bekannt.

Dehmel schreibt, daß er rathe, n i ch t zu prozessieren; jedoch kannte er damals die Cottasche Antwort noch nicht.

So sende ich Ihnen in alle Ihre tausend Arbeiten und Lebensüberhäufungen diese Angelegenheit auch noch, zwar mit schwerem Gewissen, daß ich Sie belästige, doch auch mit dem herzlichen Bewußtsein, daß Sie Ihren vielen Güten auch diese noch hinzufügen möchten.

Dankbarst Ihr Liliencron.

An Jakob Loewenberg.

Altona (Elbe), Palmaille 5. — 22. 12. 92. Abends.

Mein lieber Freund Dr. Löwenberg [. . . .] Ich fand gestern auf Ihrem Schreibtische eine kleine deutsche Grammatik, in der ich blätterte. Sie gefiel mir sehr. Ich will sie mir anschaffen. Mündlich darüber mehr. Es wird nämlich Zeit, daß ich, in meinem 48. Lebensjahre, in der deutschen Grammatik mich umsehe.

Ihr treu ergebener Liliencron.

An Constantin Brunner (=Wertheimer).

Altona (Elbe), Palmaille 5. — 23. 12. 92.

Lasciate ogni speranza! — ? — Nein! Dumm Tüch. Denn noch giebt es Herrn Dr. Wertheimer — — —

„Um Gottes willen, wie viel?" sagen Sie, rufen Sie jetzt! Diesmal nur 20 M.

Lieber, hochverehrter Herr Doctor, ich motivire s o: Mor=

gen, Sonnabend, ist ein Schenkungsfest, zu dem mir ungefähr 25 M. fehlen. O diese schreckliche Weihnacht. Aber es läßt sich doch einmal nicht ändern. Nun müssen wir dazu schenken. Dazu fehlen mir noch ca. 25 M.

Sollte es Ihnen noch möglich sein, oder Herrn Georg M. oder Herrn Dr. M., noch irgendwie und irgendwo 20—25 M aufzutreiben, so hole ich sie mir — (bis etwa 2., 3. Januar 1893) — morgen, Sonnabend, im Laufe des Vormittags ab. Darf ich? Sie werden mir böse sein, da Sie selbst viele Weihnachtsgeschenke zu machen haben werden. Aber meine schändliche Lage durch W. Friedrich. Sie wissens! Zu den mir gütigst vorgestreckten 7 M. käme es dann hinzu.

In Noth und Tod

Ihr Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

Altona (Elbe), 27. 12. 92.

Mein lieber, lieber Julius! Endlich ein Zeichen von Dir. Und nun will ich Dir auch einen langen Brief senden. Zuerst meine Freude über Euer Beider Wohlergehen. Dann die Freude über den Münchener Musen-Almanach. Prachtvoll! [. . . .] Thoma: Menschenkind, ist das einer! Wunderbareres als den Eingang zum Liebesgarten kenne ich nichts. Und dann wunderwunderbar: Stuck! Sag ihm das von mir. Seine „Vertreibung aus dem Paradies": diese beiden Lichtsäulen, der lang- und struppigflügelige Engel und Adam und Eva (wie sie so ganz geknickt sind): unbeschreiblich schön. Manches in diesem Almanach ist minderwerthig und hätte wegbleiben können. Aber da sind ja immer tausend Rücksichten und Bedingungen p. p. Ich weiß, ich weiß. Sehr vermisse ich Böcklin und Klinger!!! Aber für das nächste Mal, nicht wahr? Und Menzel, C. F. Meyer, und vor Allen: G. Hauptmann und Fontane! [. . .]

Nein, an Bismarck keinen Almanach senden; der versteht ihn doch nicht. Dieser herrliche Almanach wird totgeschwiegen werden.

[. . . . .] Über mich ist nicht viel zu berichten. Ich bin

jetzt 2 Jahre hier und habe in einem fort „geliebt". Himmel über Himmel. Ich habe wahrhaftig jetzt einen kleinen Harem (sic!!!) und hab es so einmal selbst in Deutschland erreicht, und — ohne (nennenswerthes) Geld. Wem ich für die Nacht mein Taschentuch werfe, bei der schlafe ich. Na, gute Gesundheit ist die Hauptsache. — Dir aber und der Deinen die allerinnigste Liebe und Dankbarkeit.

Dein Detlev.

An Gustav Falke.

11. I. 93.

Ich kann, lieber Falke, „diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen" u. s. w., wie's im Briefsteller heißt. 40 Jahre! Die 4 ist unangenehm. Aber von 40—50: das ist doch das eigentliche Mannesalter. Und dies ganze Jahrzehnt steht Ihnen bevor! Da werden wir viel Großes und Schönes und Tiefes von Ihnen bekommen. Lassen Sie jetzt auch den Rest hinter sich aller „Ängstlichkeit" vorm Publikum. Zu Ihrer unnachahmlichen Anmuth (welche Stümper sind wir gegen Sie!) lassen Sie nun auch die volle rücksichtslose Kraft hinzutreten! Verlieren Sie sich nicht zu sehr in Anmuth und Getändel. Denken Sie stets daran — verzeihen Sie den greulichen Schulmeisterton — wie z. B. Böcklin schafft: zuweilen hinter einander ein herrlich Phantasiestück, eine Pieta, eine Scene aus einem Bordell (z. B. Susanna im Bade). Darauf kommts an! Das und so ist der souveräne Künstler! Und der sollen und müssen Sie nun werden in dem Jahrzehnt, das Sie vor sich haben.

Dazu wünscht Ihnen Ihr Freund Liliencron das Beste. Auch den letzten Rest weg von der greulichen Hamburger Nüchternheit! Sie sollen sehn, liebes Geburtstagskind, Sie kommen dann durch, wenn auch die Zeitgenossen manchmal den Kopf schütteln werden. Aber was thuts denn!

Wir hatten gestern einen so lieben, lieben Tag. Ihr süßes Trudchen hat sich mir tief ins Herz geprägt. Und es war mir eine stille, innige Freude, Sie und Ihr herrliches ein-

sames Herz dabei zu beobachten. Und ewig wird mir auch das Bild Ihrer Frau Gemahlin vor Augen sein, wie sie den Täufling auf dem Arme hielt vor Pastor und Becken. Es war das Köstlichste, was uns das Leben schenken kann: Mutterglück: Madonnenglück.

Ihr Detlev.

An R. D.

[Februar 1893.]

Geliebter! Deine Venus Bestia ist ja ganz ausgezeichnet. Was ich aber zu allererst daran auszusetzen habe, ist das schwankende Versmaaß. Wo bleibt der Knittelvers? Das ist mir zu sehr skandierte Prosa. Du weißt, Richard, wie ich — durch Dein Vorlesen veranlaßt — jetzt auch nur nach dem lauten Lesen meinen Knittelvers einrichte. Aber das ist mir zu willkürlich bei Dir; man hört den Vers nicht mehr. Grade der Knittelvers ist so sehr modulationsfähig. Ich bilde mir etwas drauf ein, daß ich in den meisten Gedichten dieses Versmaßes gut und klingend (— es ist etwas geschnatterhaft-Erzählendes drin —) u. singend gebildet habe. Bitte lies nur darauf hin einige Verse z. B. in „Sommertag" oder im „Haidegänger". Wie leicht könntest Du das ändern; denn wie gesagt, es ist oft kein Knittelvers mehr, sondern nur noch Prosa, die mit Keulen und Brettern und Schwertern in eine willkürliche Eintheilung gehauen ist. Viel mehr würde ich gereimte freie Rhythmen daraus erkennen. Oder wolltest Du das?

Dein Detlev.

An Otto Ernst (Schmidt).

Altona. [8. 2. 93.]

Mein theurer Schmidt [. . . . .] Gestern besuchte ich Brahms im St. Petersburg-Hotel. Ich glaubte einen 6 Fuß-Kerl zu finden, und sah — — — Rübezahl. Aber welch ein wundervoller Künstlerkopf!

Gruß Ihrer Unvergleichlichen und den süßen Kindern vom Onkel Lyricron. So, jetzt zieh ich mir Uniform an, und gehe

spazieren nach der Chaussee. Das thue ich zuweilen (das Uniform-anziehn), wenn ich im wüstesten Lebens- (Geld-) Kampf bin. Es giebt mir sozusagen Schlachtentrost. Und nun, mein Schmidt, lasse ich 3 heilige Messen lesen für Ihr Drama, daß es durchkommt und — Geld bringt.

Heut Morgen erhielt ich einen Aufruf (zum Beitritt) des „Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit". Ich möchte, Sie hätten mein Gelächter gehört. Na, ich bring's heut Nacht meiner kleinen Directrice in St. Georg. Vielleicht tritt die auch „bei". O Schmidt — die Weiber, d i e W e i b e r. Und es ist d o ch das Schönste!!!!!

For ever yours Liliencron.

An Gustav Falke.

19. 2. 93.

Mein guter Herzensfalke, Dank für Ihr liebes Schreiben. Die paar hundert Mark machens nicht. Die kommen wohl, wenn auch nicht zu rechter Zeit. Aber ich bin mit mir nicht zufrieden, u. bin dabei, mich einmal gründlich durchzuhauen. Hoffentlich hilft mir diese Tracht Prügel. Es ist auffallend, welchen Abscheu ich mehr und mehr vor den Menschen bekomme. Und ich selbst bedarf doch so sehr deren gütiger Rücksichtnahme. Möller las mir Ihre Gedichte gestern vor. G u t. Und so brauche ich morgen nicht zu kommen. Ich könnt es auch nicht mehr ertragen. Die Weibergeschichten müssen endlich aufhören; bitte: n u r des Geldes wegen. Sonst sind diese Art Abenteuer — der Jongleur mit den 6 Frauenherzen — sehr ergötzlich, zumal da ich endlich lerne, w i e man diese Huldinnen behandeln muß. Aber das Geld dazu. Und ich k a n n nicht deren Finanz-Anerbietungen annehmen. Ich habe mich gewissermaaßen auf Gnade und Ungnade W. Friedrich ergeben müssen. Und so erhoffe ich in diesen Tagen Geld. — So, mein herrlicher Poet, nun sitzen Sie im Sattel, u. reiten nun ins Gefecht. Nach 10 Jahren kümmern Sie Sich, wie ich, nicht mehr um Lob und Tadel.

In s e h r böser Stimmung Ihr L.

An Arno Holz.

[19. 2. 93.]

Liebster Freund, ich halts nit länger aus: Was ist mit Johannes Schlaf geschehn? Hat das Viehzeug (die teutsche Nation) ihn untergekrigt? Grauenhafter Gedanke.

In Liebe Ihr Liliencron.

An Timm Kröger.

Leipzig, 6. III. 93.

Bin ich im Irrenhause hier? bester, guter Herr Rechtsanwalt! Also Wilh. Friedrich capriciert sich drauf, daß ich bis zum 25. d. M. bleibe. Nur unter diesen Umständen will er Alles zahlen. Ich nannte ihm auch Frau Hintermayr (ich glaube 200 M). Soll e r schreiben oder haben Sie's gethan? W. Fr. bezahlt Alles, selbst die kleinste (5) Mark-Schuld. Das ist mir solche Blamage. Ich komme mir maßlos unglücklich vor!!! Ich esse p. p. bei W. Fr. u. seinen Damen, die ein sehr großes freigebiges Haus machen. Gestern wurde mir eine kl. Ovation gebracht. Und morgen lese ich z u m e r s t e n M a l e ö f f e n t l i c h von mir vor. Sagen Sie mir, was bezweckt W. Fr.? Bin ich ins Irrenhaus eingesperrt? Er schreibt Ihnen. Bitte nichts ihm wiederschreiben, daß sich s e h r unglücklich fühlt

Ihr tief dankbarer Liliencron.

An Gustav Falke.

12. III. 93. — Bis 25. d. Mon.: Leipzig.

Liebster Falke, Dank für Ihre Zeilen. Nein! es ist mir e i n h ö c h s t u n e r q u i c k l i c h e r A u f e n t h a l t h i e r. Das bitte ich aber keinem zu sagen. Mündlich Alles. Ich werde bis zur Manie schweigsam. Und Schweigen-können, namentlich b r i e f l i c h , halte ich mehr und mehr für das Nothwendigste und für die einzige Garantie, sich wenigstens einigermaßen durchs Leben halbwegs glücklich zu bugsieren. Es „schmeckt" mir also hier keineswegs „gut". Alles also

mündlich. Nur das heute schon, daß sich doch in W. Friedrich *viele Vorzüge* zeigen, die ich nicht in diesem seltenen Manne geahnt hätte. Aber mündlich, mündlich. Sie, liebster Falke, sind einer der sehr Wenigen, dem ich mein Herz öffne. [. . . .]

Ihr treuer Schildträger Liliencron.

An denselben.

[Postkarte vom 1. April 1893.]

Charfreitag. Die *Bestie* kreuzigte ihn: *Wir!* L.

An Constantin Brunner.

Altona (Elbe), Palmaille 5. — 4. 5. 93.

Dottore mio, noch bin ich nicht im Besitze des in Aussicht gestellten Briefes. Ich werde ja daraus (oder wie die Deutschen sagen: aus demselben —) ersehen, ob ich meine Erlaubniß geben kann, daß aus dem absichtlich mit „Privat" überschriebenen Briefe etwas entnommen werden kann. Denn wo bliebe der letzte Rest von Discretion, wenn wir aus Privatbriefen „Stellen" anführen wollten. Ich bin allmählig gewitzigt worden, wie ich Ihnen schon mündlich mittheilte.

Anliegend das versprochene Gedicht (Frühlingsnacht). Zu Änderungen darin (— oder wie die Deutschen scheuslich sagen: in demselben —) kann ich mich nicht veranlaßt sehn. Höchstens das Wort „Morgenton" (wenns Ihnen zu neutönerisch klingt) in „erste Hahn" verwandeln, oder wenn Sie ein besseres fänden. [. . . .]

Ihre große Arbeit, die Sie z. Z. vorhaben, und in die Sie vertieft sind, denke ich mir *sehr* interessant. Als Lyrikar und Lyrinculus muß ich ja davon etwas verstehn, denk ich. Ich will sehn, daß ich Ihnen Beiträge zukommen lasse. Freilich fehlt mir Ihre gewandte Feder, sodaß Sie erst meine Holzklötze zuschnitzeln müßten. Aber immerhin könnte ich Ihnen darin nützlich sein.

Ob es in „Frühlingsnacht" heißen muß: „Über unser n Liebesgang schnattern wilde Gänse" oder über „unser m"? Über unser„n" halte ich besser, da es das Ziehen der schnatternden wilden Gänse (wohin?) bedeutet. Wie oft hörte ich schnatternde Gänse über mich wegziehn. Selige Zeiten. Ich glaube, ich gehe noch einmal auf meine Haide zurück, um dann niemals wieder zu kommen. Es ist so wenig vornehm in der Welt. Diese Banalität! [. . .]

Ihr Baron Detlev Liliencron.

An R. D.

Altona (Elbe), 30. 4. 93.

Mein lieber herrlicher Richard. Dein brausender Waldbachbrief ist wundervoll. Schade, schade, daß kein Andrer je ihn sehen darf. Ich sage immer: Wenn das Volk (dies Volk? na, na!) die Liebesbriefe seiner echten Poeten sehn würde, da hätte es die h ö ch st e Poesie. So ein Brief, eine solche Poesie, ist Dein Brief. Keine Spur von „Wahnsinn". Der sitzt bei uns Sonder=Menschen allerdings im Blut. Aber Du und ich werdens nie. Ich habe Dich einmal in Berlin über eine Viertelstunde angesehn, als Du schliefest, und nie sah ich gesundere Kraft als damals. Über Deine Stirn hing die Locke; und aus Deiner gesunden Körperlichkeit schien (pardon, so schien es mir wirklich) Dein großer Geist. An Träume mußt Du Dich nicht kehren; die hab ich auch, und ebenso gräßlich.

Deine Strophe: Raum! Raum! u. s. w. ist ja shakesprearisch. Natürlich setze ich sie meiner Strophe voran. Und unter Deinen Vers nur: Richard Dehmel an Detlev von Liliencron. Ists so recht? [. . . .]

Dein Detlev.

An Gustav Falke.

[Mai 1893.]

Die deutsche Lyrik blüht an allen Enden — und das Vaterland sieht den Prachtflor nicht. Die moderne deutsche Lyrik entfaltet sich zu den schönsten Blumen — und das

Vaterland hat keine Augen, kein Ohr, keinen Geruch (sit venia verbo) dafür. Immer niedergehalten von den „Alten" spottet selbst Deutschland über seine jungen, mächtigen Dichter! Aber die Siegesfahne weht auf allen Zinnen, und die Landsleute müssen ihr Flattern hören und ihre bunten Farben mit Entzücken sehn. Da ist in dieser Stunde kein Zweifel mehr.

Der Naturalismus, der so gefürchtet wird von den Deutschen, ist nothwendig gewesen, um das fließende Wasser wieder herzustellen, das versandet und versumpft war. Aber dieser „Naturalismus" ist nun überwunden — und klar und heilig fließt wie früher der alte deutsche Strom der Dichtung . . . . .

Lieber Falke! Kommen Sie also Dienstag und zwar so früh wie möglich. Ich denke, wir fahren dann nach der Colonie Othmarschen u. setzen uns dort in Vosloch hin. Und nachher essen Sie bei mir. Erinnern Sie sich unsers herrlichen Tages dort? Daraus, aus dem Tage ist mein Gedicht „Zueignung" entstanden.

An Schmidt doch, an unsern herrlichen Dichter, an diesen Charakter, zu dem ich mit Ehrerbietung hinaufsehe, an unsern Schmidt doch — aber bei Leibe nicht als von mir kommend — erzählen Sie von „Genius", „Krischan Schmeer von Gottes Gnaden" und „Pieta". Und sagen ihm mal, daß ich in die Tiefe gehe. Denn darin bleiben er und Goldschmidt u. die ganzen Freunde — außer Schütze — sich einig, daß ich nur in eroticis mache; daß nach den „Adjutantenritten" mein Vulkan erloschen sei. Diese (darin!) Philister können eben meinen Flammengeist nicht verstehn; und sie halten mich auf dem niedersteigenden Ast. Also da reden Sie mal ein Feuerwort für mich, daß es nachhallt auch von Schmidt zu den Andern. Meine starke Leidenschaft zum Weibe habe ich eben ausrasen lassen u. ausrasen lassen müssen; u. so wars gut. Und da habt ihr mal ein paar tolle, kühne, frische Liebeslieder bekommen, ihr Teutschen, u. sollt mir deßhalb dankbar sein. Das verfl. Geschwätz, daß es nach dem ersten Buch immer „alle" sei. Also reden Sie's Schmidten aus!!! [. . . .]

In alter Herzlichkeit Ihr L.

An Otto Julius Bierbaum.

Altona, 29. 5. 93.

Bitte, Julius, veranlasse Dr. Albert, mir noch Exemplare von dem Essay „Ein französ. Urtheil über d. Moderne" zu senden. Ich werde es vertheilen. [. . .] Ja, die Geister scheiden sich mehr und mehr. Auf der einen Seite Hauptmann, Du, Henckell, D., Falke, ich u. einige Wenige noch. Und auf der andern: Na, Du weißt schon! Dieser inf. Nordau: Du neben Bleibtreu (ja, ich fiel um vor Lachen!) und ich neben Baumbach (ich fiel gleichfalls vor Lachen um). Ja, diese Schurken. Aber wir behalten d o ch, d o ch den Sieg. —

[. . .] Nach Salzburg (Hôtel de l'Europe) sandte ich an Richard mein letztes langes Gedicht, das ich in diesen Tagen schrieb (Krischan Schmeer). Es ist das Phantastischeste, das ich jemals schrieb. Es wird Dir s e h r gefallen. Und wie's zuweilen bei mir kommt: Unbeabsichtigt ist dabei eine Symbolik n i ch t, aber ein tiefes Herzaufleuchten gekommen. Hier: Ein armer Torfbauer, der ärmste (pauper) Mann der Erde, wird durch seinen Nachkommen nach 3000 Jahren gerächt, der — der König der Erde geworden ist und auf der holsteinischen Haide (Phantasiebild!) vor ihm kniet. Donnerwetter, das ist mir famos gelungen. Phantastik und Realismus durcheinander. Wenn es irgendwie geht, so bitte Richard, daß er es Dir vorliest. [. . . .]

Dein Detlev.

An Karl Kraus.

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 8. 6. 93.

Lieber Freund Karl Kraus [. . .] Haben Sie neulich meine 3 Postkarten erhalten? O Gott, Freunde, war das ein herrlicher, herrlicher Sommertag!

Mit der „Zukunft" kommen Sie — Sie geistvoller T a p f e r e r ! — schon „in de Reech" (in die Reihe, in Ordnung), wie wir in Holstein sagen. [. . .] Sie können Sich

denken, wie sehr auch mich der Erfolg der „Weber“ erfreut hat. Die Weber sind, künstlerisch, das genialste, was in den letzten 10 Jahren erschaffen ist. [. . .]

Natürlich komme ich noch nach Wien. Aber wann? Eher noch hoffe ich Sie in Altona-Hamburg zu sehn. Die Cholera wird wohl dies Jahr nicht kommen: „Sünd jü (ihr) all gesund? Djawoll, djawoll, djawoll, gekocktet Woter.“

[. . . . .] Ach, die jungen Dichter! Sie haben Recht. Lieber Freund, Sie glauben nicht, wie viele Bücher ich von den „jungen Dichtern“ bekomme. Und aus allen Begleitschreiben sehe ich stets flehende Augen: Hilf uns gegen den Pöbel! Und da fühl' ichs wie Zorn in mir; und ich schreib' ihnen dann, was ich irgendwie nur verantworten kann. Nein, mein Kraus, ich tariere K. und Sch. richtig, und — ganz so wie Sie. Aber Ihnen ist die Kraft und Eleganz des Schreibenkönnens, die mir fehlt. — Auch über Busse urtheile ich wie Sie! Sein Aufsatz war der eines Strebers, und — unbescheiden. Doch ich hoffe von diesem prächtigen Kerlchen, daß er sich nicht von den „Alten“ herumkriegen läßt. Denn dann ist er verloren! Das schrieb ich ihm auch.

[. . . . .] Und nun noch eine große Bitte, mein Karl Kraus: Sie überschätzen mich! Wirklich! Sie thuns! Ich bin ein Dichter! ja! Aber . . . nur ein Lyriker; nichts weiter. Oder es müßte jetzt mit der „2. Periode“, der „berühmten 2. P.“ kommen.

[. . .] Für vieles Liebe von Ihnen, Sie treuer Mensch,

Ihr Detl. Liliencron.

An Otto Julius Bierbaum.

[10. 6. 93.]

Lieber Otto Julius. Wie ich neulich meinen 49. Geburtstag gefeiert habe — ich stehe, Gottes Segen bei Cohn! im 50. Lebensjahr; ekelhaft — das schreib' ich Dir nächstens extra. Nur Falke weiß es.

Ich sage Dir, es war göttlich; denn ich wollt' in dieser Nacht noch einmal die Kraft meiner Lenden prüfen, u. nahm

d r e i Lieblingsweiber aus meinem Harem zu mir. Und siehe da: am andern Morgen schritt ich wohl und heiter in mein 50stes Lebensjahr!!! Beginn der berühmten IIten Periode!!!

[. . .] Unser Michael Georg [Conrad] bewirbt sich ja um eine Reichstagsabgeordnetenstelle. Göttlich! Aber es könnte für die „Moderne" von hoher Wichtigkeit sein. Er ist doch ein famoser ganzer Kerl, den ich liebe. — Ihr habt doch das französ. Urtheil an alle möglichen Journale, Zeitschriften pp. gesandt? „Ü. L. u. Meer", „D. Dichterheim", und an die gräßlichen, gräßlichen „Blätter für litter. Unterhaltung" pp. pp. Thut das ja!!! [. . .]

Dein Detlev.

An Gustav Falke.

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 16. 6. 93. ½9 U. früh.

Mein theurer Falke. Ich werde mich heute mit Ihnen den ganzen Vormittag beschäftigen; und thäte es auch, wenn ich keinen Augenblick Zeit hätte. [. . .] Daß Sie über Dehmels Worte erfreut waren, konnte ich mir denken. Und hier gleich einiges noch: „die heiße, tod-und-lebentriefende Sonne" sind Sie d o c h ! Nur lag und liegt alles noch wie ein Bann auf Ihnen. Ihr bisheriges Leben — durch Ihr Stundengebenmüssen in der ekelhaften Bourgeoisie — drückte Sie. Nein, mein Falke, ein Feuergeist sind Sie, der noch oft schüchtern, zu schüchtern ist, eben: durch Ihr Milieu. Sie leben nur ein Innenleben, wie jeder g r o ß e K ü n s t l e r, wenn er in solchen Verhältnissen sich herumhauen muß. Ich habe Ihnen mit Willen nichts vordeklamiert, ehe Sie jetzt Ihr wundervolles Buch „Tanz u. Andacht" vollendet haben. Darin freilich sind Sie der milde, große, schöne Morgen- und Abendstern; aber schon Ihre „Welle" zeigt die „Leben- und Tod- triefende Sonne". Bleiben Sie so k e u s c h, wie Sie sind und denken, Falke! Das aber sagt nichts dazu, daß man eine „Sonne" werden kann. [. . .]

Nun lassen Sie, wo jetzt ein Abschluß hinter Ihnen liegt, nun lassen Sie Alles mehr a u s r e i f e n; und nun fangen

Sie an, bei Ihren Sachen, bei entstehenden und entstandenen, zu *arbeiten*! Der Begriff der Arbeit, des Durch-(Nach-)denkens, der Feile, lag Ihnen bisher ganz fern. Und wenn Ihre Freunde Ihnen nicht immer wieder: „das ist noch nicht *fertig*, Falke," zugerufen hätten, so hätten wir fast nur flüchtig hingeworfne Skizzen bekommen. Genie aber — das alte richtige Wort: ist Arbeit, harte mitleidlose Arbeit; und die kannten Sie bisher noch nicht. Nun aber auch ein Entschuldigungswort für Sie:

Keiner der lebenden Dichter hat solchen sich wie von selbst gebenden *Reichthum* des Reimes, des sich geben *müssens* der Phantasie! Da stehn wir Alle weit hinter Ihnen zurück. Und ich verstehs nur zu gut, wie dieser ewig sprudelnde Quell bei Ihnen — welch ein sieches, kriechendes Wässerchen bin *ich* dagegen —, wie er so unaufhörlich quillt und quillt, sich nicht mit Eindämmung, Selbstkritik, Sorgfalt, Arbeit abgeben will und mag. Aber *davon* hängt Ihre Zukunft ab.

Ihr jetziges Buch ist einfach wundervoll! Ich rechne Sie zu den *ersten* Künstlern Deutschlands. Am meisten Ähnlichkeit haben Sie mit dem keuschen Thoma; aber auch Böcklin sind Sie. Bei Stuck *fehlt* diese Keuschheit der Seele, u. deßhalb haben Sie auch nichts mit ihm gemein. Von Klinger haben Sie manches, nachdem Sie ihn *kennen gelernt* haben. Aber dennoch freue ich mich für Sie: er war Ihnen eine mächtige Anregung. Und nun sind Sies schon in Ihrem Buch „T. u. A.": *Falke*! — So werden Sie's von nun an noch *mehr*! Lassen Sie Ihrem unglaublichen Talent den Lauf, kehren Sich an *keine* Vorbilder — (ich hätte bald gesagt: auch unbewußt nicht) — dann sind Sie in Ihrem nächsten Buch, mein feiner, feiner Künstler Falke:

1.) eine Lebenssonne!
2.) das Original Gustav Falke!

Und — ich brauchs nicht zu wiederholen: Kehren Sie sich an den ganzen Bourgeois-Scheißkram, an all die alten Tanten und Philister (wohlgemerkt) *nie mehr*!

Amen.

An R. D.

14. 7. 93.

Mein geliebter Richard. Zuerst: ich hatte die Freude, Deinen Bruder Otto, der sehr frisch und wohl aussieht, bei mir zu sehn. Und morgen macht er mir wieder die Freude, bei mir zu Tisch zu sein.

Dann: Ich lerne ja von Dir interpunktieren (ich gebe endlich klein bei! ja!) und — ich lerne von Dir deutsche Sprache. Ich Hochmüthiger, der ich glaubte, gut deutsch schreiben zu können!

Nun die heute mitfolgenden Correcturen — übereile Dich nicht, es hat Zeit —: da finde ich bestimmt, daß wir das „Sie" beibehalten in dem Brief „An Richard Dehmel". Nicht wahr? Es gäbe auch eine fürchterliche Umkalfaterei!! [. . .]

Dieser Tage habe ich mal wieder fühlen müssen, wenn einer über uns in Raserei geräth vor — N e i d. O Schmutz, o Ekel. Gott, Gott, nach Poggfred, nach Poggfred!

Grüße Deinen Heerd. Du Liebster, Bester.

Dein for ever! Detlev.

An Karl Kraus.

Altona (Elbe), Palmaille 5. — 4. 8. 93.

Lieber Karl Kraus, wir machen uns beiden Komplimente gegenseitig. Wir sind beide ein paar „fixe" Kerls. Und so wollen wirs halten. Nur daß ich Ihnen so vielen Dank schuldig bin!!!

Wissen Sie, daß Sie einen unendlichen Vortheil vor so vielen, darunter vor mir haben, daß Sie „studieren" (gleichviel was): Es ist für die Allgemeinbildung doch von außerordentlichem Werthe. Und ich, in Ihrer Stelle, würde erst ruhig mein Examen im Jus machen, da Sie doch nun mal so weit sind. [. . . . .]

Ihr treu ergebener Liliencron.

An Gustav Falke.

Montag, 8. 8. 93.

Mein Theurer. Heut benütze ich den ganzen Tag, meine Manuscripte zu sammeln.

Auch sonst „ralliire“ ich mich in diesen Tagen. Es geht denn doch gegen den Winter meines Lebens. Ich fange an, „ordentlich“ zu werden. Das ist immer ein böses Signum zum Philister. Vielleicht werd ich auch noch geizig. Na, na. Nur von der „Liebe“ laß ich nicht; so will ich morgen in die Wälder von Rugenbargen, um dort auf „dem grünen Teppich der Natur“ stürmische Kuß etc.-Schlachten zu liefern. Tandaradei. [. . . .]

Ihr Liliencron.

An R. D.

Altona (Elbe), Palmaille 5, d. 15. August 1893.

Mein innig geliebter Richard. Seit 4 Tagen, etwas Unerhörtes, habe ich keine Briefe bekommen. Das ist mir, als wenn ich schon gestorben sei.

Ich bin an der Wende meines Lebens. Das ist mir ganz klar. Aber nie noch bin ich in solcher Geldnoth gewesen wie jetzt.

Soll ich nun grade in dieser (leider Kehrt-)Wendung m. Lebens die Flinte ins Korn werfen? Nein! denn ich sage mir, daß nun noch etwas aus mir werden k a n n. Ich will also ein letztes Mal versuchen, mich aus der grausenhaften Geldverlegenheit zu befreien. [. . .] Ich habe noch n i c h t mich an Liebermann gewandt. Daß ich ihm am Schlusse schriebe: „sonst verlumpe ich ganz“, wäre eine Lüge, denn grade das Gegenteil ist der Fall: ich werde fanatisch ordentlich und sehe klar ein, wie langweilig für mich dies wilde Leben ist, wie's mich geistig zersplittert. Also Concentration, wenn etwas aus mir werden soll. Ich lege Dir einen neuen Brief an L. bei.

Eine zweite Sache: Zum ersten m u ß ich ein paar hundert M. haben. Ich will Dich nicht mit m. langweiligen Gründen plagen. Nur: daß ein M u ß an mich herantritt.

Eine dritte Sache: Der gute Mosse ließ mir schreiben, daß er den Roman nicht brauchen könne; damit hat er gewissermaaßen den Contract gebrochen. [. . .] Ich schrieb auf die beiden freundlichen Briefe des Neffen des Herrn Mosse ebenso freundlich zurück: daß, da Herr M. ein gewaltiger Herr sei, es diesem Herrn leicht sein würde, durch seine Verbindungen m. Roman für eine große Summe an ein Journal (buchhändlerisch gehöre er W. Friedrich) zu verkaufen. Es ist durch die Absage des Herrn M. thatsächlich der Contract gebrochen. Aber wie winde ich mich heraus? Selbstverständlich muß Herr M. seine 4000 M. wiederhaben. Und wenn er sie nicht durch den Verkauf m. Romans herausbringt, so arbeite ich den Rest ab. [. . . .]

Mein Buch [„Neue Gedichte"] ist noch immer nicht erschienen. Es ist das letzte Buch meiner Jugend, noch einmal knallfrisch und hastdunichtgesehn. Nun muß ich teutsch, also abstract, langweilig werden. Der Hochsommer ist bei mir gegangen, und ich neige mich zum Herbst. Mein Thyrsusstab — bitte nicht mit dem „männlichen Erkennungszeichen" zu verwechseln — ist in den Aschenhaufen meines herrlichen Jugendbrandes geworfen. Ich hole ihn nicht mehr wieder. Und „Ruhe heißt jetzt die erste Bürgerpflicht". Gräßlich. Aber sonst krigt nie Geld

Dein Detlev.

An denselben.

Hamburg, 19. August 1893.

Mein lieber, lieber Richard, Dank für Deinen Herzensbrief. Zuerst: Was ist das für ein düsteres Geschick mit Johannes Schlaf? Ists Sorge? Nur aus Sorge, gemeinster Nahrungssorge? Ein zu fürchterlicher Gedanke. Aber daß er in unserm großen Vaterlande doch drei liebe, liebe Menschen fand: Dich, Holz und Heilmann — wie dank ich euch dafür! In Deinem nächsten Briefe bitte schreib mir davon. Und grüße Schlaf so herzlich von mir!

Dein Bruder Otto geht morgen nach Kiel auf einen Tag zu einem Kränzchen. Er bleibt gleichmäßig der liebe frische Kerl. Wie können wir lachen zusammen! [. . . .]

Mein Buch ist nun erschienen. Aber wie gleichgültig war mir der Empfang. Denk ich daran: mit welchem stürmischen Herzklopfen ich mein erstes empfing! Und jetzt? Ist mein Vaterland mit Schuld daran? „Graue Haare ums Herz", wie Du so wnndervoll sagst . . .

Vielleicht erhältst Du in diesen Tagen einen Brief von m. lieben Freund Timm Kröger, dem Rechtsanwalt in Kiel. Kröger ist ein ganz unglaublich herrlicher Kerl, dem ich vielen, vielen Dank schulde.

Und zum Schluß: Auf die 4. Seite Deines herrlichen Briefes antworte ich: Hut in die Luft geworfen! Holdr i i i i o! Nicht untergehn! Hurrah, mein Richard. Dein Detlev.

An Otto Ernst (Schmidt).

Altona, 26. 8. 93.

Mein lieber Freund Schmidt, Donnerstag Abend wär' ich gar zu gern zu Ihnen gekommen. Aber ich hatte natürlich wieder nicht das Fahrgeld. Und dieser Grund — in des Wortes wirklichster Bedeutung!!! — hat mich zahlreich abgehalten, auf unsern Versammlungen und Vortragsabenden zu erscheinen. Wann dieser Zustand, er darf nicht allzulange mehr dauern!, sich ändern wird, weiß ich nicht; aber ich muß ihn zum entscheidenden Vorwurf nehmen, daß ich das nächste Mal nicht wieder zum 3. Praesidenten gewählt werde. Ich bitte also, in der entscheidenden Sitzung (gern unter den wahren Gründen) mich davon auszuschließen. Mitglied unseres Litterarischen Vereins (Heil! Heil! unserm energischen 1. Praesidenten Otto Ernst, der allein mit seiner Energie ihn emporgehoben hat) bleibe ich selbstverständlich.

Ich schicke Ihnen bald den Quark meines neuen Buches (auch nicht eine Stimme darüber hörte ich bis heute). Aber ich konnte bisher nicht mal meinen Verpflichtungen nachkommen in Betreff des Buches, so wenig Exemplare hatte ich bekommen. Es fängt an, mir zum Ekel zu werden. Ein Dichter soll völlig frei von materiellen Sorgen sein!

Na — — — [. . . . .]

Ich habe ernstlich vor, mich als Hauptmann in die afrikanische Schutztruppe einstellen zu lassen, wenn meine Wunden es erlauben (ich also körperlich dazu qualificiert gefunden werden sollte). Das ist mir 100 mal lieber, als bei dem teutschen Volke Dichter zu sein, diesem unkünstlerischesten Volke der Erde!

Gruß Ihnen und Ihrem lieben Frieden. Sie Beneidenswerther! — Jetzt bin ich g a n z einsam: herrlich, aber man vergiftet sich dabei.

Wie stets Ihr alter Liliencron.

An R. D.

29. August 1893.

Lieber Herrlicher [. . . .] Ich habe mich — vorläufig privatim vorgefühlt — nach Berlin gewandt, und um eine Stelle als Compagnie-Führer bei einer afrikanischen Schutztruppe gebeten. Das wäre ein a n s t ä n d i g e r Tod. Aber ich werde als zu alt erachtet werden. Jedenfalls wird sichs erst zum Frühjahr entscheiden.

Ich danke ferner dafür, ein Poet in meinem Vaterlande zu sein.

Ich küsse Dein Herz. Von Herzen! Dein Detlev.

An denselben.

Altona, 7. 9. 93.

Mein geliebter Richard [. . . . .] Am 28. dieses Monats geht „der Trifels und Palermo" über die Bühne in München. Ich wüßte nicht, was mir im Leben gleichgültiger sein könnte. Nur die F a r b e n p r a c h t möcht ich sehn; und nur den Dämon Heinrich sehn u. einiges hören von den Weibern drin, denn dann — hätte ich die k u m m e r v o l l e n Tage Kellinghusens wieder vor mir: mein treues liebes Weib, das mich so tröstete damals, den Reis mit Curry (mein Lieblingsgericht), den Auguste mir stets in den Tagen brachte, als ich das Stück schrieb. . . . O daß es Schlaf besser geht. Der liebe gemütvolle Deutsche. Grüß ihn von Herzen. Und was ist er für ein feiner, feiner Dichter!

Aber Richard, mit Dir, mit, mit, mit Dir habe ich mich „gewälzt für Freuden", als ich die Ehrung las, nein als ich das Verständnis las: daß Dir Max Klinger gedankt hat. Du ewig Beneidenswerther! [. . . . .]

Dein Detlev.

An denselben.

[1. 10. 93.]

L. R. Jetzt solltest Du mal die Provinzblätter lesen über den Trifels. Geradezu köstlich dieser Haß auf mich. Endlich, endlich öffnete sich ein Ventil für sie. Ist's nicht immer so im Leben?

Dein D.

Adressatenliste zum ersten Band:

Paul Barsch, Breslau.
Otto Julius Bierbaum (†).
Gymnasialdirektor Prof. Dr. Alfred Biese, jetzt Neuwied a. Rh.
Constantin Brunner, jetzt Berlin-Tempelhof.
Dr. M. G. Conrad, München.
Dr. Richard Dehmel, jetzt Blankenese b. Hamburg.
Gustav Falke, Hamburg-Großborstel.
Theodor Fontane (†).
Lehrer Ludwig Frahm, Poppenbüttel b. Hamburg.
Hermann Friedrichs, jetzt St. Goar a. Rh.
Prof. Dr. Reinhold Fuchs, jetzt Dresden.
Klaus Groth (†).
Hermann Heiberg (†).
Karl Henckell, jetzt München.
Arno Holz (und Johannes Schlaf), Berlin-Wilmersdorf.
General-Ltnt. z. D. Ludwig v. Kaltenborn-Stachau, jetzt Marburg a. d. L.
Frau Kommerzienrat Hedwig Kiesekamp (L. Rafael), Münster i. W.
Karl Kraus, Wien.
Max Kretzer, Berlin.
Justizrat Timm Kröger, jetzt Kiel.
Johannes (Iven) Kruse, jetzt Hamburg.
Schuldirektor Dr. Jakob Loewenberg, Hamburg.
Johann Meyer (†).
Otto Ernst (Schmidt), jetzt Groß-Flottbek b. Hamburg.
Prinz Emil v. Schönaich-Carolath (†).
Privatdozent Dr. Paul Schütze (†).
Kammerherr Ernst Frhr. v. Seckendorff, jetzt Rüsselsheim a. M.
Fräulein Margarethe Stolterfoth, Königsberg i. Pr.
Heinrich Zeise, Groß-Flottbek b. Hamburg.

Druck von Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg, Bez. Halle.

Brief an Ernst Frhrrn. v. Seckendorff vom 22. Oktober 1869 (vgl. Seite 12).

Zürich, 22. Oct. 69.

Mein lieber [illegible]!

Komme doch einmal herüber
zu mir – [illegible]
[illegible] von dir; das [illegible]
[illegible] von dir, als du weißt, in
[illegible]
[illegible]
[illegible] zu dir – [illegible]
[illegible] – aber alles [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Heine – u. wenn man Heine liest, ist man entweder glücklich oder unglücklich verliebt – [illegible], wie mich das gequält und [illegible] [illegible] Schmerzen haben, u. [illegible] [illegible] Lust. –

Ich habe eine Bitte: Kommen Morgen Abend 10 Minuten vor 8 Uhr an – wir verplaudern einen gemüthlichen Abend u. [illegible] können Sie – ich wird mir Abend [illegible] zusammen [illegible] Theater u. [illegible] Gedanken [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Ihre [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Brief an Timm Kröger vom 6. März 1893 (vgl. Seite 284).

Leipzig, 6. III. 93.

[illegible] bin ich ein Hasenherz
[illegible] ? [illegible], zu [illegible]
[illegible]!
Also W. Fr. ungemein [illegible]
sich darauf, [illegible] ich bis
zum 25. d. M. bleiben
[illegible] ~~[illegible]~~ [illegible]
[illegible]
will er [illegible]
[illegible] nennen, [illegible]
auch Fr. [illegible]
[illegible] (ich glaube
200 M.) soll er [illegible]
[illegible] oder ~~[illegible]~~ [illegible]
haben [illegible] [illegible]

W. Hr. bezahlt
alles, selbst die
kleinsten (5.) Unkos-
ten. das ist eine
solche Blamage.
Ich komme mir
maßlos un-
glücklich vor!!
Ich bitte u. U. den
W. Hr. u. seinen
Damen, die
mir sehr großen
freigebigen [illegible]

machen. Es kann
wirklich nicht eine
Kl. Ovation zu-
bereitet. Und mor-
gen lese ich zum
ersten Male
öffentlich
von mir vor.
Sorgen Sie mir
was bezweckte
W. Hr.? Denn ich bin
zusammenhanglos [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] nichts [illegible] [illegible]
[illegible], ich bin sehr unglück-
lich [illegible] [illegible] [illegible]
Adr: Leipzig
Adr: Herrn Wolf.
Inselstr. 17
Gartenhaus I.

